



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## Universitätsbibliothek Paderborn

### Schiller's Heimathjahre

Kurz, Hermann

Stuttgart, 1879

[urn:nbn:de:hbz:466:1-47802](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-47802)



Kurz,  
Schillers  
Heimathjahre.



·EX·LIBRIS·



·AD·SCHMOLL·

v·EISENWERTH·  
K.S.v.E.  
1900.







Deutsche  
Volksbibliothek.

Vierte Reihe.



Stuttgart.  
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.  
1879.









Hermann Kurz.



# Schiller's Heimathjahre.

Von

Hermann Kurz.

---

Erster Band.



Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1879.





02  
SE  
2809

Sammel / 4330

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.



## 1.

— Taceo funesta Ducatus  
Vulnera.

Jos. Gmelin.

Der Sonntag schien hell durch das einzige Fenster des kleinen Gaststübchens, in welchem der junge Heinrich Koller noch in tiefem Schlafe lag. Er mußte etwas Angenehmes träumen, denn ein leichtes Lächeln belebte seine frischen Züge. Endlich aber störte ihn das Sonnenlicht, das ihm gerade ins Antlitz fiel. Eben schlug die Glocke auf dem nahen Thurm, und die Hähne ließen wetteifernd ihre ländlichen Stimmen ertönen. „Im Haus ist noch Alles still,“ sagte Heinrich, indem er aus dem Bette sprang und sich anleidete, „es ist noch früh am Tage, und doch schon so hell zu dieser Jahreszeit. Sei mir gegrüßt, o Licht! in Tübingen hast du mich nie so früh geweckt. Es ist doch etwas Herrliches ums Landleben, Alles so hell und so still! Jetzt kann ich eben noch einen Spaziergang in der schönen Gegend machen und vielleicht dem Liebchen ein Schneeglöcklein, das sich vorwitzig ans Tageslicht gewagt hat, mitbringen. Sie wird noch sanft und heilig schlummern, das holde Kind!“

Er eilte in den großen Pfarrgarten hinab, um an dessen Hintermauer den unmittelbaren Ausgang ins Freie zu gewinnen. Da sah er ein gelbes Hütchen durch die dicht stehenden, noch unbelaubten Bäume blinken; er schlich leise hinzu und hielt dem schlanken Mädchen, das, halb städtisch, halb



ländlich gekleidet, in leichter knapper Tracht an einem Baume lehnte, die Hände vor die Augen. „Schelm!“ rief sie und schlug ihn drauf: „ich kenne dich schon, ich habe dich kommen hören.“ — Sie wandte ihm ein zärtliches Gesicht mit zwei hellen blauen Augen zu und bot ihm willig den Mund zum Kusse.

Er schlang den Arm um sie, und sie wandelten durch den Garten ins Freie. Lottchen sang: „Ueb' immer Treu' und Redlichkeit!“ und ihre reine Stimme klang lieblich in den Morgen hinaus. Das enge Thälchen, in welches der Pfad sich hinabwand, hatte schon einen Anflug von dem grünen Teppich, der es nun bald bekleiden sollte, die Anhöhen zu beiden Seiten lagen in reinem warmen Glanz, aus geringer Entfernung schimmerte das Schloß von Baihingen herüber, in der eigenthümlichen Beleuchtung der frühen Februarsonne scharf hervortretend; hinter den Liebenden ragte der Kirchturm des Dörfchens Illingen hervor, das sie soeben lustwandelnd verlassen hatten. Unser Pärchen sog mit unendlicher Wonne den Hauch des frischen und doch warmen Morgens ein. „Diesmal,“ sagte Heinrich, „verdient der Frühling seinen Namen; es ist ein seltenes Fest, wenn schon im Februar die Natur aus dem starren Winterschlaf erwacht und neu zu leben beginnt. Laß uns glauben, mein Lottchen, freundliche Geister haben unserer Liebe zu Ehren den Freund der Liebenden, den Lenz, erweckt, und er schicke sich nun fröhlich an, unser Glück mit Blumen und grünen Zweigen zu bekränzen.“

„Fast möcht' ich's auch glauben!“ rief Lottchen, entwand sich ihm und hüpfte über den kleinen Bach, der das Thälchen mitten durchschnitt. Sie hatte mit ihren hellen Augen jenseits zwei Veilchen entdeckt und eilte, sie zu pflücken. „Sieh, Liebster!“ sagte sie und steckte ihm die beiden Blümchen an die Brust, „sieh, dies ist das Erste, was das Jahr uns bringt, das Beste, was dir meine Liebe geben kann. Laß es dir ein Sinnbild sein! Wie diese armen bescheidenen Blümchen ist



auch meine Liebe arm und unscheinbar und kann dir nichts bedeuten; aber wie du die zarten Pflanzen an deine starke Brust nimmst und um meinetwillen behütest und werth hältst, so thue auch mit deinem Mädchen, das dir weiter nichts gelten kann, als daß sie dir so überaus von ganzem Herzen gut ist."

Heinrich war von diesen einfachen Worten aufs Innigste gerührt, und keine von den prächtigen Redensarten, die ihm sonst so leicht wurden, wollte ihm über die Lippen gehen. Er küßte sie herzlich, aber eh' er etwas erwidern konnte, vernahmen sie laute Stimmen in der Nähe; sie blieben hinter einer dichten Einfassung stehen und blickten hinaus. Einige Bauern kamen von der Anhöhe, hinter welcher sich die Felder ausbreiteten, gegen das Wiesenthälchen herunter gegangen.

"Seht einmal, ihr Mannen!" rief einer von ihnen und blieb stehen: "Meiner Treu! das Thal kriegt schon ein neues Bärtlein. Da sieht's getreu aus, wenn's im Februar maielt! Da kommt Alles ins Treiben, und nachher nimmt's der Frost."

"Ist mir doch immer lieber," sagte ein Anderer mit finsternem Gesicht, "wenn's von selber zu Grund geht. Es gibt keine größere Narrheit für uns Leute, als wenn wir uns viel um unsere Saat bekümmern. Geht's schlecht, so lamentirt Alles zusammen, und geht's gut, gleich ist's Wild bei der Hand und frißt, was ihm schmeckt, und was stehen bleibt, das geht bei der nächsten Jagd zu Schanden."

"Das ist auch wahr, Schmidpeter," fiel ihm der Erste bei.

"Das gibt wieder eine Mahlzeit für die Sauen, Hansjörg," fuhr der Schmid in seiner finstern Laune fort: "wenn's der Ernte zugeht, und der Dinkel grad recht in der Milch steht, da laden sie sich wieder ein."

"Und wenn sie meinetwegen noch für den Hunger fressen thäten, Gott verzeih' mir's, ich wollt's ihnen noch gönnen," sagte Hansjörg ärgerlich: "aber 's ist ihnen um die pure



Wollust zu thun, sie sehen's als Nachtisch an; da raufen sie die Frucht handvollweis aus dem Boden und quetschen's nur so aus, und wenn sie die Milch gesogen haben, so werfen sie's wieder weg. Es sind verflucht delikate Bestien."

"Freilich ja," bemerkte der Schmid, "das lernen sie von dem vornehmen Umgang."

Die Andern lachten. "'S ist wahr," sagte Einer, "man sollte sich noch für die gnädige Ehre bedanken."

"O wenn nur," so brach ein Anderer jetzt aus, "wenn nur das heilige siedige Donnerwetter die gnädigen Herren und Sauen und die Jagd mit sammt uns und dem ganzen Ländlein dreitausend Klafter tief unter den Boden schlüg'!"

"Behüt' uns Gott!" versetzte Einer mit etwas gereistem Accent, "nur nicht gleich oben hinaus! Schicket euch in die Welt, denn es ist eine böse Welt!"

"In die Zeit heißt's, Schneidermichel," rief der bibelfestere Hansjörg dem Geduldsprediger zu. "Aber wahr ist's, die Welt ist schlimm. Der Liebste von Allen ist mir noch der Herr selber. Er red't doch noch mit unser Einem, wie wenn er Seinesgleichen wär'; ja er ist viel bescheidener gegen den gemeinen Mann, als seine Bedienten und Amtleute, die doch weniger sind als er. Glaubt mir, Mannen, wenn alle Oberamtleute und Pfleger und das ganze G'schmeiß, wenn die so wären, wie der Herzog, so hätten wir bessere Tage."

"O," rief der Schneider, "jetzt wird's erst schlimm werden! Da kommt der Schulmeister. Der studirt vermuthlich auf seinem Morgenspaziergang eine Abdankung, oder, wie er's lieber heißt, eine Leichenrede. Bon dies, Herr Schulmeister! Woher geht die Fahrt?"

Der Angeredete, ein hagerer langer Mann von absolut unzufriedenem Aussehen, hatte eben noch die letzten Worte vom Lobe des Herzogs gehört und brach, ohne die Zwischenfrage zu beachten, alsbald gegen den Redner los, indem er eine erkleckliche Anzahl von Majestätsbeleidigungen auf ein-



ander häufte, welche freilich, wie er sicher rechnen konnte, von seinen Bauern noch weniger als von den Vögeln unter dem Himmel weiter getragen wurden; denn jene waren viel zu sehr von seiner Tüchtigkeit überzeugt, als daß sie ihm etwas hätten geschehen lassen, und sie pflegten ihre Meinung von ihm mit den Worten auszudrücken: „Er ist ein ganzer Schulmeister; daß er unsre Buben gehörig herhaut, herstrie-gelt und herrichtet, das muß man ihm lassen; aber freilich, ein böß Maul hat er.“ Der Zusatz sollte keineswegs ein Verwerfungsurtheil sein, denn dieses böse Maul sprach oft genug eine Meinung aus, die ihre eigene war; da sie aber an dem Inhaber desselben allerlei Schwachheiten kannten, so spielte er bei ihnen doch keine so große Rolle, als er sich ein-bilden mochte, und gehörte darum zu den vielen Leuten in der Welt, welche mehr reden, als sie gelten. Dieses Bewußt-sein aber, wenn es ihm jemals klar wurde, hielt ihn nicht ab, seine Rede fortzusetzen. „Was?“ rief er, „einen Tyrannen vertheidigen, der eure Felder verwüstet, das Mark des Landes ausfaugt, der eure Söhne aus den Betten reißt und steckt sie in seine steife Montur —“

„Aber,“ fiel der Schneider etwas schüchtern ein, „das ist doch nicht mehr so arg, seit die Herren von der Landschaft mit dem Herzog Proceß geführt haben.“

„Die?“ rief der Schulmeister und schlug ein höhnisches Gelächter auf, „diese guten Freunde haben schön für euch gesorgt, die haben ihr Schäfchen gleichsam bei der Gelegen-heit geschoren! Was thun sie denn jetzt, nachdem der Ver-trag schon seit Jahren zu Stande gekommen und tausendfach seitdem wieder übertreten und gebrochen worden ist? Ich will euch was sagen: wenn ihr die Herren vom Hof zum Land hinaus jagen wollt, so bindet je einen mit einem von der Landschaft zusammen, es geht gleichsam in Einem hin, und hat's einer so gut verdient wie der andere. Schmarozer und Speichellecker! Was sagt der große Schubart, poeta celerrimus, von den Fürstendienern in seiner Vaterlands-



chronik, die ich neulich in der Apotheke zu Baihingen gelesen habe?"

"Ich glaub'," flüsterte der Schneider den Andern zu, während jener sich auf das Citat besann, „ich glaub', dort schenken sie dem Schulmeister dann und wann einen Starcken ein und treiben ihren Schabernak mit ihm, die jungen Herren. Dann gnade Gott allemal dem Herzog!"

Der Schneider war einer von den Menschen, die im Flüstern nicht glücklich sind; seine Worte piffen wie eine starke Zugluft durch die Gesellschaft, und dem Schulmeister entging keine Silbe davon, daher er sich gleich zur Rache bereitete. „O christliches Schneidergemüth!" rief er giftig aus, „hat man vergessen, daß zur Zeit, da Serenissimus der Schnepfenjagd allhier oblagen — nun, es war just nicht gelogen! er hat allerlei gefangen, mehr zahme als wilde — hat man's so ganz vergessen, daß damals auch die Jungfer Tochter gleichsam in Gnaden gewürdiget ward? Nun, die hohe Ehre kam nachher an den Tag, aber beim Kirchenconvent hieß es eben nach dem löblichen Brauche: Serenissimus. Ad acta!"

Diese Erzählung, die in der Residenz und ihrer unmittelbaren Nähe für die Betheiligten nach der überwiegenden Ansicht der Mehrzahl nichts sehr Schimpfliches gehabt haben würde, that hier, wo sich die Sitten noch in ursprünglicher Geltung erhalten hatten, die entgegengesetzte Wirkung. „Schulmeister!" rief der Schneider und streckte ihm die geballten Fäuste entgegen, während er sich von den Andern, vielleicht nicht ganz ungerne, zurückhalten ließ. Der Schmid warf dem Beleidiger einen Blick der Verachtung zu.

„Serenissimus; ad Acta!" wiederholte der Demosthenes von Illingen, „ja, das ist ein herrlicher Talisman, der jedes Mädchen vor der Kirchenbuße schützt. Serenissimus; ad Acta! Ipse fecit! Der Herr hat's gegeben! — Und dem Pfarrer hat er auch gleichsam seinen landesväterlichen Segen hinterlassen; fragt ihn nur, ob er gern von seiner Amalie reden hört!"



Unser Pärchen stand wie auf Kohlen. Sie waren unwillkürlich zu Lauschern geworden und konnten ihren Posten nicht verlassen, ohne bemerkt zu werden.

„Laßt geschehene Sachen sein,“ bemerkte Hansjörg.

„Das mein' ich auch!“ sagte der Schmid mit seiner tiefen Stimme, indem er dem Schulmeister einen Schritt näher trat, „thut mir den Gefallen und laßt Euer Geschwätz unterwegen. Ihr seid auch keiner von den Feinsten, und es wär' Euch einmal bodenbös gegangen, wenn nicht die hochwürdige Frau Speciälin ein Einsehen mit Euren fetten Gänsen gehabt hätte. Welt, alter Sünder, damals hieß es auch *acaeta*, und Ihr habt nichts dawider einzuwenden gehabt.“

Der Schulmeister machte zu seinem Schrecken die Erfahrung, daß es in der Politik nicht immer wohlgethan ist, den Skandal aufzurühren. Er drehte sich hin und her; räuspernd und mit einer Stimme, als ob ihm ein Bissen im Halse stecken geblieben sei, begann er: „Welchen Mißverständnissen ist man doch gleichsam in dieser sublunarischn Welt ausgesetzt —“

Da kam ein seltsamer Zufall seiner Verlegenheit zu Hilfe: die Glocken im Dorfe schlugen unerwartet an und läuteten zum Gottesdienst. Alle waren erstaunt. „Wer greift mir ins Amt?“ unterbrach sich der Schulmeister, der, wie's auf dem Land gebräuchlich, Küster, Cantor und Kirchendusler in Einer Person war. — „Was geht da vor?“ fragten die Andern, „das ist ja um eine ganze Stunde zu früh!“

Indem kam eine Magd herbeigerannt und rief schon von Weitem: „Laufet, Herr Schulmeister, laufet, laufet!“

„Was gibt's? Wo brennt's?“ riefen Alle.

„Schnell! Ihr sollet die Orgel schlagen!“ keuchte das Mädchen, athemlos und mit verwirrttem Gesicht heraneilend, „es ist ein Befehl aus Stuttgart gekommen, der Herzog ist da und will eine Predigt halten!“



„Was? der Herzog? eine Predigt?“

„Ja, und der Herr Pfarrer soll sie vorlesen. Es ist ein großmächtiger Bogen.“

„Dummes Pecum! was ist das für ein confuser Durcheinander!“ rief der Schulmeister. „Hast du den Herzog gleichsam gesehen?“ fügte er ängstlich hinzu.

„Nein,“ erwiderte das Mädchen, „er ist noch nicht da, aber er werde gleich kommen. Eilet doch, daß der Herr Pfarrer nicht warten muß.“

Der Schulmeister begab sich kopfschüttelnd auf den Weg. „Was mag denn das sein?“ fragte einer der Bauern. — „Ach, was wird's weiter sein?“ brummte ein anderer, „eine neue Steuer! die lauft uns nicht davon.“ — Sie gingen dem Schulmeister langsam nach, und unser Pärchen folgte voll Erwartung der Dinge, die da kommen sollten.

## 2.

Von Gottes Gnaden Carl Herzog zu Wirtemberg und Teck &c. Unsern Gruß zuvor, Liebe Getreue! Wir lassen Euch anliegendes gnädigstes Rescript, welches Unsere landesväterliche zärtliche Gesinnungen gegen Unsere liebe und getreue Unterthanen, aus Gelegenheit Unseres durch die Gnade des Allmächtigen heute erlebten funfzigsten, mithin halbjahrhundertjährigen Geburtstags ausdrückt, mit dem gnädigsten Befehl zugehen, solches Euren Amtsuntergebenen mittelst Ablejung von den Kanzeln in einem abhaltenden Gottesdienst bekannt zu machen, und verbleiben Wir übrigens Euch in Gnaden gewogen.

Carl. S. J. W.

Hartmann's Rescripten-Sammlung.

Die Gemeinde hatte sich, etwas verwundert über den ungewöhnlich frühen Anfang des Gottesdienstes, nach und nach versammelt, der Schulmeister hantirte auf der alten Orgel, daß es in allen Gewölben der Kirche widerhallte. Heinrich hatte im Pfarrstuhl hinter Lottchen Platz genommen



und vergnügte sich, den Kopf ihrem Nacken so nahe, als es möglich und schicklich war, zu bringen und den Duft ihrer Locken einzuathmen; als aber die Orgel schwieg und die ehrwürdige Gestalt des alten Pfarrers auf der Kanzel erschien, von weißen Haaren umflossen, richtete er sich schnell auf und horchte mit gespannter Aufmerksamkeit.

Der Greis redete ein kurzes einleitendes Wort über die christliche Verfühlichkeit, welche Jeder gegen den Andern zu üben habe, ging dann auf das Verhältniß zwischen Fürst und Unterthan über und setzte auseinander, daß auch diese bei der allgemeinen Sündhaftigkeit der Menschen viel Ursache haben, einander liebevoll zu ertragen, die Unterthanen aber um so mehr sich ihrer Pflichten erinnern sollen, wenn der von Gott ihnen gegebene Herrscher selbst und aus freien Stücken seine Unvollkommenheit bekenne. „Nicht alle,“ fuhr er fort, „werdet ihr's vergessen haben, daß wir vor wenigen Tagen, als am fünfzigsten Geburtstag unseres Landesherrn, um seine fernere Erhaltung beteten; laffet uns nicht vergessen, daß er ein Lebensziel erreicht hat, wo das Herz sich ernsteren Gedanken erschließt und täglich auf den Ruf seines Herrn und Richters harret; laffet uns unsere Herzen so gegen ihn stimmen, daß es Gott wohlgefällig sei. — Und nun vernehmet,“ sprach er nach einer Pause, „was der Herr unsrem Herrn an seinem Geburtstag ins Herz gegeben hat, vernehmet die Worte, welche unser Fürst durch mich an euch richtet, seine eigenen Worte, die ich euch hiemit nach seinem Willen und Befehl vorlesen werde.“

Darauf entfaltete er ein Papier und las:

„Gott, von dem alles Gute kommt, und ohne welchen nichts Gutes kommen kann, haben wir es zu verdanken, daß durch seine Güte Unsre Lebensjahre mit dem heutigen Tage sich auf funfzig, mithin ein halbes Jahrhundert, erstrecken, wobei er Uns besonders seine Gnade verliehen, Unserem so vorzüglichen Berufe gemäß, Dasjenige mit guten Kräften und Gesundheit bishero ausführen zu können, was nicht allein



Unsere Regentenpflichten mit sich gebracht, sondern auch was Wir zum wahren Besten Unserer lieben und getreuen Unterthanen nach Unserer landesväterlichen Obliegenheit von Zeit zu Zeit für dienlich befanden.

„Da Wir aber Mensch sind und unter diesem Wort von dem so vorzüglichen Grad der Vollkommenheit beständig weit entfernt geblieben und auch für das Künftige bleiben müssen, so hat es nicht anders sein können, als daß theils aus angeborener menschlicher Schwachheit, theils aus nicht genugsamem Kenntniß und sonstigen Umständen, sich viele Ereignisse ergeben, die, wenn sie nicht geschehen, wohl für jezo und das Künftige eine andere Wendung genommen hätten. Wir bekennen es freimüthig, denn dies ist die Schuldigkeit eines Rechtschaffenen, und entladen Uns damit einer Pflicht, die jedem Recht denkenden, besonders aber den Gesalbten dieser Erden, für beständig heilig sein und bleiben sollte.

„Wir sehen den heutigen Tag als eine zweite Periode Unseres Lebens an, Wir sehen den heutigen Tag als einen erneuerten Geburtstag der Liebe, des Gehorsams, der Treue, des Vertrauens Unserer lieben und getreuen Unterthanen an, ja, Wir sehen ihn an, diesen Tag, als von Gott geschenkt, um alle Unsre wahrhaft getreue Diener und alle Uns so nahe am Herzen liegende liebe Unterthanen landesväterlicher Gnade, Huld und Vorsorge versichern zu können.“ —

Heinrich hatte mit steigendem Staunen zugehört; der volle Eindruck dieses Augenblicks, in welchem ein Fürst sich vor seinem Volke demüthigte, stürmte so mächtig auf sein junges Herz ein, daß er sich kaum ruhig an seinem Plaze zu halten vermochte: er bewegte sich hin und her und sah unverwandt mit weit offenen Augen nach der Kanzel. Das ist mehr als fürstlich! rief es jubelnd in ihm; das ist einzig in der Geschichte! Welch eine Erhebung gehörte dazu, diesen Schritt zu thun! Ihm war, als sei einer von den großen Tagen des Alterthums heute leuchtend niedergestiegen, und sein Herz wogte in stolzer Freude, als er nun die Vorsätze



und Verheißungen vernahm, welche das Bekenntniß des Herzogs aussprach: „Sorge für die Wohlfahrt des Staats, Ausübung der lautersten Gerechtigkeit, persönliche Sicherheit, Abhelfung jedes Nothstandes, die genaueste Aufsicht über den Verbesserungsstand der Einzelnen und Gesammtheiten,“ lauter Dinge, die, obwohl sie ohne Weiteres zu den ersten Pflichten eines Regenten gehören, doch bis jetzt so vielfach waren vernachlässigt worden, daß es dem Volke zur Hoffnung und Beruhigung dienen mußte, sie vom Herzog bei einer so feierlichen Veranlassung nennen zu hören.

Jetzt aber nahm der Vortrag eine andere Wendung, und die Freudenfeuer erloschen nach und nach auf Heinrichs Gesichte. Der Herzog sprach jetzt sehr nachdrücklich von den Pflichten der Unterthanen gegen ihn, und dieses Thema war unermüdlich mit hundert Variationen durchgeführt. „Wie kann man doch,“ rief unser ungeduldiger junger Freund bei sich, „wie kann man doch die schöne Wirkung eines großen Wortes so ganz vernichten! Versteht sich denn nicht von selbst, daß ein solches Bekenntniß, eine solche Erklärung dem Fürsten die Herzen des Volkes zuwenden muß? Wie unpassend ist es, noch Ermahnungen hinzuzufügen!“ — Dann störte ihn noch etwas: der Stil des Rescripts schien ihm zu phrasenreich, ein Wort reihte sich an das andere, eine Chrie folgte der andern, aber alle nur um wieder Dasselbe zu besagen. Nun, er rechtfertigt das Prädikat, das er sich gegeben, dachte Heinrich, er zeigt, daß er ein Gesalbter dieser Erde ist, denn er redet mit unendlicher Salbung.

„Mit diesen gemeinschaftlichen Gesinnungen, mit diesem festen unabänderlichen Vorsatz muß es Herrn und Lande wohlgehen. Wir, als Landesherr, wiederholen es nochmals und wiederholen es mit dem allergrößten Vergnügen aus der reinen Quelle der Gott gefälligen Wahrheit, daß der heutige Tag Unserer zweiten Lebensperiode ein Tag der Freude für Uns sein solle, wenn Wir von Neuem die Herzen aller Unserer lieben und getreuen Diener und Unterthanen an Uns



gezogen zu haben glauben können, und wie getrost muß jeder Unterthan leben können, wenn er in seinem Landesherrn einen sorgenden, einen getreuen Vater verehren kann. Ja, Wirtemberg muß es wohl gehen. Dies sei fürs Künftige auf immer die Lösung zwischen Herrn, Dienern und Unterthanen!" — So schloß das Rescript, das von der Gemeinde mit Bewunderung angehört worden war.

Heinrich nahm sich keine Zeit, zu beobachten, welchen Eindruck das merkwürdige Sündenbekenntniß mit seinen Klauseln auf die Illinger gemacht; er brannte nach einer Unterredung mit dem Pfarrer, und als der Schlußvers zu Ende gesungen war, worauf der Schulmeister ein gewaltiges Donnerwetter auf der Orgel erhob, eilte er mit Lottchen in das Pfarrhaus zurück, wo man dem alten Herkommen gemäß, das sich nicht nach der Tageszeit, sondern nach dem Schlusse des Gottesdienstes richtete, alsbald zu Tische ging.

Lottchen nahm zuerst das Wort. „Papa," sagte sie, „ich habe heute eine wahre Todesangst ausgestanden, bis ich die Sache endlich begriff und glaublich fand; es war mir so unerwartet, daß ich erschraf und, so toll und dumm der Gedanke auch war, anfangs immer meinte, es sei eine Erfindung von Ihnen, und Sie wollten dem — den Illingern einen Possen spielen.“

Der Greis lächelte und sagte: „Das gäbe einen lustigen Streich, wenn irgendwo im Land ein Beamter auf der gleichen Meinung wäre und ließe nun den Geistlichen dafür festnehmen. Ich gestehe übrigens, daß auch ich im ersten Augenblick so überrascht war, daß ich unwillkürlich sogleich in die Kirche läuten ließ. Was sagst denn du zu diesem Manifest, Better Heinrich?" fragte er, „du bist doch sonst immer mit deinem Votum bei der Hand.“

Heinrich schilderte die wechselnden Empfindungen, welche sich in der Kirche seiner bemächtigt hatten, und sprach seinen Aerger über die unverhoffte Wendung des Rescripts mit Heftigkeit aus.



„Insofern die liebe Jugend aus dir spricht,“ erwiderte der Pfarrer, „hast du nicht Unrecht; aber du mußt bedenken, daß das Rescript nicht allein für dich abgefaßt ist, sondern für ein großes Publikum, welches eine solche edelmüthige Erklärung, wie du sie verlangst, gar gröblich mißverstanden hätte; Hundert auf Einen hätten geglaubt, der Herzog wolle zu Kreuze kriechen, und das ist das Letzte, was ein Regent, selbst dem bloßen Scheine nach, thun darf. Der Herzog hat ganz Recht gehabt, durch diesen Zusatz seine Würde zu wahren; ich würde an seiner Stelle die ganze Sache unterlassen haben, sie mag vor den Augen des denkenden und fühlenden Menschen so schön erscheinen, als sie will.“

„Sie würden sich auch keine Veranlassung zu einem solchen Schritte gegeben haben, Papa!“ sagte Lottchen.

„Wir wollen nicht richten und uns nicht erheben,“ versetzte der ehrwürdige Alte.

Doch schien die ungewöhnliche Kundgebung des Fürsten, obgleich er sie um der Autorität willen nicht ganz billigte, sein Herz tief ergriffen zu haben. Er war anfangs still und bewegt, wurde aber allmählig heiter. Nach Tische ließ er eine Flasche Fünzfziger heraufholen und schenkte drei Gläser ein. „Du mußt heut auch mittrinken, Lottchen!“ rief er. „Es ist fürwahr ein seltener Tag. Wir wollen den Schöpfer in seiner Gabe loben, daß er dem Landesherrn so gute Gesinnungen eingegeben hat.“

Lottchen sah den Vater, dem das Schicksal des Landes über persönliche Angelegenheiten und geheime Wunden ging, freudig staunend an und rief mit erhobenem Glase: „Nun denn, so will ich den Trinkspruch ausbringen! Es lebe der Herzog!“

„Hoch!“ riefen der Greis und der Jüngling und stießen mit dem Mädchen an; die Gläser klangen hell, der Wein funkelte in der freundlichen Mittagssonne.

„Jetzt bring du etwas Gutes aus, Heinrich!“

Der Jüngling bedachte sich und blickte einen Augenblick



sehnfüchtig nach Lottchen hinüber; auf einmal aber nahm er sich zusammen und rief: „Wirtenberg für immer!“

„So recht!“ rief der Pfarrer, „möge es grünen und wachsen und immer das Vaterland wackerer Männer sein! möge das alte Sprüchwort ewig gelten: möge Keiner dieses Land verderben wollen und Keiner es verderben können, wenn er auch wollte!“

Eine andächtige Pause entstand, dann fuhr der Alte mit fröhlichem Tone fort: „Jetzt ist's an mir! Unsere ersten Pflichten haben wir erfüllt, Fürst und Land sollen unsre ersten Wünsche bleiben. Einem alten Manne mag es erlaubt sein, den dritten hinzuzufügen und auf sich, auf sein eigenes Haus zurückzublicken.“ — Er nahm sein Sammtkappchen ab. „Gott,“ sagte er, „hat mir viel Gutes gegeben, er sei dafür gelobt! Er hat mir viel Schmerzen zugebracht, er sei doppelt dafür gelobt! Er hat mir großen Trost und reiche Freude für mein Alter vergönnt, und er sei dreifach dafür gepriesen! Guter Gott, verzeih mir, wenn ich heute meinen Vaterstolz nicht überwinden, meine Vaterfreude nicht zügeln kann! Blick' auf dieses gute Kind, das mir noch nie einen Kummer gemacht hat, auf die einzige Freude eines alten Mannes, segne sie, gib ihr, was ihr sanftes Herz verdient, und führe sie väterlich, wenn ich nicht mehr bin, mit deinem Schutz auf ebenen Pfaden durchs Leben!“ — Die Stimme brach ihm, er faßte sich gewaltsam und rief: „Nun herzhaft auf mit den Gläsern, mein Lottchen soll leben!“

Mit gesenktem Haupte und Thränen in den Augen erhob Lottchen ihr Glas, Heinrich aber fuhr in die Höhe und stieß so heftig mit ihr an, daß das seinige mit einem gellenden Klange zersprang. „Gilt nichts!“ rief er, die üble Vorbedeutung abwehrend, „ich halte das Glas noch fest in der Hand, es ist nichts verschüttet.“

„Wie, liebes Kind!“ sagte der Pfarrer zu Lottchen, die ihren Schrecken nicht verbergen konnte, „du wirst doch



nicht so abergläubisch sein —? Was hat es denn auf sich, daß der Brausewind da angestoßen hat wie ein Hammer-schmid? Wenn das Zerspringen eines Glases etwas bedeuten könnte, so stünden alle unsere Gesundheit auf schwachen Füßen."

Lottchen seufzte tief.

"Und überdies," fuhr der Vater lächelnd fort: "wenn denn ja dem Märchen sein Recht widerfahren soll, so gehst du auf jeden Fall frei aus. Der Wildfang hat sein eigenes Glas zertrümmert, und wenn sich das Schicksal für diese Scherben rächen will, so ist er das Opfer; mag er's denn büßen."

"Nein, er nicht!" rief Lottchen so leidenschaftlich, daß der Alte, auf einmal aufmerksam geworden, das Paar abwechselnd mit scharfen Augen ansah.

Das verrätherische Blut schoß ihnen in die Wangen, sie fühlten, daß nichts mehr zu verbergen war. Heinrich faßte sich ein Herz und stand auf: "Jetzt oder nie!" rief er feierlich, "ja, ich will es bekennen, Lottchen hat mir ihr Herz gegeben, sie will ihr Schicksal an das meine knüpfen."

Der Pfarrer wiegte langsam und bedenklich das Haupt. "Und deine hochfliegenden Plane?" fragte er endlich. "Ich glaube, du habest das Gewand der Demuth für immer abgelegt, und dein Sinn sei weltlich, wie deine Tracht."

"Ich bin mit der Welt im Reinen," erwiderte Heinrich, "ich verlange nichts mehr von ihr; hier, in dieser friedlichen Einsamkeit, in ländlicher Stille will ich den Kreis meiner Thaten finden, an der Seite dieses unschuldigen Kindes will ich meine Tage verbringen. Nehmen Sie mich auf, theurer Vater, machen Sie uns glücklich und heißen Sie mich Ihren Sohn!"

Der Pfarrer stützte das weiße Haupt auf die Hand und sah ernst nach seiner Tochter hinüber. "Ist Das alles so?" fragte er, "und bist du damit einverstanden, Lottchen?"

Lottchen wagte nicht aufzublicken und flüsterte ein leises "Ja."



„Also hinter dem Rücken des Vaters?“ sagte er mit einem schmerzlichen Blick.

Das Mädchen sprang auf und beugte sich weinend über seine Hand: „O verzeihen Sie, liebster Vater! Ich hoffte auf Ihre Zustimmung, Heinrich hat mich so lieb, er meint es so gut mit mir!“

Der Pfarrer schwieg lange und sagte dann mit großer Rührung: „Nun, Gottes Wille geschehe, ich will euch nicht trennen, da Er's einmal so gefügt hat.“

„Sie geben es zu, Vater?“ rief Heinrich.

„Ja, nimm sie und laß dir diese Stunde für immer wichtig sein. Ich vertraue mein Kleinod mit Furcht und Hoffnung deinen Händen; du bist ungestüm und feurig, lieber Sohn, und ich fürchte, es werde dir Mühe kosten, im Einfachen und Wechsellosen zu beharren. Du siehst, wie hier ein Tag sich ruhig an den andern reiht, ohne einen außerordentlichen Augenblick zu bringen; bedenke dich wohl, ob ein solches Glück dir genügen kann, das so einfach schmeckt, wie das liebe Brod.“

„O gewiß!“ rief Heinrich, „ich kenne mich genau! Diese Stille wird mich glücklicher machen als das verworrene Weltleben, und Lottchens Liebe soll mir jede Stunde würzen.“

„Das gebe Gott!“ versetzte der Greis, „aber das Leben hat gar viele Stunden. Erwäge den Schmerz dieses armen Kindes, mein Sohn, erwäge den Jammer eines alten Mannes, der mit Verzweiflung in die Grube fahren würde, wenn er sein Kind an einen Unzufriedenen geworfen hätte. Tritt lieber zurück, so lang es noch Zeit ist; ich will dir nicht grollen, wenn du jetzt dein Wort zurücknimmst.“

Die Versicherungen und Schwüre, welche Heinrich dem besorgten Vater entgegenhielt, beruhigten diesen, die Liebenden umarmten einander, und er segnete und küßte sie. „Jetzt aber verlaßt mich, meine Kinder!“ sagte er, „geht in den Garten, ich muß eine Weile allein sein.“

Als nach einigen Stunden die kleine Familie wieder



versammelt war, wurden die Verlobungsringe gewechselt und die Zukunft in heitern Gesprächen erwogen. „Ich will jetzt auch gestehen,“ sagte der Greis, „warum ich so lange keinen Gehilfen angenommen, den ich doch nothwendig haben muß, da ich mehr und mehr der Ruhe bedarf.“ — Er sah lächelnd seine Tochter an; „diese jungen geistlichen Herren haben un- gemein weiche Herzen,“ fuhr er fort, „und können nicht acht Tage mit einer Pfarrerstochter unter Einem Dache leben, ohne Feuer zu fangen. Nun, wir haben ein Beispiel. Ich erinnere mich auch eines Jugendfreundes, der dieselbe Erfahrung machte; wir waren Vicare in zwei benachbarten Dörfern, mein Pfarrer war kinderlos, der seinige hatte aber zwei Töchter, die mit überflüssig großen Nasen begabt waren. Wir kamen häufig zusammen, und wenn ich ihn etwa mit seinen Hausgenossinnen necken wollte, rief er lachend: *per varios nasus, per tot discrimina rerum*. Nach einiger Zeit aber sagte er bedenklich: „„Du, ich weiß nicht, was ich davon halten soll, die Nasen kommen mir nicht mehr so groß vor, es ist, als ob sie täglich um etwas eingingen; ich fürchte, ich fürchte! Aber gib nur Acht! Wenn sie mir einmal vor- kommen wie gewöhnliche Nasen, dann geh' ich fort, oder ich bin verloren.““ Und wirklich meldete er sich bald hernach auf einen andern Dienst, und ich verlor einen angenehmen Gesellen.“

Das Brautpaar wollte nicht aus dem Lachen kommen, und der Pfarrer fuhr fort: „Solche Besorgnisse gingen mir durch den Kopf, wenn ich die Last meines Amtes und meines Alters fühlte; ich wollte mein Töchterchen doch nicht dem Ersten Besten, den man mir von Stuttgart zuzuschicken für gut fände, in die Hände liefern. Nun, jetzt hat man mich auch nicht gefragt. Um aber endlich ein ernsthaftes Wort zu reden, will ich euch meinen Plan mittheilen. Ich habe an das Consistorium geschrieben —“

„Liebster Vater!“ rief Lottchen und küßte ihm mit Innigkeit die Hand.



„Nur ruhig!“ rief er, „es geschieht ja nicht für dich allein. Ich wünsche bald zur Ruhe gesetzt zu werden, und wenn dann mein Herr Amtsnachfolger die Güte haben will, mich alten untauglichen Mann bei sich zu behalten, so werde ich dafür gebührender Maßen dankbar sein und mich immer als ein stiller, verträglicher Hausgenosse auführen.“

Das Pärchen jubelte bei diesen Worten. „So gingen denn,“ sprach der Greis weiter, „unsere Angelegenheiten den gewöhnlichen geistlichen Gang. Jetzt aber eine profane Frage: Du kannst doch reiten, mein Sohn?“

„Für einen lateinischen Ritter,“ erwiderte Heinrich, „hab' ich immer eine ziemlich passable Figur gemacht. Aber darf ich fragen, wie meine Ritterschaft hier ins Spiel kommt?“

„In dieser Voraussetzung,“ fuhr der Pfarrer fort, ohne sich unterbrechen zu lassen, „hab' ich das Pferd des Schmids für dich bestellt; es ist ein frommer und anständiger Bucephalus, nur muß man sich's nicht einfallen lassen, mit ihm durch die Straßen von Stuttgart courbettiren zu wollen. Der Peter begleitet dich selbst, um für den Fall, daß du aufgehalten werden solltest, das Pferd wieder zurückzubringen.“

„Aber was soll ich denn in Stuttgart?“ fragte Heinrich verwundert.

„Nun was? den Brief überbringen und dich den Herren vorstellen. Ich habe zwar allen Grund zu glauben, daß sie mein Gesuch nicht unberücksichtigt lassen werden, aber sie können doch prätendiren, einen jungen Mann, den ich ihnen empfehle, persönlich zu sehen.“

Heinrich bewegte sich unruhig auf seinem Stuhle hin und her: „O dieses Stuttgart!“ rief er, „ich bin jetzt so gar nicht gestimmt, dahin zu gehen, jetzt, da ich die ersten reinen Tage meines Glücks genießen möchte.“

„Ich will nicht hoffen,“ versetzte der Pfarrer mit einiger Ungeduld, „daß meine Besorgnisse jetzt schon in Erfüllung gehen. Wenn du deine Braut wahrhaft liebst, so wirst du



doch eine kleine Unbequemlichkeit und ein paar Tage der Entbehrung nicht so hoch anschlagen. Es ist mir zwar lieb, daß du nicht gern in die Residenz gehst, aber was sein muß, muß sein. Ist das vorbei, so darfst du zurückeilen, so sehr du willst; du sollst gleich nächsten Sonntag deine zweite Predigt hier halten. Ich kann dir die tröstliche Versicherung geben, daß die Gemeinde mit der ersten zufrieden war, obgleich du sie nur aus Gefälligkeit und bei damals noch ganz andern Vorsätzen übernommen hast."

Heinrich wagte keine weitere Widerrede, aber er fühlte sich sonderbar beengt, es war ihm, als sähe er Dämonen, die ihn von jener Straße zurückwinkten.

Der Abend wurde in stiller Traulichkeit verbracht. Nachdem der ehrwürdige Pfarrer zu Bette gegangen war, setzte sich Lottchen hin und schrieb einen Brief, den der Freund, wie sie ihm auf die Seele band, ihrer Schwester Amalie in Stuttgart persönlich übergeben sollte.

"Wie? in Stuttgart ist sie?" sagte Heinrich. "Ich gestehe, daß ich bis heute kaum etwas von ihrem Dasein gewußt habe. Als deine Schwester will ich sie lieb und werth halten, und nicht aus Gleichgültigkeit hab' ich's unterlassen, dich nach ihren Begebenheiten zu fragen."

"Es ist lange her und eine traurige Geschichte," versetzte Lottchen mit gesenktem Blick, "laß mich davon schweigen. Unsrer Mutter war kurz zuvor gestorben, und ich war noch ein Kind, aber es ist mir unvergeßlich, wie der Vater mit feurigen Augen und mächtiger Stimme vor dem Herzog stand. Später hat mir die alte selige Marthe erzählt, was er ihm sagte, denn er sprach nie davon. Der Herzog hatte ihn versöhnen wollen und ihm eine Gnade angeboten. Kann mir das meine Ehre wieder geben? rief er, um Gnade bitt' ich Jhn, vor dem auch Sw. Durchlaucht nur ein armer Sünder sind. — Der Herzog ritt bestürzt hinweg."

"Und Amalie?"

"Kurze Zeit darauf kam ein angesehenener, junger Mann,



der um sie anhielt. Der Vater gab sie ihm, ohne ihn eines Blicks zu würdigen. Jetzt lebt sie mit ihm in Stuttgart; er steht in einem ehrenvollen Amt und ist wohlwollend gegen sie, aber sie fühlt sich nicht glücklich. Des Vaters Angesicht hat sie nicht wieder gesehen, alle Mittheilungen gehen durch mich. Er hat noch immer viel Liebe und Theilnahme für sie, aber er spricht selten von ihr. Der Herzog ist ihm sehr gnädig gesinnt; Amalie schrieb mir sogar einmal, er habe ihn zu seinem Hofprediger machen wollen, aber der Vater habe es abgelehnt; gegen mich hat er nie etwas davon geäußert. — Ach, die gute Schwester! Geh doch nur gleich zu ihr und sei recht freundlich, sie bedarf's, und es wird ihr wohl thun, wieder an die Heimath erinnert zu werden."

Heinrich versprach's mit Mund und Hand, und die Liebenden saßen noch ein Stündchen unter traulichem Rosen beisammen. Küsse erstickten endlich das Gespräch, und es trat jene Pause ein, von der man zu sagen pflegt, daß ein Engel durchs Zimmer gehe. Aber es war einer von denen, die, zwischen guten und bösen in der Mitte stehend, Ahnungen, Warnungen und Sorgen in die schwankende Seele des Menschen legen. Heinrich konnte sich einer nie gefühlten Bangigkeit beim Gedanken an die bevorstehende kurze Reise nicht erwehren; auf einmal fühlte er auch, wie sein Liebchen, von einem Schauer ergriffen, in seinen Armen erbehte. „Was ist dir, Lottchen?“ fragte er erschrocken.

„Ach Gott, das Glas!“ rief sie erbleichend, „das haben wir ganz vergessen. Wir hätten uns nicht gleich auf diesen Unfall verloben sollen.“

Heinrich mußte lächeln; seine eigene abergläubische Regung verschwand vor dem Wahne, der ihm so geringfügig erschien.

Es gelang ihm nach und nach, sie zu erheitern. Sie überließ sich harmlosen Scherzen, und als Heinrich gute Nacht nahm und schon in der Thüre stand, sang sie ihm nach:



Jetzt geh i nach Stuggart  
 In d'Hofapothet  
 Und kauf mir a Mittel,  
 Daß d'Liebe vergeht!

Heinrich griff auf seinem Zimmer zur Flöte, öffnete das Fenster und blies die Melodie des Liedes hinaus. Lottchen, deren Fenster unter dem seinigen war, mischte sich darein, und es gab noch einen scherzhaften Zank. Endlich schloß sie das Fenster, er hörte sie zu Bette gehen und sah noch lange, vom Nachtfrost durchschauert, in den Garten hinaus, wo das klarste Mondlicht auf den Bäumen weilte. „Holdes Bild meines Glücks,“ rief er, „sanfte mondbeglänzte Gegend! Ich scheide nur auf kurze Zeit, und wie bald, wie fröhlich werd' ich dich wieder grüßen!“

---

### 3.

Sehr klug! Wir werden erst die Reise machen müssen  
 Goethe, Faust.

Kleine Steine, die gegen das Fenster geworfen wurden, erweckten unsern Freund am andern Morgen früh; er sah hinaus und erblickte unten den Schmid, der ihm leise zurief: „Der Tag bricht an, das Pferd wartet schon am Gartenzaun!“ — Schnell war Heinrich reisefertig und schlich sich aus dem stillen Haus; in seiner Briefftasche trug er die Eingabe des Pfarrers an die Kirchenbehörde und Lottchens Brief an ihre Schwester. Empfehlungsschreiben an befreundete geistliche Magnaten hatte der alte Herr beizulegen nicht vergessen.

„Wir bekommen gutes Reisewetter, Herr Vicarius!“ redete der Schmid ihn an, und Heinrich bot ihm freundlich einen guten Morgen. Dann stieg er auf, konnte aber nicht



unterlassen, das Pferd noch einmal nach Lottchens Fenster herumzuwenden, die er noch in tiefen Träumen glaubte. Aber sieh, das Fenster öffnete sich, und sie erschien, frisch wie die Morgenröthe; mit der einen Hand hielt sie einen Pelz über Brust und Hals zusammen, mit der andern ließ sie ein weißes Tuch zum Abschied flattern. „Hätt' ich das gewußt!“ rief er hinauf. — „St! daß der Vater nicht erwacht!“ rief sie hinab, „adieu und komm bald wieder!“ — Der Ritter sah sehnsüchtig zu dem schönen Mädchen empor, der Stallmeister stand still zur Seite, und ein wohlwollendes Lächeln verbreitete sich über seine harten Züge.

Das Fenster schloß sich wieder, Heinrich wandte sein Pferd und ritt aus dem Dorfe hinaus, der Enz zu, immer im Schritt; der Eigenthümer des Pferdes ging neben ihm her. Aus leichten Morgennebeln trat das Baihinger Schloß hervor und empfing das erste Licht der aufgehenden Sonne. Bald sah er den Fluß unter sich, der im Thal seine grünen Wellen dahinrollte und die erwachende Landschaft zu einem heitern Bild belebte. Trotz der Morgenkälte lag schon etwas wie Frühlingshauch in der Luft. Die Seele des jungen Mannes spiegelte sich in der schönen Morgenlandschaft ab: der Frühling seines Lebens war im Anbrechen, er wiegte sich in den seligsten Empfindungen, und tausend süße Gedanken wagten auf den sonnebeleuchteten Auen seiner Träume aufzutauchen. Je tiefer er in das Land hineinkam, desto festlicher schien ihm Himmel und Erde auszusehen; es war ihm, als feierten sie die stille Wiedergeburt des Herzogthums. Und wie freute er sich erst, Menschen zu begegnen und die Ausbrüche ihrer Freude, ihren Jubel über Karls Verheißungen zu vernehmen!

Endlich sah er einen Bauer, der seine Ochsen auf der Straße dahertrieb. Er konnte sich nicht enthalten und rief ihn an: „He, Freund! jetzt kommen gute Tage! Was sagt Ihr dazu? Nicht wahr, der Herzog hat sich brav gehalten?“ — Der Bauer sah ihn grämlich an: „Was weiß ich?“



brummte er, „hott, Rother!“ — und mit einem Schlag der Peitsche trieb er seine Thiere gegen das Feld.

„Dem ist gestern auch umsonst gepredigt worden!“ rief Heinrich und lachte ärgerlich.

„So gibt's noch Viele!“ versetzte der Schmid, „die Meisten verstehen gar nicht, was das Ding bedeuten soll, und die 's verstehen, glauben nicht daran.“

„Auch Ihr, mein Freund,“ sagte Heinrich, „scheint kalt dabei zu bleiben.“

„Sie sind noch jung, Herr Vicarius!“ erwiederte sein Begleiter, „und in der Jugend hat man viel Glauben und viel Vertrauen. Ich aber bin, wenn Sie mir's gleich nicht ansehen, über die Sechzig hinaus, und wenn es auch Ernst wäre, daß es anders kommen sollte, so muß ich doch sagen, wie jener Bauer: Was will ich davon? Was geht's mich an?“

„Wie?“ rief der Reiter eifrig: „Ihr wollt gleichgültig dagegen sein? Das ist nicht lobenswerth! Kommen denn die Früchte einer rechten Staatsverwaltung nicht auch Euch zu Gute? Ihr werdet sie genießen, und wollt es nicht anerkennen?“

Ein bitteres Lächeln spielte um den Mund des Schmid's. „Was genießt ein alter Mann, der allein steht in der Welt?“ sagte er. „Mir kann man nichts Gutes und nichts Böses mehr thun. Ja, wenn meine Söhne noch lebten, dann freut' ich mich vielleicht. Aber sie sind dahin, und der Herzog kann mir sie mit all seinen guten Vorsätzen nicht wieder geben.“

„Armer Mann!“ sagte Heinrich theilnehmend: „Habt Ihr keine Kinder mehr?“

„Wir wollen das nicht aufrühren,“ versetzte der Schmid und sank in sein düsteres Schweigen zurück.

Im nächsten Dorfe fand Heinrich ebenfalls nicht die festliche Stimmung, die seine erregte Phantasie heute auf das ganze Land übertrug. Er kam zu einer Fenster-scene: Zwei Eheleute zankten sich, wobei das Weib sichtlich bemüht war, den Streit ins Dessenliche zu spielen und ihren Mann vor



den Nachbarn an den Pranger zu stellen. Der Schulz, ein stattlicher Mann mit eingeseiftem Gesichte, das Rasirmesser in der Hand, mischte sich darein und rief, als seine gütlichen Ermahnungen nicht anschlagen wollten, nach dem Büttel; unsre Reisenden setzten ihren Weg fort, Heinrich lachend, zugleich aber auch von allerlei minder idealischen Gedanken über seinen künftigen Wirkungskreis heimgesucht.

In der Seele seines Begleiters, wenn sie von einem Ereigniß berührt wurde, schien nur Eine Saite anzuklingen. Er sagte dumpf vor sich hin: „Herr Schultzeiß, das könnte mein Christian jetzt auch sein, und schwerlich thäten unter ihm solche Unordnungen vorkommen.“

„War er so geschickt?“ fragte Heinrich.

„Das will ich meinen!“ rief der Schmid lebhaft, „er war der beste Rechner, den man weit und breit finden konnte, eine Hand schrieb er wie gestochen, und es mochte vorkommen, was nur wollte, für Alles wußt' er Rath.“

Ein tiefer Athemzug folgte diesen Worten. Heinrich fühlte, daß dem alten Manne das starre Herz aufzuthauen begann, er bemerkte, daß er ihn verstohlen von der Seite ansah und vielleicht Vergleichen anstellte, die ihn an seinen Verlust mahnten; er hütete sich, seinen Mittheilungsdrang durch unzeitige Fragen zu stören, und ritt langsam den Berg hinauf, der jetzt vor ihnen lag.

Nach einer Weile klopfte er den Hals des Pferdes wiederholt, denn er hatte bemerkt, daß das dem alten Manne wohl that. Dann lobte er das Thier: „'s ist ein tüchtiger Paßgänger,“ sagte er, „und an seinen dicken Wampen merkt man, daß er gute Tage hat.“

„Er hat sein gutes Fressen und wird nicht stark angestrengt,“ sagte der Schmid.

„Besorgt Ihr ihn selbst?“ fragte der Reiter.

„Wer anders?“ versetzte jener, „ich hab' ja Niemand. Wenn mein Christian noch da wär', dem könnt' ich ihn gestrost überlassen — wiewohl, es geht ihm auch so nichts ab.“



„Verstand sich Euer Christian auf Pferde?“

„Wie Keiner! das war ja eben sein Unglück.“

„Wie so?“

„Er hatte eine Glückshaut, was man so sagt, und gewann bei jedem Spiel; versteht sich, blos Kleinigkeiten. Also weil um jene Zeit zu Stuttgart gar stark in der Lotterie gespielt wurde, sagte er eines Tags zu mir: Vater, der Rapp' ist den Winter über zu viel gestanden, gebt ihn mir, ich will ihn einmal recht ausreiten. — Wo willst denn hin? sagt' ich. — Nach Stuttgart möcht' ich auch einmal, sagt er, und dann könnt' ich ja ein paar Sechsbäzner in der Lotterie probiren; da gewinnt man Haus und Hof auf einen Zug, das wär' doch kein übler Spaß! — Mir war's nicht recht, aber was wollt' ich machen? er war mein Lieblingskind, und ich wußt', daß er sein Aug' auf ein Mädchen geworfen hatte, die hätt' ich ihm gern gegönnt, denn sein Bruder war schon verheirathet. Also ließ ich ihn ziehen, aber ich spürte eine wunderliche Angst dabei. Nun war's dazumal nah daran, daß der Krieg mit Preußen ausbrechen sollte, und der Oberst Nieger —“

„Der nachher auf Hohentwiel gefangen saß?“ unterbrach ihn Heinrich.

„Ja, denn Gott ist hie und da gerecht! Nun, der ritt eben spazieren und begegnete meinem Sohn. Der Bursche, eitel, wie er war, macht allerhand Faxen mit seinem Ross und flankirt vor dem Obersten hin und her. Wie das der Oberst sieht, daß er ein so guter Reiter war und ein prächtiger, wohlgewachsener Bub' dazu, denkt er: dich muß ich haben! und reitet ihm nach bis vors Landschaftshaus.“

„Was hatte denn aber Euer Sohn dort zu thun?“ fragte Heinrich.

„Si, dort hatten sie ja die Lotterie,“ sagte der Schmid.

„Wie? im Landschaftshause?“

„Ja, im Landschaftshaus!“

„O Gräuel!“ rief Heinrich.



„Der Herzog hatte damals die Lotterie an sich gezogen, weil sie viel Geld abwarf, und die Landschaft fragte er nicht lang, ob ihr's recht sei. Nachher, als die Sache gar zu schandbar wurde und die Leut' auch nicht mehr recht setzen wollten, verbot er's gar schwer und bedrohte Jeden mit dem Tollhaus, der noch in eine Lotterie setzen würde. — Nun, also der Oberst geht hinein und setzt auch und bemerkt, daß mein Christian eine Umbe gewinnt. Du hast Glück, Junge! sagt er und klopft ihn auf die Achsel, willst du's einmal mit mir versuchen? Hier set' ich drei Dukaten, gewinnst du, so sind sie dein, verlierst du, so bist du mein; die Kamaschen würden dir auch nicht übel anstehen! — Der Oberst Kieger war ein Mann — wer dem widersprach, der war unglücklich auf Zeitlebens; auch standen Viele vom Militär dabei, die versammelten sich gleich um ihn. Ein Tisch wurde herbeigerückt, ein Offizier zieht Würfel aus der Tasche. Fang an! ruft der Oberst; mein Bub' nimmt die Würfel zitternd und wirft — Achtzehn! Jetzt wirft der Oberst rasch, deckt den Hut auf den Wurf und ruft: Neunzehn! du bist Soldat, fort! und eh' er's Maul aufthun konnte, war er abgeführt und unter den Exercierstock gebracht. Seinen Gewinnst mußte er mit seinen Kameraden und Offizieren theilen, und mir schickte er noch ein paar Gulden mit einem kläglichen Brief. Herr! das geschah vor einer großen Menschenmenge, und Niemand wagte ein Wort für ihn zu sprechen. Ich lief nachher zu Pontio und Pilato, aber eh' Einer eine Hand in der Sache regte, war der Krieg ausgebrochen, mein Christian marschirte mit dem Herzog nach Böhmen, und ich hab' ihn nicht wieder gesehen.“

„Großer Gott!“ rief Heinrich, „aber von dieser schreienden Ungerechtigkeit hat der Herzog gewiß nichts gewußt.“

„Mag sein!“ sagte der Schmid, „aber daß mein ältester Sohn erschossen wurde, das geschah auf seinen Befehl.“

„Erschossen?“

„Der Herzog hatte nicht genug Truppen, als der Krieg



zwischen dem Reich und der Krone Preußen losbrach. Er hatte an drei Millionen Livres von der Krone Frankreich bezogen, und statt ein Heer dafür aufzustellen, hatte er das Geld verbraucht — was weiß ich? Die italienischen Sängerrinnen und Tänzerinnen werden's wissen. Wie nun der französische Commissär kommt und sagt: So, jetzt will ich mir die Leute ansehen! so ist nichts da, als ein paar Regimenter. Zwar, der Herzog wußte sich gleich zu helfen. Er hielt den Franzosen ein paar Tage mit Complimenten hin und setzte alle Schneider in Bewegung, bis ein paar tausend Monturen fertig waren; dann sagte er zu ihm: Jetzt wollen wir Heerschau halten, wenn's gefällig ist. Drauf reiten sie hin, ein Regiment marschirt auf, macht seine Faction, und nur um's Eck herum, wechselt die Montur wie der Wind, und so geht's fort, bis die ganze Waffenmacht vollzählig war und auch kein Mann fehlte. Der Franzos merkt' den Pfiff wohl, war aber galant und sagte nur: Es ist doch wunderbar, wie die Schwaben einander ähnlich sehen."

Heinrich mußte lachen, der Schmid aber sagte finster: „Lachen Sie nicht, es kommt gleich anders. Die Gaukelei half für den Augenblick, aber nachher mußte man Ernst machen. Und das ward ein bitterer Ernst. Jetzt suchte der Oberst Rieger Leute für die leeren Monturen und zog im Land herum und verübte Dinge, die ihm auch bis an den jüngsten Tag nicht vergeben werden können. Wie er meinen Christian gekriegt hat, so machte er's auch mit Andern. In die Wirthshäuser ging er und nahm die jungen Bursche hinter dem Glas weg, Nachts ließ er sie aus dem Bett reißen, wo er einen wußte, den er brauchen konnte. Da sind manche Eltern kinderlos geworden. Aber es war immer noch nicht genug: nun erließ man ein Ausschreiben, daß alle Bagabunden, alle Aushauser, darunter auch verheirathete, schlechte Haushälter, kurz alles Lumpengesindel, eingeliefert werden solle. Zum Todtschießen, dachte der Herzog, sind sie gut genug. Da wurden die Menschen gejagt wie die wilden



Thiere im Wald. Und kaum war mein Christian mit dem Vortrab abmarschirt, so traf das Unglück auch meinen andern Sohn, den Peter. Auf Den hatte der Förster schon von früher her einen Span. Der hätte nämlich seine Magd, er wußte wohl warum, gern mit Ehren unter die Haube gebracht und ließ sie meinem Peter, noch in seinem ledigen Stand, antragen. Der aber schlug sie aus mit sammt ihrer Aussteuer, denn er hatte schon eine Andere gewählt, und wenn auch das nicht gewesen wär', so hätt' er den Abtrag von des gestrengen Herrn Tisch doch nicht mögen. Darum wurd' ihm der Förster spinnefeind, suchte ihm einen Fuß zu stellen, wo er konnte, und bracht's auch dahin, daß mein Sohn ein paarmal gestraft wurde, wegen Lumpereien, und größtentheils unschuldig. Aber das gab eine gute Unterlage; denn wie das Ausschreiben kam, bracht' ihn der Förster, weiß Gott! durch Ungebereien dran, daß er als ein Thunichtgut unters Militär geschleppt wurde. Ich gleich her, fang' einen Proceß an, freilich mit schlechten Hoffnungen, aber während dem wendet sich das Blatt. Die Soldaten, wie's endlich drauf und dran kam, waren fuchsteufelswild. Die meisten staken gezwungen in ihren Kollettern, und dann hielt man damals die Sache für einen Religionskrieg. Für den römischen Antichrist lassen wir uns nicht aufopfern! schriegen sie, wir fechten nicht gegen den Beschützer des lutherischen Glaubens — das war der König in Preußen, oder wenigstens galt er dafür. Wenn's je gefochten sein soll, so gehen wir zu ihm! sagten sie, und es lief nachher auch eine große Menge zu ihm über. Damals bekam's dem Herzog übel, daß er katholisch war, aber dem Land bekam's noch übler. In der Kaserne zu Stuttgart brach der Aufruhr aus, und der Herzog mußte über Kopf und Hals aus Böhmen zurück. Aber bis er Ruhe gestiftet hatte, war ihm die Hälfte des Militärs davongelaufen. So kam auch mein Peter zurück, er glaubte, er könne sich heimlich halten; den Tag über schweifte er in den Wäldern umher, und des Nachts schlich



er sich ins Dorf und schlief zu Haus. Das wurde dem Förster verkundschaftet; der läßt eines Nachts das Haus umstellen und fängt sein Wild im Bett. Aus Gnade, wie es hieß, wurde der Deserteur nicht bestraft, sondern bloß wieder unter sein Regiment gebracht. Mein Sohn war ein blöder Bub' sonst, aber damals, als er abgeführt wurde, ballte er die Hände und sagte zu mir: Lebt wohl, Vater! Ihr seht mich nicht wieder, denn entweder schieß' ich mich vor den Kopf oder — einen Andern! Der Förster aber lachte höhnisch dazu. Indessen war die Armee wieder vollzählig gemacht worden, durch welche Mittel, können Sie sich denken. Damals fehlte es um ein Haar, so wär' eine Rebellion im ganzen Wirtenberger Ländlein ausgebrochen. Vielleicht hat es nur an einem Anführer gemangelt."

"Aber die Landschaft? der Ausschuß?" warf Heinrich ein.

"Die Landschaft?" rief der Schmid höhnisch, "die gab Vorstellungen ein und blieb warm und breit dabei sitzen. — Der Herzog brachte seine Truppen nicht weiter als bis Geislingen, da entstand schon wieder eine Meuterei. Diesmal war mein Sohn unter den Rädelshörnern. Ich hatte gleich Wind davon, ließ den Braunen satteln — der Rappe war sammt meinem Christian unters Militär gekommen — und ritt, was ich konnte, nach Göppingen. Da konnt' ich hängen und süßliren sehen nach Herzenslust. Ich that einen Fußfall vor dem Herzog und bat um Gnade für mein einziges Kind; ich wollte erzählen, durch welche Schurkereien man es so weit gebracht habe, aber der Herzog ließ mich nicht ausreden: Ihr seid alle Rebellen! rief er und sah fürchterlich dabei aus; ich will euch Bauern meinen Ernst zeigen! von euch geht der Ungehorsam aus, ihr habt diese verführt, jetzt sehet zu, wie sie's büßen! — Herr Gott im Himmel, vor meinen Augen ward mein Sohn erschossen. Kann er mir ihn durch Ausschreiben, durch Predigten wieder lebendig machen? Nicht einmal den kleinen Trost hab' ich gehabt, daß mein Feind bestraft wurde. Man wies mir endlich die rechten Wege, ich



lief zum General von Werned und zum Herrn von Gemmingen, der damals geheimer Referendarius war; die zogen auch mit dem Lager, sie versprachen mir, eine Untersuchung anzuordnen, aber was half's? sie mußten nach Böhmen, und das End' vom Lied war — denn es liefen viel dergleichen Klagen ein — daß der Herzog alle Beamte verwarnen ließ, sie sollen sich nicht durch übertriebenen Diensteifer zu Ungerechtigkeiten verleiten lassen. So kam ich zerknirscht nach Haus und nahm meines Sohnes Wittib und sein Kind zu mir. Das Kind starb bald darauf, die Mutter aber hat mich verlassen und einen Andern geheirathet. Der Förster hat im Rausch den Hals gebrochen, aber was hilft mich das? Ich bin jetzt eben allein in der Welt. — Ja, Herr, ich hab' etwas verdient, es brennt mich etwas auf der Seele, aber die Strafe ist doch allzu hart über mich gekommen.“

Er schwieg und ging in sich gefehrt weiter. Heinrich fühlte sich das Herz durch die Erzählung zusammengeschnürt. Keiner sprach ein Wort. Endlich richtete der Schmid sich auf; er mochte die Stimmung des Jünglings fühlen, vielleicht wünschte er auch allein zu sein. „Wenn Sie das Pferd besser angreifen wollen, Herr Vicarius,“ redete er ihm zu, „so dürfen Sie's nur sagen. Ich kann wohl nachkommen.“

„Wo treffen wir aber zusammen?“ sagte Heinrich, „ich bin wenig bekannt in Stuttgart.“

„Im Hirsch ist die geistliche Herberge, aber die jüngeren Herren fahren gewöhnlich im Adler ein,“ versetzte der Schmid.

„Gut, also im Adler!“ rief Heinrich. Er grüßte freundlich zum Abschied und trieb das Pferd an. Trotzdem, daß es sehr hart trabte, ritt er eilig vorwärts, um der beengenden Nähe des Unglücks, das er nicht mildern konnte, zu entkommen; erst als der Schmid weit hinter ihm war, brachte er das Thier wieder in den vorigen rüstigen Schritt und überließ sich trüben Gedanken über den Lauf der Welt.

Wir benützen diese Pause, um dem Leser das Wenige, was von dem Jüngling zu wissen nöthig ist, mitzutheilen.



Sein Enthusiasmus, seine Unkenntniß des Lebens und die Biegsamkeit seines Wesens hätten es verrathen, wenn wir es auch nicht schon angedeutet hätten, daß er ein württembergischer Magister war. Heinrich Koller erblickte in einem Pfarrhause in der Nähe des alten Städtchens Nürtingen das Licht der Welt, ungefähr vierundzwanzig Jahre vor den Begebenheiten, die ihn jetzt in die Residenz führten. Als der Erbe einer geistlichen Dynastie, die ihren Ursprung in gerader Linie bis in die Reformationszeit zurückführen konnte und deren genealogische Tabellen in den eigenhändig geführten Kirchenbüchern der seit zwei Jahrhunderten vom Vater auf den Sohn übergegangenen Gemeinde bestanden, war der Knabe schon in der Wiege dem Dienste des Herrn geweiht. Ein strenger Präceptor in Nürtingen, dem die Eltern, mit betrübtem Herzen der Nothwendigkeit gehorchend, das einzige Kind in Kost und Unterricht vertraut hatten, gab dieser Weihe die gehörige Application, und so war es denn das erste große Ereigniß in seinem Leben, daß er im zehnten Jahr eine Reise nach Stuttgart machen durfte; aber nur ein flüchtiger Blick auf die Wunder der Hauptstadt war ihm vergönnt, denn das „Landerexamen“, die erste Vorprüfung, die über seine Befähigung zum geistlichen Stand entscheiden sollte, nahm daselbst alle seine Sinne ausschließlich in Anspruch. Jedes Jahr lehrte er dahin zurück und bestand fünf solcher Prüfungen. Das günstige Ergebniß derselben war, daß sein Leben jetzt neun Jahre lang eine Schule der Prüfung sein sollte, sofern die Klostererziehung ihre Zöglinge vom Anfang bis zum Schluß des Bildungslaufes aus einem Examen in das andere trieb. Diesen begann der vierzehnjährige Knabe in dem geschichtlich denkwürdigen Kloster Maulbronn. Obgleich nämlich die Eltern ein mäßiges und für ihren Stand, den Stand der Armuth und Demuth, sogar beträchtliches Vermögen besaßen, so herrschte doch bei der Wahl ihrer Erziehung die letztere Eigenschaft vor, die den Vater bestimmte, seinem Sohne den Genuß von Herzog Christophs theologischen Instituten, welchen



auch er das Glück seines Lebens verdankte, zu verschaffen. Von Maulbronn aus machte der junge Heinrich, mit Empfehlungen seiner Eltern versehen, die ein entferntes Verwandtschaftsrecht geltend machten, spärliche, der strengen Klosterclausur abgerungene Besuche im Illinger Pfarrhause, und wenig ahnte er damals, daß das achtjährige rosige Mädchen, das er über den gelehrten Gesprächen mit dem Vater kaum bemerkte, einst eine entscheidende Bedeutung für sein Leben gewinnen würde. Diese Besuche wurden nach zwei Jahren durch seine Versetzung in ein höheres unter den sogenannten „niedern“ Klöstern abgebrochen. Noch zwei Jahre, und der hoffnungsvolle Alumnus war für die Universität reif geworden, von deren Glanz er jedoch wenig genoß, da das alte, zum protestantischen Oberseminar umgeschaffene Augustinerkloster, in der gewöhnlichen Umgangssprache „das Stift“ geheißen und unter diesem Namen vorzugsweise bekannt, ihn in seine ehrwürdigen Hallen aufnahm und mit mütterlicher Behutsamkeit vor jeder profanen Berührung bewahrte. So war er denn nun ein Mitglied jenes eigenthümlichen Menschen-schlages geworden, auf den von jeher die Augen der Welt, auch im fernen Auslande, mit einer gewissen Verwunderung gerichtet waren; denn wohin wäre nicht der württembergische Stiftler gedrungen? Wie die Schweiz ihre junge Mannschaft hinaus sandte, um verschiedenen Herren zu dienen und in verschiedenen Heeren zu streiten, so zogen auch diese schwäbischen Magister, in Kraft und äußerer Form den alten Landsknechten nicht ganz unähnlich, schaarenweise in die Fremde, suchten als Hofmeister oder als öffentliche Lehrer ihr Unterkommen und trafen oft, wie jene, als rüstige Streiter in öffentlichen Kämpfen, besonders unter den vielfarbigen wissenschaftlichen Panieren, hart auf einander. Heinrich studirte in den ersten Jahren die Philosophie, und seine Arbeiten zogen ihm unter den Vorstehern des Instituts den Ruf eines aufgeweckten und in der Weltweisheit bewanderten Kopfes zu; nach Verlauf dieser Periode wurde er Magister und ging vorgeschriebener



Maßen zur Gottesgelahrtheit über. Was er hierin geleistet, übergeben unsre Quellen mit bedenklichem Stillschweigen; dafür melden sie uns jedoch desto mehr von gewissen Liebhabereien, die man dort mit dem Kunstausdruck „*Allotria*“ zu bezeichnen pflegte und die wir auf das Kürzeste kennbar machen, wenn wir die Namen Shakespeare's, Lessings und des eben damals glanzhell aufsteigenden Gestirnes Goethe nennen. Diese Richtung auf die Aesthetik, die im Tübinger Stift zu allen Zeiten eine geheime Kirche um sich versammelt hat, gehörte zu den verpöntensten und mußte vor dem streng dogmatischen Geiste der Anstalt sorgfältig verborgen gehalten werden, so daß unser Weltkind kaum zur Noth einen Deckmantel für sie unter der weitläufigen Rubrik psychologischer Studien fand. Sein Cursus endete übrigens ziemlich friedlich, und er verließ nach Verfluß von fünf Jahren das Stift, an dessen Pforten er etwas verwundert in eine ganz neue und unbekante Welt ohne bestimmten Lebenszweck hinausfah.

Jetzt fühlte er erst lebhaft den Verlust seiner Eltern, die inzwischen gestorben waren, und in seiner Einsamkeit erfaßte ihn eine wunderbare Sehnsucht, das Kloster noch einmal zu sehen, in dem er als Knabe und angehender Jüngling seine anmuthigste Zeit verlebt hatte. Erst heinabe auf der Reise an die badische Grenze fiel es ihm ein, daß er in jener Gegend ja noch Verwandte habe; zwei Stunden vor Maulbronn machte er Halt und wurde im Illinger Pfarrhaus aufs Liebreichste aufgenommen. In der Gesellschaft seines schönen Mühmchens pilgerte er nach dem geliebten Kloster, besuchte in den Wäldern und an den Seen die Plätze seiner Jugenderinnerungen, und bei einem Anlasse, wo der ganze Strom seines Gemüths unwillkürlich hervorbrach und das Mädchen zu rührender Theilnahme hinriß, geschah es zu seiner eigenen Ueberraschung, daß sein unstet umherschweifender Geist auf einmal bei diesem lautern Herzen vor Anker ging. So sehen wir ihn denn auf dem Wege, die äußere Bestätigung zu dem innern Abschluß einzuholen, und haben allem menschlichen



Dafürhalten nach die Aussicht, mit dem nächsten Kapitel das Punktum hinter den frühzeitigen Schluß einer allzu einfachen Liebesgeschichte zu machen.

## 4.

Hofmarschall: Serenissimus —  
Kabale und Liebe.

Unser Held wurde aus seinen Träumereien auf eine unangenehme Weise aufgeschreckt.

Er ritt eben durch einen der Waldstriche, welche von dem Hügelzuge herablaufen, den Herzog Karls Lustschloß Solitude bekränzt, und war im Begriff, den Weg zu kreuzen, der in schnurgerader Linie von demselben nach Ludwigsburg geht, als ihm auf einmal ein sonderbarer Ton sausend und pfeifend am Ohr vorüberfuhr. Es war nichts andres als eine abgeschossene Kugel, denn im gleichen Moment gelangte der Knall eines Gewehrs zu ihm, das sich hinter seinem Rücken gegen ihn entladen hatte. Sein Pferd machte einen Satz; er blickte erschrocken rückwärts und sah einen Reiter im leichten Jagdröckchen, das bis oben zugeknöpft war; dies mußte der Schütze sein, denn er nahm so eben die noch rauchende Flinte von der Wange und setzte sein Pferd in Galopp gegen unsern Helden. Dieser riß das seine herum und begegnete ihm.

„Was soll das heißen?“ rief er zornig, „schießt man auf offener Straße nach einem Reisenden?“

„S' sach', Er is 'n rechter Hasenfuß“ — rief der Unbekannte mit fränkischem Accent und die Worte rasch hervorstoßend — „daß Er meint, ich hab' Ihn für 'n Hasen gehalten! Da, sperre oculos! was liegt dort?“

Heinrich folgte mit den Augen seinem Fingerzeig und er-



blickte wirklich einen unglücklichen Lampe, der mitten in dem Unternehmen, über die Straße zu setzen, von seinem Geschick ereilt worden war und nun in den letzten Zuckungen am Boden lag. Gleichwohl konnte er nicht umhin, dem Fremden, aus dessen Tone er abnahm, daß derselbe nicht Seinesgleichen, sondern entweder etwas Besseres oder etwas Schlechteres sein müsse, derbe Vorwürfe zu machen, welchen er, da sie wenig zu wirken schienen, eine zornige Drohung beifügte.

„Schau' mal, Der hat Herz!“ rief der Unbekannte und betrachtete ihn mit einer Mischung von Wohlgefallen und Spott, „aber hat Er auch Waffen? wie? ich sag', 's ist unvernünftig, ohne Waffen im Wald mit einem wildfremden Menschen Händel anzufangen, der einen solchen unschätzbaren Langfinger aufzuweisen hat.“ — Bei diesen Worten richtete er sein Gewehr gegen unsern Helden, welcher bemerkte, daß es eine sehr fein gearbeitete Doppelflinte war. „Ja,“ fuhr der Schütze fort und weidete sich an der Verlegenheit des jungen Mannes, dem es jedenfalls nicht ganz wohl zu Muth war, „ich hab' noch einen Schuß übrig. Wie, wenn ich jetzt sagen wollte: *La bourse ou la vie?*“

Er rückte dem künftigen Pfarrer von Illingen auf den Leib, dieser aber gab augenblicklich seinem Roß beide Sporen, daß es sich hoch aufbäumte und mit den Vorderfüßen über das Pferd des Fremden herzufallen drohte. Mit einem leichten Satz jedoch war das wohl dressirte Thier, ehe sein Herr die Zügel ergreifen konnte, auf die Seite entwichen und tanzte zierlich um das schwerfällige Ackerpferd herum.

„Er is' n verfluchter Kerl!“ rief der Andere, indem er sein Pferd zur Ruhe brachte, „hätt' ich doch nicht geglaubt, als Er so kopfhängerisch einhertrottirte und ich Ihm die Mücken zu vertreiben dachte, daß ein solcher Paladin in Ihm steckt. Wie heißt Er denn?“

Unser Freund glaubte in dem Ton dieser Frage eine gewisse Insolenz zu finden, auch empörte es ihn, daß er beständig mit Er angeredet wurde. Er erwiderte ziemlich trotzig:



„Wenn man Euch darnach fragt, so sagt nur, Ihr wüßtet's nicht!“ — Dies war eine von den diplomatischen Phrasen, die er im Stift gelernt hatte.

„Hoho,“ rief der Fremde, „der Junge hat den Teufel im Leibe!“

Es klang aus diesen Worten etwas so Gebieterisches heraus, daß unser Held gerathen fand, seinen Ton zu ändern. „Kenn' ich Sie doch auch noch nicht!“ setzte er etwas einlenkend hinzu.

„Na, für was hält Er mich denn?“ fragte der Unbekannte und stemmte den Arm in die Seite.

Heinrich musterte ihn von Kopf bis zu Fuße. Er schien in mittleren Jahren zu sein, hatte ein paar sehr lebhaft hellblaue Augen, eine edel geformte Nase und von Natur um den Mund etwas ungemein Weiches, dem aber ein Zug von gebieterischem Troze das Gleichgewicht hielt. Das durch eine enggeschnürte Halsbinde stark hervorgetriebene Gesicht war wie mit einer bläulich-rothen Kruste überzogen, was ihm einen Anschein von derber Gesundheit gab; man mochte glauben, es sei durch Strapazen und Unbilden der Witterung so abgehärtet. Heinrich wurde durch das verschossene grüne Jagdkleid, das kleine abgetragene Hütchen, welches tief in die Stirne gedrückt war, und die rauhen gelben Handschuhe, die der Reiter trug, in seiner Vermuthung bestätigt. „Ich hoffe nichts dabei zu riskiren,“ begann er zögernd.

„Kurz und gut!“ unterbrach ihn der Andere, „wie komm ich Ihm vor?“

„Wie Einer, der mit dem Herzog Halbpart macht,“ fuhr Heinrich heraus, indem er auf den erlegten Hasen deutete.

„Also für einen Wilddieb hält Er mich?“ rief der Fremde und brach in ein gellendes Gelächter aus.

Heinrich sah ihn etwas verblüfft an, aber eh' er eine Erwiederung geben konnte, sprengte auf einem Waldpfad von der Rechten ein anderer Reiter daher, ein junger Mann in Jagdkleidung; er zog den Hut tief herunter, als er vor dem



Unbekannten hielt, und fragte: „Befehlen Ew. Durchlaucht nach Ludwigsburg?“

„Höll' und Teufel!“ dachte Heinrich und vergaß in diesem Augenblick seines künftigen Berufes, welcher sich nicht mit derlei Citationen vertrug. „Da hab' ich einen feinen Bock geschossen!“ — Er stieg ab und bat sein verkanntes Staatsoberhaupt, so gut er konnte, um Entschuldigung; denn Herzog Karl war es selbst, welchen eine kleine Jagdstreiferei hier mit unserem geistlichen Reiter, der ihn noch nie in dieser Nähe gesehen, zusammengeführt hatte.

„Rath' mal, Fritze,“ wandte sich der Herzog zu seinem Jäger, „was mir der Patron da für ein Compliment gemacht hat. Für einen Wildddieb hat er mich gehalten.“

Trotz des unterthänigen Respects konnte doch der Diener das Lachen nicht unterdrücken.

„Er ist ein schlechter Menschenkenner,“ fuhr der Herzog gegen Heinrich fort, dessen Bestürzung ihn belustigte, „das müßt ein vermaledeit frecher Wildddieb sein, der so aussehen wollte wie Ich! Pass' Er einmal auf, ich will Ihm die Nativität besser stellen: bei meinem fürstlichen Wort, ich sag', in Seiner Redingote steckt ein Magister!“

Heinrich mußte dies zu seiner Demüthigung bejahren, und der Herzog war sehr vergnügt über den Triumph seines physiognomischen Scharfblicks. „Nun, und zu welchem Zwecke hat Er Seine Lenden gegürtet?“ frug er. „Ich meine, was ist Seine Mission?“

„Sie lautet an das herzogliche Consistorium, dem ich ein Schreiben zu überbringen habe,“ antwortete Heinrich.

„Nun, das ist jedenfalls so gut wie an mich,“ sagte der Fürst. „Also geb' Er's nur her.“

Heinrich griff nach seiner Briestafche, um das Schreiben hervorzulangen. Der Herzog, als er dies sah, rief dem Jäger zu: „Ruf' das Gefolge zusammen! Auf die Solitude zurück! Ich komme nach.“

Der Jäger, der sich inzwischen umgesehen hatte, hob öko-



nomisch beflissen den geschossenen Hasen vom Boden auf, dann setzte er davonreitend sein Horn an den Mund, und bald ertönten lustige Antworten von verschiedenen Seiten her.

Karl nahm jetzt das Schreiben, das ihm Heinrich schon eine gute Weile hingehalten hatte. „Was zum Henker!“ rief er, indem er die Aufschrift las. „Er ist unter einem unglücklichen Stern geboren. Vorhin hielt Er mich für einen Wilddieb, und jetzt für irgend eine Expeditionsrätthin.“

„Ich bitte unterthänigst um Vergebung,“ stotterte unser armer Freund, nahm Lottchens Brief mit ängstlicher Schnelligkeit zurück und händigte dem Herzog das wenigstens dreimal größere Schreiben des Pfarrers ein. Karl erbrach das Schreiben, und eine Wolke flog über sein Gesicht, als er die Unterschrift des Pfarrers von Illingen las. Eine peinliche Erinnerung schien ihn ergriffen zu haben, die er mit einer raschen Frage unterbrach:

„Wie, Er hat in Tübingen studirt und kennt mich nicht?“

„Ich war noch nicht droben,“ entgegnete Heinrich, „als Sw. Durchlaucht der Universität die Gnade eines längeren Besuches gönnten —“

„Ach ja!“ sagte Karl dazwischen, „damals haben Wir vielen Spaß gehabt.“

Nach dieser kurzen Anspielung auf einen vierzehntägigen Besuch, wobei er gleichsam als Gast in den Sälen der Wissenschaft gewelt und die neue Würde eines Rector magnificentissimus angenommen hatte, überschüttete der Herzog, als ein äußerst fragseliger Fürst, den jungen Mann mit einer Unzahl von Fragen, welche zugleich geeignet waren, demselben, wie man sagt, auf den Zahn zu fühlen, nach den Zuständen der Universität und nach seinem eigenen Bildungsgange. Heinrich beantwortete die Fragen in angemessener Kürze, wobei er sich namentlich von seinem guten Genius warnen ließ, von seinen ästhetischen Liebhabereien allzu viel zu verrathen. Der Herzog, der es bei jener Recognoscirung der Tübinger Eberhardina wohl hauptsächlich auf vortheil-



haste Beobachtungen für seine Akademie abgesehen haben mochte, ließ sich wiederholt und ausführlich über das dortige Wesen berichten und nahm die Auskunft, die Heinrich ihm gab, mit sichtbarer Zufriedenheit auf, welche dadurch erhöht wurde, daß dieser sich durch die Art der Fragen mitunter bewegen ließ, heitere Schwänke einzustreuen. In seiner jugendlichen Unbefangenheit wurde es ihm nur halb bewußt, daß die Anekdoten, die ihn der Herzog aus gelehrten und bürgerlichen Kreisen zu erzählen nöthigte, mit ihrer Spitze immer in das beliebte Kapitel der menschlichen Schwachheiten ausliefen, und daß gerade diese Seite der Unterhaltung den welterfahrenen Fürsten am meisten belustigte, zumal zwischen der alten Landesuniversität und seiner persönlichen Schöpfung große Eifersucht bestand.

„Nun,“ sagte er endlich, nachdem er mehrmals laut gelacht hatte, „um übrigens auf Seine Angelegenheit zu kommen, so ist Ihm die Bitte in Gnaden gewährt; aber ich will Ihm was sagen,“ fuhr er fort und ließ sein Auge wohlgefällig auf dem Jüngling ruhen, „besinn' Er sich eines Bessern und laß Er die Farre fahren. Was will Er im Klerus versauern? bleib Er bei mir! Er hat ein offenes munteres Wesen, und das gefällt mir. Er ist noch jung, kann noch was lernen, sich brauchbar machen. Ich will Ihn anstellen, und dann hängt es nur von Ihm ab, sich sein Glück zu schmieden. Was sagt Er dazu?“

„Ow. Durchlaucht“ — stammelte Heinrich mit klopfendem Herzen.

„Morgen Abend um sechs Uhr komm' Er zu mir auf die Solitude,“ rief der Herzog, „da wollen wir sehen, was mit Ihm anzufangen ist!“ — Er grüßte mit der Hand und sprengte in den Wald hinein.

Heinrich blieb stehen und sah lange wie betäubt nach der Stelle, wo der Fürst gehalten. Merkte er mir denn an, daß ich nur mit halbem Herzen den Weg zur Kanzel einschlug? sagte er leise vor sich hin. Ich glaubte es doch vor mir selbst verheimlicht zu haben.



## 5.

— Da seid Ihr eben recht am Ort.

— Aufrechtig, möchte schon wieder fort.

Goethe, Faust.

Der geistliche Ritter hatte endlich den letzten Hügelvorsprung erreicht, und das Ziel seiner Reise, das er seit jenen unfreiwilligen gelehrten Besuchen kaum einmal berührt hatte, lag zu seinen Füßen. Er ritt die Galgensteige hinunter, auf deren Gipfel noch der eiserne Käfig des während Herzog Karls Unmündigkeit hingerichteten Finanzministers Süß hing, und hielt durch das Seethor seinen Einzug in die Stadt. Er ritt die Seegasse hinauf, wandte sich dann links, ritt unter dem Schloßbogen durch, gelangte zur Stiftskirche und schlug ein enges Gäßchen ein, das ihn auf den Markt führte. Dort stand der schwarze Adler. Aber er würde ihn schwerlich gefunden haben, wenn ihm der Schmid nicht vorher den Weg deutlich beschrieben hätte. Dieser Hauptgasthof von Stuttgart wurde durch ein großes Gebäude, die öffentliche Bibliothek, verdunkelt, welche unregelmäßig auf dem freien Plage vor ihn hingepflanzt war. Nur ein schmaler Raum war zur Zufahrt am Gasthose gelassen; Heinrich ritt vor und war augenblicklich bedient. Er stieg die Treppe hinauf und kam in das Wirthszimmer, das durch einen hölzernen Verschlag in zwei Gemächer abgesondert war. In der plebejischen Abtheilung saßen Fuhrleute und Bauern, welche ihr Dasein für Ohr und Nase gleich fühlbar machten, in dem kleineren, den „Honoratioren“ geweihten Raume, wohin sich unser Held begab, fand er ebenfalls Gesellschaft, welche, nach der Conversation zu schließen, aus Schreibern und niederen Hofbeamten bestand. Die Mittagsstunde, nach der alten Uhr, war vorüber, und Heinrich forderte etwas zu essen. Der flinke Wirth, der, ohne ihn je gesehen zu haben, ihn ganz wie einen guten alten



Bekannten behandelte, rückte ihm einen Stuhl zu der Gesellschaft, und unser Held, der lieber allein gewesen wäre, mußte sich diese Ehre gefallen lassen, wenn er sich keiner Unhöflichkeit schuldig machen wollte. Er wurde übrigens nicht belästigt, Niemand sprach ein Wort mit ihm, überhaupt ging es für den Augenblick ziemlich stille her, und er konnte wohl bemerken, daß er hier unter den sogenannten guten Kunden sei, welche, wenn die soliden Mittagsgäste aufgestanden und ihrer Pflicht entgegen geeilt sind, sich erst recht festsetzen und aus Zeitersparniß den Nachmittag mit dem Abend verbinden. Doch konnte er nicht lange beobachten, man trug ihm ein schmachhaftes Essen auf, das er mit jugendlichem Appetit verzehrte; ein paar Gläser Wein versetzten ihn in jene Träumereien, wozu er von Natur so geneigt war; die seltsamen Abenteuer seiner kurzen Reise, die Erwartungen und Hoffnungen, die er darauf bauen konnte, schwellten seine Phantasie, und er war geraume Zeit für die Außenwelt verloren, bis diese, nachdem sie sich erst stillschweigend an ihn gewöhnt hatte, in ihrer Weise sich seiner bemächtigte.

Er fand sich in eine eben aufthauende Zunft von weingrünen Lebemännern gerathen, die sich in lustigen Pöffen mit einander ergingen, skandalöse Anekdoten erzählten und gewaltig dazu tranken. Da sie ihn in die Unterhaltung zogen, indem sie ihre Wige und Erzählungen theilweise an ihn richteten, so zwang er sich, nicht duckmäuserisch zu erscheinen, und hörte aufmerksam zu; auch waren ihm Land und Leute, unter welchen er in klösterlicher Einsamkeit aufgewachsen war, noch so fremd, daß Alles, was er sah und hörte, wenigstens den Reiz der Neuheit für ihn hatte. Einige Stunden ergözte er sich an den derben Späßen, welche aufgetischt wurden, und so verfloß ihm der Nachmittag bis zu Anbruch der Dämmerung; endlich aber glaubte der dicke Wirth ein gewisses Unbehagen an ihm wahrzunehmen und zeigte sich väterlich für die gute Laune seines Gastes besorgt.

„Apropos!“ sagte er, „für den Abend fehlt's Ihnen nicht



an Unterhaltung: Herr Schikaneder aus Wien ist da mit seiner Truppe — aber halt! heut Abend ist's nichts, da geben sie ein Trauerspiel, das wird Ihnen zu langweilig sein."

"Wie heißt es?"

Der Wirth lief nach dem Zettel und sagte: „Der deutsche Hausvater, vom Herrn von Gemmingen. Morgen müssen Sie drein gehen, morgen! da wird eine ganz neue Wiener Posse gegeben!"

"Morgen hab' ich keine Zeit, ich muß einen Ausflug machen."

"Wohin, wohin? meine Pferde stehen zu Diensten."

"Ich danke, bergauf geh' ich lieber zu Fuß."

"Solitude vielleicht? Warum nicht? aber warten Sie bis Sonntag, da haben Sie Gesellschaft."

"Kann nicht sein, ich muß morgen hinauf."

"Aha, vielleicht ein Besuch beim Herzog? Aber morgen werden Sie nicht vorgelassen, es ist kein Audienztag."

"Ich werde doch."

"Gebe Ihnen mein Ehrenwort, Sie werden morgen nicht vorgelassen."

"Und ich weiß aus guter Quelle," versetzte Heinrich ungeduldig, "daß ich's werde."

"Aha, das ist etwas andres," rief der Wirth und maß den jungen Mann mit neugierigen Blicken.

Dieser ließ sich den Weg nach dem Theater angeben und brach auf. Da fiel sein Blick auf den Schmid, der harrend unter dem Eingang stand. Heinrich schrak beinahe zusammen über den tiefen Ernst, der auf dem Gesichte des Mannes lag. Wie Vieles hatte sich verändert, wie verschiedene Empfindungen und Stimmungen hatten in ihm abgewechselt, seit er ihn verlassen! bei diesem aber war die Stimmung gleich geblieben, man sah, es war noch derselbe Gedanke, der seine Stirne furchte, der Gedanke an seinen Verlust und seine Einsamkeit.

"Ach, mein Freund! Euch hatt' ich ganz vergessen!" rief ihm Heinrich entgegen.



„Thut nichts,“ versetzte er. „Nun, wie ist's? schon Alles in Richtigkeit?“

„Noch nicht ganz, Ihr müßt allein heimreiten. Wie gut ist's nun, daß ich ein paar Kleidungsstücke aufgepackt habe! Sagt nur zu Hause,“ flüsterte er ihm ins Ohr, „daß ich morgen Audienz auf der Solitude habe, und — sie werden bald von mir hören.“

Er trug dem Wirth auf, den Mann zu verköstigen, und eilte fort. Der Schmid sah ihm kopfschüttelnd nach und hieß sein Pferd satteln.

Am Ende der Planie schimmerte unserem Freunde neben dem neuen Residenzschlosse das Lusthaus der alten Herzoge entgegen, welches für die italienische Oper und vorübergehend auch für das Schauspiel benützt wurde. Heinrich fand ein volles Haus, der seltene Genuß einer Vorstellung in deutscher Sprache hatte viele Zuschauer herbeigezogen. Als der erste Act vorüber war, sah er sich um und suchte das Urtheil des Stücks in den Mienen des Publikums zu studiren. Wie wurde ihm aber zu Muth, als er zwei ältliche Herren, routinirte Theatergänger, wie es schien, die in geringer Entfernung saßen, mit einander darüber reden hörte! „Es scheint,“ sagte der eine zum andern, indem er ihm eine Priße bot, „Sie sind von dem Schicksal des Hausvaters nicht sonderlich gerührt?“ — „Nein,“ versetzte der andere trocken, „denn erstens ist's nicht wahr, und zweitens geht's mich nichts an.“ — Eine schluchzende Jungfrau, die vor ihnen saß, sah mit großer Verachtung rückwärts, Heinrich aber mußte sich Gewalt anthun, um nicht in lautes Gelächter auszubrechen. Zu seinem Schrecken trat er im Ummenden ziemlich hart auf einen Fuß, der sich sogleich zurückzog, und bat höflich um Entschuldigung, während er die seltsame Erscheinung, den Eigenthümer des Fußes, mit einigem Erstaunen betrachtete. Es war ein Fremder, das sah man, fremd in Stuttgart, im Theater, ja in der Welt! Der zurückgeschlagene, aufgehatte Rock und die hohen Stiefel gehörten den Tagen Karl Alexan-



ders an, das eckige Gesicht irgend einer noch unentdeckten Insel, aber die Gutmüthigkeit, womit der Mann auf die Entschuldigung entgegnete: „O, ich bin nicht so wehleidig!“ die war nicht von dieser Welt. Heinrich fühlte sich gefesselt, er wußte nicht, wodurch; er stellte sich so, daß er den Fremden immer im Auge behielt; gerne hätte er ein Gespräch mit ihm angeknüpft, aber unter allen Tonarten wollte ihm keine passend scheinen, er wußte nicht, wo er den Mann „hinthun“ sollte. Die Berührung ergab sich jedoch von selbst; denn als nun der Vorhang sich wieder hob, da folgte der Fremde den Entwicklungen des Schauspiels mit einer Theilnahme und Innigkeit, wie man sie nur wahren Begebenheiten schenkt; man sah wohl, er war zum ersten Mal im Theater; er vermochte nicht stumm zu bleiben, und aus den Bemerkungen, die er dann und wann an unsern Helden richtete, sprach eine Rechtsschaffenheit und ein Mitgefühl, die ihm des Jünglings Herz gewannen. Er spielte aus voller Seele mit, und unsern Freund wollte es bedünken, er habe hier im Parterre noch ein besseres Bild eines deutschen Hausvaters gefunden als auf den Brettern.

Das Schauspiel war vorüber. Heinrich ging mit dem Fremden, der, lebhaft erregt, seine Theilnahme an dem Gesehenen aussprach, den alten Weg zurück, bis dieser auf einmal, seine Rede unterbrechend, sich die weitere Begleitung des jungen Mannes als eine allzu große Aufmerksamkeit verbat. Nun ergab es sich, daß Beide dasselbe Ziel hatten, und unter Entschuldigungen und Versicherungen, deren Gepräge von der Freundschaft noch mehr als von der Höflichkeit stammte, traten sie im schwarzen Adler ein.

Dort saßen noch die Gesellen von heut Nachmittag beisammen. Bei Heinrichs Ankunft entstand ein allgemeiner Jubel, der aber, wie er sogleich bemerkte, seinem Begleiter galt und von sehr zweideutiger Natur war. Der alte Herr wurde umringt und im Triumph an den Tisch gesetzt; man feierte ihn mit ironischem Pathos, ohne durch die ehrwürdige



Treuerzigkeit, womit er die falsche Münze theils empfang, theils ablehnte, sich im Geringsten rühren zu lassen.

„Darf man nach Ihren Geschäften fragen, Herr Bürgermeister?“ hob Einer an, „oder soll ich's errathen? Gewiß haben Sie zu Nuß und Frommen gemeiner Stadt eine Negotiation bei unsrer Regierung angeknüpft, um eine Compagnie RRR zu bekommen.“

Nun wußte Heinrich, wo er seinen Mann hinthun sollte; denn wohlbekannt war ihm die Stadt, welche, wie der Volkswitz ihr zur Last legt, das R nicht aussprechen kann; lag sie ja doch in der nächsten Umgegend der Universität, wo er so geraume Zeit gelebt hatte, und wenn er auch, ein gefangener Magister, nie drüben gewesen war, so hatte er doch genug von ihr reden hören.

Der Reichsbürgermeister von Neutlingen runzelte die Stirn, faßte sich aber zu einer muntern Erwiederung und sagte, indem er sich unter den Bhäaken umsah, mit scharf schnarrendem R: „O, ihr Herren, ich kann, wenn ich will, mein Laternle so gut ans Hirschhörnle hängen wie ihr, wiewohl mir bei allem Respect vor dem Hirschgeweih der kaiserliche Adler lieber ist; aber wenn ich ein Contingent für mein Alphabet von euch holen wollte, so würd' ich eher nach dem S und nach dem T fragen, nach dem Essen und Trinken nämlich; denn das sind eure Hauptartikel, von andern Buchstaben nicht zu reden.“

„Sollen auch schon gute Geschäfte gemacht haben in diesen Artikeln,“ versetzte sein Gegner hämisch, „oder ist es nur eine Erfindung, daß Serenissimus einmal den Neutlinger Magistrat eingeladen haben nach Tübingen und zu Thro besonderem Vergnügen ganz betrunken heimgeschickt, auf jede Kutsche hinten ein Schwein aufgebunden?“

Der alte Herr war in einer üblen Lage: war es natürliche Seelengüte, war es Ungewohnheit einer andern als anständiger und zuvorkommender Begegnung, er wußte auf einen Angriff dieser Art nicht gleich etwas zu erwiedern und maß



seinen Beleidiger mit ungewissen Blicken, das Gesicht von einer Purpurröthe übergossen. Heinrich hielt es für die höchste Zeit, sich einzumischen. „Niemals,“ rief er etwas undvorsichtig, „könne der Herzog etwas gethan haben, was so tief unter seiner Würde wäre,“ und zuletzt sagte er gerade heraus, wer dem alten Herrn etwas anhaben wolle, der habe es mit ihm zu thun. Die Andern lachten anfangs und hielten dies für einen neuen Scherz, um so mehr, als Heinrich, um abzubrechen, an den Bürgermeister allerlei Fragen über die Verfassung seiner Reichsstadt zu richten begann. Dieser lud ihn aufs Freundlichste ein, dieselbe in Person zu beaugenscheinigen. Die lärmenden Gesellen, da sie bei fortgesetzter Unterredung sich in ihren Erwartungen getäuscht fanden, verstummten nach und nach und entfernten sich am Ende ganz; die unbekannte Größe, die morgen auf der Solitude ihren Nennwerth erhalten sollte (wovon der Wirth nicht unterlassen hatte ihnen zu berichten), mochte ihnen einigermaßen imponirt haben.

Der alte Herr sprach, als sie allein beisammen sitzen blieben, sein Wohlgefallen an dem Jüngling offen aus und schalt eifrig über alle Neckereien und Hänseleien. „Es macht doch Niemand Profession von diesem Handwerk,“ rief er aus, „als Müßiggänger, die nichts Ordentliches zu thun, noch zu denken haben. Wie schön wär's in der Welt, wenn alle Menschen Ehrenleute wären, die im Frieden mit einander leben wollten!“

Sie trennten sich spät von der Flasche, noch später von einander selbst.

Den andern Morgen wurde Heinrich in aller Frühe geweckt: der Herr Bürgermeister von Neutlingen, hieß es, wolle durchaus nicht abreisen, ohne vorher noch einmal Abschied von ihm genommen zu haben. Dieser trat jetzt herein und entschuldigte sich treuherzig, daß er überlästig werde. Heinrich drückte ihm die Hand und wurde abermals dringend von ihm eingeladen, ihn doch so bald als möglich zu Hause zu



besuchen. Nun war an keinen Schlaf mehr zu denken, er stand auf und machte einen Morgenspaziergang, auf dem er von einem Hügel herab die Stadt in frischer Beleuchtung vor sich liegen sah. Als er in den Gasthof zurück gelangte, war eben der Kaffee fertig geworden; er blieb im Wirthszimmer und trank eine Tasse, der muntre Wirth setzte sich zu ihm und unterhielt ihn, was unsrem Helden wohl behagte, der indessen die Stunden vergehen lassen wollte, bis er schicklicher Weise Amalien seinen Besuch machen konnte.

Der Wirth lenkte die Rede bald auf den Herzog und begann jämmerlich zu klagen, in wie mancherlei Nachtheile die Residenzstadt durch diesen Herrn gestürzt worden sei. „Seit anno 64,“ sagte er, „ist unsre Stadt so gut als ruiniert; wir thaten Alles, was wir konnten, den Herzog von dem Zug nach Ludwigsburg abzuhalten; vergebens: er war so erbittert, daß er nichts hören wollte; der Hof, die Kanzleien, Alles mußte fort. Ludwigsburg ist reich geworden auf unsre Unkosten: großer Gott, was hat man dort für ein Geld verzehrt! Die Landschaft kann mir gestohlen werden, die ist an Allem schuldig! was brauchte sie Händel anzufangen? sie hat doch nicht viel ausgerichtet.“

„Jetzt ist ja aber seit geraumer Zeit Stuttgart wieder die Residenz,“ warf Heinrich ein.

„Ein schöner Profit!“ rief der Wirth, „ja, die Collegien sind wieder hier und der Herzog meistens auch, seit er die Akademie ab der Solitude, und das mit einem schönen Kostenbeitrag von der Stadt, hierher verlegt hat; aber er hat ja fast gar keinen Hof mehr, er lebt, als hätte er kaum tausend Gulden Rente zu verzehren. Und wie schnell ist's nur mit dem Militär zu Ende gegangen! Vielleicht hat er das dem Land zu lieb gethan, vielleicht hat er auch die Lust am Soldatenspiel verloren. Jedenfalls ist's nicht gut, auf die Launen und Leidenschaften eines großen Herrn zu speculiren; die vergehen über Nacht, wie sie gekommen sind. Das halbe Militär, und verhältnismäßig noch viel mehr Offiziere als



Gemeine, hat er abgedankt. Die gemeinen Soldaten liefen natürlich mit Freuden heim, aber die Offiziere waren angeführt und suchten da oder dort unterzukommen. Sie waren wahrhaftig nicht heikel, wenn's nur Brod gab; ich kenne einige, die einen beherzten Entschluß faßten und Handwerker wurden. Da drüben wohnt ein abgedankter Hauptmann — Sie können ihm ins Fenster sehen — der sich und seine Familie mit Filetstricken erhält. Und einen General können Sie herumgehen sehen — wenn er Ihnen auf der Straße begegnet, so pumpt er Sie um einen Sechsbäghner an.

„Faule Schlingel!“ rief er, sich unterbrechend, den Kellnern zu: „meint ihr, ich halte hier eine Vorlesung für euch? Aufgepaßt, frisch! die Tische gedeckt! Kaffeezeug weggeräumt! es gibt immer etwas zu thun.“ — Mit diesen Worten trat er ans Fenster und trommelte einen Marsch. „Ja, ja,“ sagte er, „mit unserem Militär sieht's zum Erbarmen aus.“

„Es ist mir gestern schon aufgefallen,“ versetzte Heinrich: „die Soldaten, die ich gestern und heute zu Gesicht bekam, hatten ein miserables Aussehen, die blauen Röcke waren ihnen zu eng, große Stücke von anderem Tuch waren auf die zerrissene Uniform gestickt, die weißen Beinkleider gingen kaum bis aufs Schienbein hinab — sie nahmen sich aus wie ruinirte Perrückenmacher! Selbst die Schildwachen sahen mich so bescheiden an, daß ich fedlich den Hut vor ihnen sitzen ließ.“

„Was das Letztere betrifft,“ sagte der Wirth zum schwarzen Adler, „so lassen Sie sich's nicht verdrießen und nehmen Sie den Hut lieber ein ander Mal ab; Sie könnten leicht Ungelegenheiten haben, denn bei dem Rest des Militärs herrscht doch immer noch der strenge Dienst und auch der esprit du corps, namentlich bei den Offizieren. Ich will Ihnen gerathen haben: wenn Sie gelegentlich Händel mit einem jungen Lieutenant bekommen sollten, was ja dem Besten passiren kann, so machen Sie jeder Schildwache auf zehn Schritte die Reverenz, oder man kann nicht wissen, was geschieht. Es ist noch nicht allzu lang her, daß ein Lieutenant einen Kammer-



rath, der in diesem Punkte rebellisch war, seine Fünfundzwanzig aufmessen ließ und hernach mit einer sehr geringen Strafe davon kam.

Heinrich dankte für den guten Rath und begab sich auf sein Zimmer, um die nöthigen Vorbereitungen zur Visite zu machen. Zur schicklichen Besuchszeit erschien er wohlfrisirt wieder und verließ den Adler. Er ging über den Markt, dem großen Graben zu, wo er unter andern stattlichen Gebäuden das Haus seines künftigen Schwagers, des Expeditionsraths, fand.

Er hatte Amalien noch nie gesehen; nur dunkel konnte er sich von seinen frühesten Besuchen in Illingen her besinnen, daß gelegentlich von einer älteren, nach Stuttgart verheiratheten Tochter die Rede gewesen war; da über das Ereigniß, das sie dorthin geführt, in der Gegend nichts verlautete, so ist es bei der Achtlosigkeit der Jugend begreiflich, daß keine Spur von ihrem Dasein in seiner Erinnerung zurückblieb, bis Lottchen seine Aufmerksamkeit und Theilnahme so schmerzlich auf sie lenkte. Wie begierig war er, die unglückliche Frau zu sehen, die, nach den Andeutungen ihrer Schwester zu urtheilen, zu der schauerlichsten aller Einsamkeiten verdammt schien, sich der frankten, gepreßten Seele zu nähern und vielleicht ihr einen Trost zu bringen, den sie schon so lang entbehrt haben mochte.

Eine schweigsame Magd nahm ihm den Meldungsbrief ab und wies ihn in ein Zimmer, dessen Ausstattung man prächtig nennen durfte; Gemälde in reich vergoldeten Rahmen hingen an den Wänden umher; im ganzen Hause herrschte eine Todtenstille. Heinrich betrachtete die Gemälde und blieb lang vor einer Madonna stehen; endlich vernahm er leise Tritte hinter sich und wandte sich um. Er erblickte eine Frau in den Dreißigen, deren Schönheit nichts durch die Zeit verloren hatte; sie trat leise auf ihn zu, in ihren Bewegungen herrschte eine gewaltsame Ruhe, das Feuer ihrer Augen schien nicht erloschen, aber in die geheimsten Winkel der Seele



zurückgedrängt; ihre dunkle Kleidung und die schwarzen Haare, welche vorn nicht aufgebunden waren, sondern in ungewöhnlichen Locken das bleiche Gesicht umringten, gaben der stillen Gestalt den Ausdruck einer starren geisterhaften Trauer.

„Sie bringen mir eine unerwartete Nachricht,“ begann sie: „ich hoffe, meiner Schwester Glück wünschen zu dürfen.“

Es lag eine so abschreckende Kälte in dem Ton, womit sie diese Worte sprach, daß der junge Mann sich eines leisen Schauers nicht erwehren konnte. Nach einigen Erkundigungen sagte sie: „Sie erlauben, daß ich meinen Mann aus seinem Arbeitszimmer rufe.“

Sie verschwand, und gleich darauf erschien ein hagerer Mann mit einem Geschäftsgesichte voll Abgemessenheit und unendlich trockener Resignation, der ihn sehr förmlich bewillkommte und wohl eine Stunde lang, während welcher Amalie nicht mehr zum Vorschein kam, über die Einkünfte der Pfarrei Illingen und andere statistische Memorabilien unterhielt, ein Kapitel, worin unser Held ihm bescheidenlich das Wort überließ. Es wurde Mittag über der Unterredung, man lud ihn ein, und er blieb. Als Amalie zu Tische kam, glaubte er leicht geröthete Augen zu erblicken, aber ihr Benehmen hatte nichts, das diese Bemerkung bestätigen konnte, und sie sprach lange von gleichgültigen Dingen. Der Expeditionsrath fragte hierauf mit diplomatischer Ruhe nach seinem Schwiegervater, und Heinrich mußte Allerlei erzählen. Er konnte aber nicht die rechte Stimmung finden, die Worte stockten ihm oft auf den Lippen, und es wollte ihm in dem behaglich eingerichteten Hause, an dem reichlichen Tische nicht wohl werden.

„Haben Sie,“ fragte Amalie, als der Nachtschisch kam, „haben Sie schon Schritte gethan, seit Sie hier sind?“

„Ein unerwartetes Schicksal hat meine Wünsche sogar bereits überboten,“ versetzte Heinrich und erzählte sein abenteuerliches Zusammentreffen mit dem Herzog.

Amalie sah ihn scharf an und sagte: „Mich dünkt, Sie haben nicht klug gehandelt, ein sicheres Glück von sich zu stoßen.“



„Ich muß meiner Frau beipflichten,“ sagte der Expeditionsrath: „Sie hätten bei der Stange bleiben sollen; man muß sich auf solche fürstliche Einfälle nicht gar zu sehr verlassen. Ueber kurz oder lang denkt der Herzog nicht mehr daran, und Sie sind doppelt getäuscht.“

Heinrich fühlte sich von diesen Einwendungen sehr unangenehm berührt. Nichts kommt der Jugend unwillkommener in die Quere, als wenn man den stolzen Flug ihrer Hoffnungen mit einigen prosaischen Zweifeln durchkreuzt; und dann empfand er es bitter, daß diese Menschen, die er heute zum ersten Mal als Verwandte begrüßte, schon Vormundschaft und Tadel gegen ihn geltend machen wollten; er bedachte nicht, daß es eben die Verwandtschaft war, die Amalien das Recht gab, dem Bräutigam ihrer Schwester ihre Meinung unumwunden zu sagen. „Wie ich die Sache ansehe,“ erwiderte er etwas finster, „so hab' ich keine Schuld. Wenn der Herzog mir den erbetenen Dienst nicht geben will, so kann ich ihm doch nicht das Messer auf die Brust setzen.“

„Für einen Diener der Kirche,“ sagte der Expeditionsrath scharf genug, „sind Sie dürftig im Kirchenrecht bewandert. Wenn das Consistorium erführe, wie gering Sie seine Macht anschlagen, so könnten Sie lang auf eine Bedienstung warten, und der gute Vater in Illingen müßte alle seine Connexionen aufbieten, um Sie aus der Klemme zu reißen. Haben Sie denn sonst keine Briefe mit bekommen?“

Heinrich hielt ihm mit verdrießlichem Schweigen seine übrigen Creditive hin, und der Expeditionsrath rief: „Sehen Sie, das sind ja die Hauptbatterien, die Sie zuerst hätten spielen lassen sollen; das Andere ist nur eine nothwendige Formalität, und daß Se. Durchlaucht Ihnen ein Schreiben an das Consistorium abzunehmen geruhen“ — der Expeditionsrath sprach diese Worte mit ironischer Miene — „das heißt, etwas extraordinär vom verfassungsmäßigen Geschäftsgang abweichen.“

„Davon war ich nicht unterrichtet,“ sagte Heinrich.



„Muß denn die Ente der Ente sagen, wie sie schwimmen soll?“ rief der Expeditionsrath lachend. „Kann man auch so aus dem Stift hervorgehen? Nein, mein Freund, Sie werden's nie zum Special bringen. Es ist unerhört, eine Pfarre zu suchen und Prälaten und Consistorium dabei übergehen zu wollen!“

Heinrich suchte den Discurs abzubrechen, der ihm peinlich war, weil es sich allzusehr verrieth, wie träumerisch er die Jahre hingebracht hatte, in welchen er nicht nur seine Fachwissenschaft, sondern auch ihre äußerlichen Handhaben hätte studiren sollen. „Sie werden mir wenigstens zugeben,“ sagte er, „daß der Herzog mich heute erwartet und daß ich also vorher keinen andern Schritt zu thun im Stande bin.“

„Ueberdies,“ fiel Amalie ein, „will es mir nicht gefallen, daß Sie die Gewißheit einer Verbindung mit Ihrer Braut so leicht hinauszuschieben scheinen.“

Heinrich fühlte sich durch diesen unverdienten Vorwurf auf der empfindlichsten Seite angegriffen; er warf den Kopf in den Nacken und wollte eben eine Erwiderung geben, die vielleicht nur zu bitter ausgefallen wäre, als man die Treppe herauf Sporen klirren und eine Arie trällern hörte.

„Das ist der Baron,“ sagte der Expeditionsrath: „er ist,“ fuhr er, zu Heinrich gewendet, fort, „Kammerjunker und Regierungsassessor, also, wiewohl er sich nicht viel mit Geschäften zu quälen pflegt, gewissermaßen mein Untergebener, der mich aber mit seiner Protection zu beehren die Gnade hat.“

Ein Bedienter riß die Thüre auf, und hinter ihm trat der Gemeldete ein, ein junger hübscher Mann im Reitkleide: „Guten Morgen, guten Morgen! schon gespeist? Ich komme eben von meinem Spazierritt und will nur in der Eile sehen, ob Sie noch am Leben sind. „Ach, meine schöne Räthin, ich küsse die Hand; waren Sie gestern in der Komödie? „Nein, Sie gingen gewiß nicht hin, ich sage Ihnen, Ihr guter Genius hat Sie abgehalten, denn, auf Ehre, das Stück war epouvantable langweilig.“ — Nun folgten einige Dugend



Couliſſenanekdoten, begleitet von einer Fülle leeren Converſationsſchwalls. Heinrich wunderte ſich über die Zungen-geläufigkeit, mit unſäglich vielen Worten nichts zu ſagen, war aber gar nicht erbaut von der Welt, in die er eingetreten war. Er kannte ſie vom Hörensagen, er wußte, daß der Adel eine geſellſchaftliche Stellung beſaß, die ihm ohne Rückſicht auf perſönliche Bedeutung und Fähigkeit erlaubte, die bürgerlichen Kreiſe zu ſeinen Füßen hinabzudrücken, oder auch nach Belieben ſich in dieſelben einzuführen, ſo daß ſelbſt dieſer ernſte Beamte, dieſe unzugängliche Frau nicht den Muth in ſich fanden, einen ſaden Gecken, der übrigens gutmüthig ſchien, zurückzuweiſen, wenn er, der Subalterne, einmal die Gewogenheit haben wollte, ihr Hausfreund zu ſein. Er wußte, daß ihn hier eine Welt der Verhältniſſe und Rückſichten umgab, die nicht ſo leicht zu bekämpfen waren; aber es widerte ihn an, dieſe Welt, an welcher er biſher fremd vorübergegangen war, nun in der Nähe zu ſehen und zu hören.

„Sie haben Beſuch?“ unterbrach ſich der Baron. „Char- mant! Aber Sie haben mir ja den Herrn noch gar nicht vorgeſtellt! Wollen Sie mir nicht die Ehre erweiſen?“

Der Expeditionsrath übernahm dieſe Förmlichkeit, worauf ſich der Baron zu Amalien wandte: „Wie, liebe Rätthin,“ rief er: „Sie haben eine Schweſter, und ich weiß kein ſterb- liches Wort davon? Da ſehe man wieder die Verſchloſſenheit der Frauen! Iſt ſie ſchön? O gewiß! ſie müßte ja nicht Ihre Schweſter ſein! Kann man etwas für Sie thun?“ fragte er eifrig zu dem Gaſte gewendet: „zählen Sie darauf, daß ich meinen ganzen Einfluß anbieten werde.“ —

Heinrich dankte und erwiederte, daß er dem Ziele ſeiner Hoffnungen ſchon ziemlich nahe zu ſtehen glaube.

„In der That, lieber Freund,“ nahm der Rath das Wort, „ſtehen Sie ihm näher, als Sie denken. Die Zeit iſt vorgerückt, und Sie haben einen ziemlich weiten Weg vor ſich; verſäumen Sie, da es nun einmal ſein ſoll, die rechte Stunde nicht.“



„Wie so?“ rief der Baron: „Sie reden ja in Räthseln; wo wollen Sie denn unsern Freund hinschicken?“

„Er ist zur Audienz auf die Solitude beschieden,“ versetzte der Rath, „und wenn Sie es nicht ungnädig nehmen, so will ich ihn eine Strecke weit begleiten.“

„Gott bewahre!“ rief der Baron lachend: „Sie sind ja Expeditionsrath! Expediren Sie ihn in Gottes Namen!“

Er empfahl sich grazios und herablassend und schwebte wie ein Zephyr von hinnen.

Auch Heinrich brach jetzt mit seinen neuen Verwandten auf. Sie verließen die Stadt und gingen der westlichen Hügelkette zu, unter Gesprächen, die unserm Freunde unersreulich waren. Er konnte das Mißbehagen über den Gönner, der sich ihm aufgedrungen hatte, nicht verbergen und mußte es dafür dulden, daß er angesehen wurde wie Einer, der aus dem Mond gefallen ist. Auch störte es ihn, Bürgerliche hier mit kalter Gleichgültigkeit von einer adeligen Bekanntschaft reden zu hören, während sie es doch nicht verhehlen konnten, daß sie innerlich davon geschmeichelt waren.

Sie bogen von der Straße ab und schlugen einen Fußpfad ein. Als dieser sich zu heben begann, trennten sich die Beiden von Heinrich, nachdem der Expeditionsrath ihm seinen Weg genau beschrieben hatte.

„Bringen Sie gute Antwort zurück!“ rief Amalie zum Abschied.

„Ja, und lassen Sie sich nicht irre machen,“ sagte der Rath, indem er sich noch einmal umwandte. „Ihr Schicksal liegt jetzt in Ihrer Hand. Wenn Ihnen der Herzog nicht sehr glänzende Anerbietungen macht — und das wird er schwerlich thun — so halten Sie sich unverrückt auf der kirchlichen Straße und schlüpfen je eher, je lieber wieder in den geistlichen Habit, ohne den Sie bei Ihren Hochwürden übel ankommen dürften.“

Heinrich versprach das Beste und eilte, von ihnen loszukommen. Erst jetzt, da er sich allein in freier Luft sah, war



es ihm wieder frisch zu Muthe. Der Weg, den er sich hatte weisen lassen, führte erst durch kahle Weinberge und später durch Buchenwälder, mit Eichen und immergrünen Tannen untermischt, auf moosigem Boden empor und oben gegen Nordwesten auf der Hochebene fort. Unser Freund schritt rüstig vorwärts. Nach einer Stunde sahen ihn Gypsstatuen zwischen den Bäumen an, der Jagdparc, neben dessen langen Schranken der Weg hinlief, ging zu Ende, in einiger Entfernung schimmerte das Kreuz einer Kirche hervor, und dicht am Saume des Waldes traf er auf die zerstreuten Gebäude der Solitude.

## 6.

In magna legatum quære popina.  
Juvenal.

— — Solch ein Mann hat mir  
Schon längst gemangelt. Ihr seid gut und fröhlich,  
— — — Drum hab' ich Euch gewählt. —  
Geht, lieber Marquis, Ruhe meinem Herzen  
Und meinen Nächten Schlaf zurückzubringen.  
Schiller, Don Carlos.

Mit der Erbauung dieses Lustorts hatte der Herzog anfangs nur ein leichtes Landhaus beabsichtigt, aber sein rastloser, nach Vergrößerung und Erweiterung strebender Sinn machte bald eine kleine Pfalz daraus, deren heiteres und behagliches Aussehen freilich nichts von den Frohnen und andern harten Mitteln erzählte, durch welche es möglich geworden war, mit zauberhafter Schnelligkeit die düstere Einöde der fünf Eichen zu einem Tempel des Vergnügens und der Pracht umzuwandeln. Um das Schloß herum stand eine Menge verschiedener Gebäude, größere und kleinere Pavillons, darunter die Akademie, die ihre jungen Bewohner vor einigen Jahren nach Stuttgart entsandt hatte, ein Opernhaus, ein



sehr langer Marstall und verlassene Kasernen für die Leibgarde des Herzogs.

Heinrich ging auf das Schloß zu, betrat die Freitreppe, die an der Vorderseite desselben emporführt, ergözte sich an seiner leichten freundlichen Bauart und ließ das Auge über die herrliche Aussicht hinschweifen, die sich von jener Stelle in die Landschaft eröffnet. Unwillkürlich flog es zuerst nach Norden, obgleich er die Stätte seiner Wünsche und Hoffnungen nicht sehen konnte. Weit ins Land hinein tauchte dann sein Blick und glitt über Berge, Hügel und Ebenen hinweg: rechts, von Südwesten nach Osten, zog sich die Kette der schwäbischen Alb, ihre Felsen und Vormauern von weichen Lichtern umspielt; die Landesfestung Neuffen trat vor allen scharf hervor, sie thronte lustig in stolzer Ruhe, und ihre Fenster blitzten im Sonnenschein so nahe, daß der Beobachter hineinsehen zu können meinte; links zog sich der Stromberg nach Nordosten und verschmolz in der Ferne mit den blauen Conturen der fränkischen Gebirge. Der Platz war passend gewählt für einen stolzen Fürsten, um aus den Fenstern des Schlosses fremden Gästen sein schönes Land zu zeigen. Das tempelartige Corps de Logis lag am Rande des Hügels; von hier aus führte eine Straße in unschöner, gerader Linie, ein Dorf entzweischneidend, über den Weg, den Heinrich gestern hergeritten war, nach Ludwigsburg, dessen Thürme aus der Tiefe emporstrebten. Dicht daneben ragte die Festung Hohenasperg in die Höhe, so daß er von hier oben in die Wälle hineinschauen konnte; sie blinkten heiter im Sonnenlicht, aber er sah mit ernstern Blicken auf dieses Denkmal von Gewalt Herrschaft und willkürlicher Grausamkeit, eine Grube, die schon oft die Opfer des fürstlichen Borns, ungerichtet, den Landesgesetzen zum Troß, verschlungen hatte. Hohenasperg, Hohenneuffen und Hohentwiel — drei Zwingfesten in einem so kleinen Fürstenthum!

Ein Trompeterlied unterbrach den Fluß seiner Gedanken; es wurde lebendig auf dem Platze, und Heinrich las lächelnd



die Inschrift, die er über sich erblickte: *Tranquillitati sacrum* voluit! eine Bestimmung, welcher das Schloßchen so untreu geworden war, wie seinem Namen. Und doch war die rauschendste Zeit hier vorbei! Die lauten Feste, die Pracht des Hofes, das glänzende Gewimmel der Fremden, Alles war verflungen und verschwunden, und die Solitude konnte jetzt wenigstens mit größerem Recht so heißen als früher: sie war keine Stätte jubelnder Bacchanalien mehr, sie war nur noch eine belebte Einsamkeit.

Die Thüre nach der Treppe öffnete sich, ein Hofbedienter, in Roth und Blau gekleidet, trat heraus und ziemlich barsch auf unsern Helden zu; als er ihn aber in der Nähe betrachtete, sagte er sehr höflich: „Ah, Sie sind wahrscheinlich Herr Koller?“

„Der bin ich. Und Sie?“

„Ich bin der Kammertürke Seiner Durchlaucht.“

„Für einen Türken,“ sagte Heinrich lächelnd, „reden Sie schon recht fertig deutsch.“

„Ich bin auch ein geborner Stuttgarter,“ versetzte der Türke: — „der Herr ist jezo ausgeritten; sowie er zurückkommt, werden Sie gerufen werden. Ist es Ihnen indessen gefällig, das Schloß zu betrachten?“

Wenn Heinrich die Meteorologie der Höfe gekannt hätte, so würde er aus diesem Empfang abgenommen haben, daß für ihn gutes Wetter im Anzug sei. Er folgte dem Kammertürken und beschaute den Saal, die Kabinette mit ihren tausend Bequemlichkeiten, mit den Polstern und Vorhängen von himmelblauer Seide, die der ganzen Umgebung einen Schein von feierlicher Heiterkeit gab, und bestieg die Kuppel, wo er die Aussicht noch reicher und ununterbrochener genoß. Hierauf zeigte ihm der christliche Muselman den berühmten Lorbeersaal mit den Deckenstücken des gefeierten Malers Guibal und schloß ihm zuletzt den Garten auf, wo er ihn allein ließ, nachdem er ihm zu verstehen gegeben hatte, daß dies eine ganz besondere Vergünstigung sei. Heinrich wandelte gleich-



gültig in dem noch leblosen Raum umher, die Gewächshäuser mit ihren botanischen Seltenheiten zogen ihn wenig an, die verschnittenen Taxushecken sahen komisch steif aus und erinnerten ihn an die Soldaten in ihren abgetragenen Zwangsjacken, und die Decorationen kamen ihm ebenfalls langweilig vor. Er verließ den Garten und ging in der Allee auf und ab; da erblickte er, zwischen den Bäumen durchschauend, eine Reiterstatue, die goldglänzend vor ihm emporstieg. An dem unbekümmerten Antlitz, der stracken Haltung erkannte er sogleich den Herzog, der sehr gut getroffen war: gerade so hatte er gestern, den Arm in die Seite gestemmt, vor ihm gehalten, so hatte er ihn angeblickt, als er fragte: „Wofür hält Er mich?“ — Heinrich blieb lange vor dem Kunstwerk stehen und betrachtete nachdenklich die Züge des merkwürdigen Fürsten, mit welchem ihn ein unerwartetes und noch ungewisses Schicksal — aber heimlich mit seinen innersten Wünschen übereinstimmend — vielleicht auf lange Zeit verbinden sollte.

Unversehens klopfte ihm eine Hand auf die Schulter: „Vorüber denkt Er nach?“ fragte der Herzog, der in seinem grünen Röckchen von gestern hinter ihm stand.

Heinrich wandte sich schnell um und machte eine ziemlich verlegene Verbeugung.

„Da treff' ich ja zwei Statuen neben einander,“ sagte der Herzog. „Gesteh' Er mir offen: auf welchem Gedanken hab' ich Ihn ertappt?“

Unser junger Freund war noch voll von den Eindrücken, die er in der Kirche zu Illingen empfangen hatte, und die unerwartete Erscheinung des Fürsten trug dazu bei, die trunke Stimmung, in der er sich befand, zu steigern. Er verbeugte sich tief: „Da Ew. Durchlaucht mir zu reden befehlen“ — erwiderte er freimüthig, indem er auf die Statue zeigte — „so will ich meinen Gedanken sagen. Dieses gebietende Angesicht kommt mir noch viel edler vor, seit ich ein Bekenntniß darauf lese, das den Fürsten mit dem geringsten seiner



Untertanen auf Eine Linie stellt, ohne ihn doch herabzuwürdigen.“

„Und welches?“ fragte der Herzog.

„Das Bekenntniß menschlicher Unvollkommenheit.“

Ueberrascht von dieser unerhörten Sprache, warf Karl einen scharfen Blick auf ihn; da er aber in dem seelenvollen Auge des Jünglings die reinste, hingebendste Treuherzigkeit las, so sagte er freundlich: „Er hat Recht! Er hat ganz Recht! Wir Gesalbten dieser Erde können ein solches Bekenntniß nicht oft und demüthig genug wiederholen, denn auf der Schneelinie der Menschheit, wo wir stehen, weht eine feinere und difficilere Luft, und doch haben wir dieselben schwachen Organe dafür, wie die Leutchen im Thal. — Gehn wir ein wenig auf und ab! — Ja, was ich sagen wollte, wir Fürsten müssen die Nachsicht des Menschenkenners mehr in Anspruch nehmen, als irgend ein anderer Mensch. Was meint Er?“

„Ew. Durchlaucht haben ein schönes Wort geredet,“ versetzte Heinrich, der sich bei all' seinem Enthusiasmus doch weislich immer einen Schritt hinter dem Herzog hielt: „es ist eine schwere und gefährliche Aufgabe, den Donnerkeil Jupiters in der Hand zu halten, ohne dabei über das gemeine Loos der menschlichen Natur erhaben zu sein, und doch! gibt es etwas Größeres, etwas, das den sterblichen Erdengott dem himmlischen näher rücken könnte, als wenn er die Macht, vor welcher ihm selbst oft bang werden muß, nicht zum eigenen Genuß anwendet, sondern zum Wohle Derer, für die sie ihm gegeben ist?“

„Brav!“ rief der Herzog: „weiter! Er wollte noch etwas sagen!“

„Darf ich noch Eines hinzufügen, gnädigster Herr? mich dünkt, Dasjenige, wodurch diese Aufgabe so schwer wird, mache sie zugleich wieder einestheils leichter, nämlich der Abstand, die Schneelinie, um mich dieses Wortes zu bedienen, Ein leichtes Lächeln eines Fürsten wiegt hundertmal mehr,



als ein gewöhnliches Menschenantlig mit dem vollsten Ausdruck des Wohlwollens, und das frohe Volk im Thale, das dem Loos der menschlichen Schwachheit doppelt in diesem Zustand unterworfen ist, dankt nicht bloß für den warmen Regen, der seine Fluren befruchtet, es weiß auch, daß er anstatt des Blitzes gekommen ist, der drohend in den Wolken hing. O!" rief der junge Mann mit überströmendem Gefühl: „es muß ein göttliches Vergnügen sein, der Vater eines glücklichen Volkes zu heißen. Die schwerste Pflicht wird leicht, wenn sie herzlich ausgeübt und von treuen, wohlverstehenden Herzen aufgenommen wird: in diesem Sinne, durchlauchtigster Herr, erlauben Sie mir, als Einzelner die frohen Gefinnungen Ihrer Unterthanen bei Ew. Durchlaucht Geburtsfest auszusprechen!"

Der Herzog blieb stehen und wandte sich rasch zu ihm herum, indem er eine schnellende Handbewegung machte: „Mein lieber Magister," versetzte er mit wohlwollendem Spott, „man sieht's Euch wohl an, daß Ihr noch auf keinem Thron gesessen seid. Das liebe Volk! Wer es kennt, denkt anders von ihm! Ich sehe nur undankbare Kinder, die ewig über die Ruthe schreien und mit keinem Bissen zufrieden sind, den ihnen der Vater mit saurer Mühe zugetragen hat. Seh' Er um sich!" rief Karl mit stolzer Stimme: „Er kann nach keiner Seite in mein Land blicken, wo Er nicht Erweiterungen und Vergrößerungen antrifft! Ich habe zwanzig Herrschaften angekauft und wirtenbergisch gemacht und gedenke es mit Gott vor meinem Absterben noch höher zu bringen, und dasselbe Land, das ich vermehrt und nach bestem Wissen und Willen in Aufnahme gebracht habe, klagt mich durch die Landschaft der Verschwendung an und will durch mich ruiniert worden sein. Sieht Er, mein Freund, das ist der Dank des Volks!"

„Freilich kann man nicht leugnen," versetzte Heinrich, „daß eine Verfassung den Planen eines wohlgesinnten und kräftigen Regenten oft mehr Hinderniß als Förderung darbietet, aber —"



„Und vollends,“ unterbrach ihn der Herzog heftig, „eine solche, wie die unsrige! die, statt das Beste des Landes zu wahren, auf seine Kosten eine parlamentarische Dynastie heranzieht! Eine Kaste voll Eigennutz und Vorurtheil, weniger fürs Land bedacht, als der eigensüchtigste Tyrann! Ein Fürst steht anders da, sein Interesse geht mit dem des Landes Hand in Hand, das wird er bald genug fühlen; aber bei diesen Menschen ist es umgekehrt! sie haben eine widernatürliche Stellung, und nur durch widernatürliche Mittel können sie sich erhalten! Da muß widersprochen werden um jeden Preis, gemarktet muß um jeden Groschen werden, Beschränkung des Fürsten, das ist das einzige Register, aus dem sie ihre stilsittlichen Bravourarien aborgeln! Wie die Themis trägt ihre Weisheit eine Binde vor den Augen — freilich aber nicht zu demselben Zweck, denn ihre Bettern, die sie pouffiren wollen, kennen sie instinktartig am Geruch! — Nein, aber den Handlungen, den Absichten des Regenten verschließen sie jedes Sehorgan, versagen sie jede prüfende Gerechtigkeit! Verderblich oder segensreich, Allem wird derselbe Widerstand entgegengesetzt, jeder Schritt streitig gemacht, mit blödsinnigem Mißtrauen, wie es dem Ununterrichteten scheinen muß, aber in der That mit wohlberechneter Politik! denn Das ist die Art, wie diese Bonzen und Paschas von so und so viel Gänsefüßeln sich am Ruder halten. Und das Land, dessen Deputirte sie sich schelten lassen! und die Wahlfreiheit! Ja, dafür ist seit Jahrhunderten gesorgt!“

Er that einige Schritte, dann wandte er sich mit fragendem Blick zu seinem Begleiter herum. „Darf ich es wagen, Sw. Durchlaucht,“ sagte dieser, „meine Ansicht von Verfassung überhaupt auseinander zu setzen? Verfassung ist todter Buchstabe, der seinen Werth nur durch die Interpretation erhalten kann. Die freisinnigste Verfassung ist eine nutzlose Hieroglyphe für ein Volk, das zur Freiheit nicht reif oder ihrer verlustig gegangen ist. Und die schlechteste ist gut genug für Männer! Seit Jahrhunderten haben sich die Wirten-



berger dieses Namens nicht unwerth gezeigt, wenn auch zu wünschen ist, daß unsere politische Bildung einen kräftigeren Aufschwung nehmen möchte. Nur in der Bildung ist Freiheit, nur über Freie zu herrschen, ist königlich; und könnte sich, gnädigster Herr, für einen deutschen Fürsten, der mit seiner Verfassung grollt, eine würdigere Aufgabe finden, als daß er sein Volk über diese Scheidewand hinweg in die Arme nimmt, seine Erziehung, seine Bildung vorbereitet und es leise der Mündigkeit und dem Genuße seiner Rechte entgegenführt?"

„Bildung! Erziehung!“ rief der Herzog, das Stichwort rasch auffassend: „Ja, das ist's! Ich sag' Ihm, Er ist auf dem rechten Wege! Erziehung ist das Mittel, und bei der Jugend muß man anfangen, die Alten taugen nichts mehr, die sind verdorben. Wollen sie mir ja doch sogar meine Akademie mißgönnen! Erziehung, und Erziehung der Jugend — das macht mich zum Vater meines Volks. In jeden Menschen ist ein Keim gelegt, der gleich einer Pflanze der weiteren Bearbeitung überlassen bleibt. Eltern, Verwandte, Freunde sind selten zu dieser geschickt; ein Fremder ist immer ein Miethling. Glück, Unglück, Gelegenheit, oft Zufälle entscheiden. Der Glückliche find't Wege, der Unglückliche irrt meistens. Mangel an Willen, Ungewißheit, das ist der Irrweg, edle Standhaftigkeit ist der sichere Leitfaden. Es ist nicht wohl möglich, dem Großen standhaft entgegenzugehen, wenn nicht gute Erziehung den Weg dazu gebahnt hat.“

Dies war der Anfang einer ziemlich langen Stegreifrede, die dem Herzog mit leichter Beredtsamkeit über die Lippen floß. Er wurde nicht müde, seinen Satz mit den verschiedensten Wendungen auszuführen, und als er geendet hatte, zog er die Schreibtafel hervor und notirte sich einige Hauptgedanken. Heinrich sah verwundert zu; er wußte nicht, daß der denkeifrige Fürst sich wachend und schlafend mit seiner Akademie beschäftigte, auch wohl gelegentlich zu den Reden, die er bei den öffentlichen Prüfungen hielt, auf solche Weise seine Ideen



concipirte. Ja, wenn er geahnt hätte, daß er manches der hier gesprochenen Worte noch in dem vom Herzog mit Beiträgen beglückten „Schwäbischen Magazin“ lesen würde, er wäre stolz auf seinen Hebammendienst bei dem fürstlichen Tutor gewesen.

„Nun, da wir gerade von der Erziehung sprechen,“ fuhr der Herzog, gnädig lächelnd, fort, indem er die Schreibtafel einsteckte, — „so erzähl' Er mir etwas von der Seinigen; zieh' Er die Summe davon und taxir' Er sich selbst, damit ich weiß, was ich mit einem solchen Hyperboreer anfangen soll.“

Heinrich mußte sich entschließen, die Antworten, die er dem Herzog schon gestern gegeben, noch einmal weitläufiger zu wiederholen. Hierauf erkundigte sich derselbe nach den Lebensplanen, womit der junge Mann sich bis jetzt beschäftigt, und dieser fand hier Gelegenheit, auf eine zarte Weise seiner Braut zu erwähnen, die ihm eine dauernde Versorgung jetzt wünschenswerth und nothwendig mache.

„Alles gut und recht!“ nahm zuletzt der Herzog das Wort, „aber sieht Er, an Einem fehlt's euch Herren Stiftern sammt und sonders. Ihr seid unpraktische Köpfe, und das kann ich euch freilich nicht verargen, denn ihr erfahrt zu wenig von der Welt. Die Erziehung muß immer neben der Welt, mitten in der Welt stattfinden. Zum Exempel, wie alt ist Er jetzt?“

„Vierundzwanzig, Ew. Durchlaucht.“

„Sieht Er, in diesem Alter hatt' ich schon acht Jahre lang regiert. Gelt, das klingt doch anders?“

„War aber auch nicht praktisch,“ dachte Heinrich bei sich. Er versicherte den Herzog seines aufrichtigen Eifers, das Versäumte auf jede Weise nachzuholen, um sich des Vertrauens Sr. Durchlaucht würdig zu machen.

„Da können wir ja gleich eine Probe anstellen, die wenig Praxis verlangt,“ sagte der Herzog. „Kennt Er den Schubart? — ich meine literarisch — was hält Er von ihm?“

„Ich kann,“ versetzte Heinrich, „dem feurigen Schwung



seiner Muse meine Bewunderung nicht versagen, aber er beleidigt mich vielfach dabei — mit Einem Wort, es fehlt ihm an durchgreifender Bildung.“

„Nun, sieht Er?“ rief der Herzog lebhaft: „da kommen wir schon wieder auf das Thema von der Erziehung! Allerdings fehlt es ihm daran, und zwar in mehr als Einem Sinn: er ist ein unbändiger Mensch, der weder seine Sitten kennt, noch Politik, und doch will er die letztere zu seinem Metier machen. Dieser vermaledeite Journalist, der kein gekröntes Haupt zu schonen weiß, wird sich noch um den Hals reden — ich sag' Ihm, er hat's auf der Nadel! nicht bei mir, obwohl er auch gegen mich sich schon versündigt hat. Ich mein' es aber gut mit ihm, und darum will ich ihn verwarnen lassen. Zu diesem Zwecke hab' ich an Ihn gedacht, mein lieber Koller! Er hat ein heiteres, treuherziges Benehmen, das die Leute ansprechen muß; gegen Ihn kann man kein Arg haben. Reiß' Er nach Ulm, such' Er den Schubart ganz gelegentlich zu treffen und geb' Er ihm Eins und das Andere zu verstehen, nicht in meinem Namen, hört Er wohl? sondern als ein wohlmeinender Freund, der übrigens unterrichtet ist und die Sachen von der Quelle hat. Sag' Er ihm, er solle in Zukunft vorsichtig nach Osten blicken, wenn er schreibt, er solle Sordinen aufsetzen, er könne es nicht mehr lang so treiben, es sei eine große Frage, ob ihn die Ulmer gegen gewisse Anfechtungen schützen könnten“ —

„Ah!“ rief Heinrich etwas vorlaut, „die Jesuiten“ —

„Still! laß' Er mich reden! Ich habe schon längst ein Auge auf den Mann gehabt; es wäre Schade, wenn ein so guter Kopf zu Grunde ginge. Aber er muß sich bessern, sich cultiviren, und dazu will ich ihm Gelegenheit geben. Ich gehe eben damit um, ein deutsches Theater zu errichten; wenn er in sich schlägt, so bin ich geneigt, ihn zum Director und Theaterdichter zu machen. Das braucht Er ihm aber nicht auf die Nase zu binden, versteht Er? sondern Er läßt ihm nur von fern ein Böglein davon singen. Ich würde mich



freuen, den Mann gerettet zu haben: wenn er bei mir ist, so kann ich ihn schützen und will ihn schützen."

Ein zweites und mächtigeres Weimar tauchte vor den Augen unsres entzückten Neulings auf, ein philosophischer Staat, in welchen sich Talent und Freiheit aus ganz Deutschland flüchten und, ihrer Auswüchse beraubt, der Kunst, der Wissenschaft, dem Leben eine neue glänzende Entfaltung bringen sollten. „Wie stolz," rief er, „macht mich Ihr Vertrauen, durchlauchtigster Herr! die schleunigste Eile —"

„Nichts da!" unterbrach ihn der Herzog, „gerade umgekehrt! Er macht eine kleine Lustreise von sechs bis acht Tagen, besucht einige Gegenden, daß er davon reden kann — wohlverstanden? — und berührt bei dieser Gelegenheit Ulm. Kann Er reiten?"

„Wie ein unpraktischer Kopf, Ew. Durchlaucht."

„Ja so," rief der Herzog lachend, „ich habe ja gestern Seinen ritterlichen Heroïsm bewundert. Ich will Ihm ein altes zahmes Thier geben, mit dem Er einen frommen Ritt machen kann. — Malschütz!" rief er dem in einiger Entfernung wartenden Kammertürken zu: „besorge sogleich, daß in Stuttgart dem jungen Manne hier der Mustapha auf einige Tage überantwortet wird; der alte Klepper soll noch einmal spazieren traben."

Der Diener zeigte ein verwundertes Gesicht und eilte hinweg.

„Morgen früh kann Er das Pferd haben," wandte sich der Herzog zu Heinrich. „Das Uebrige steht in Seinem Belieben. Nun adieu, glückliche Reise!"

Er reichte ihm die Hand, und der Jüngling brachte aus vollem Herzen seinem Fürsten die übliche Huldigung dar.



## 7.

Durch alte Städte thät ich wallen  
 Und sah die hohen Münster an.  
 U h l a n d.

Die Dunkelheit war schon stark hereingebrochen, als Heinrich von dem Herzog entlassen wurde. Er wählte die Fahrstraße zum Rückweg, mit elastischen Schritten trug ihn sein Fuß hinab. Dichte Wolkenstreifen zogen schwer und schwarz über den Himmel; wenn sie massenhafter gewesen wären, hätte man glauben können, es bilde sich, im Widerspruch mit der Jahreszeit, ein Gewitter; von Zeit zu Zeit brach der Mond, der mit ihnen kämpfte, durch den dünneren Rand hervor und goß ein zauberhaftes Licht auf den breiten Weg und leuchtete tief in den blätterlosen Buchenwald hinein. In der Seele des Wanderers war es freudenhell, und er eilte getrost durch die Schatten der Nacht hindurch. Als er nach Stuttgart kam, fand er noch alle Fenster im Adler erleuchtet, der Wirth kam ihm an der Treppe entgegen und rief: „Guten Abend, guten Abend! Ist Alles glücklich abgelaufen? Haben Sie die Pfarrei bekommen? Ja, ja, ich gratulire! Ich lese die Antwort schon auf Ihrem vergnügten Gesicht! Kommen Sie nur, es ist noch Gesellschaft da, die lustigen Vögel von gestern Abend sitzen noch Alle beisammen!“ — Heinrich hatte Mühe, sich von ihm loszumachen, er lehnte die Einladung ab und ließ sich Erfrischungen aufs Zimmer bringen; dann bestellte er Papier und Schreibzeug und schrieb tief in die Nacht hinein einen langen Brief an Lottchen, worin gar hohe Dinge und geheimnißvolle Andeutungen confus durcheinander liefen. Er erinnerte sie an alte Märchen, wo die einfache, in unscheinbarer Stille erzogene Unschuld plötzlich zu den höchsten Ehren gelangt, und wiederholte mehrmals, daß es keine weltliche Würde gebe, die ihrem innern Werthe gleichkommen könnte, Wendungen, welche vielleicht



dazu dienen sollten, den Vater auf gewisse Ereignisse vorzubereiten, die ihm zu weit über seine Erwartungen hinausgehen mochten, als daß sie ihm willkommen sein konnten.

Ein frischer, wenn gleich nicht ganz heitrer Morgen begrüßte unsern Freund, als er das Gasthaus verließ, um in Mustapha's Gesellschaft seine Reise anzutreten, die er, der Vorschrift des Herzogs gemäß, auf Umwegen auszuführen gesonnen war. Der sanfte Schritt des alten Pferdes stellte dieselbe in einen behaglichen Gegensatz zu dem Ritt nach Stuttgart, und Nachmittags trabte der Reiter fröhlich durch die Lustnauer Pappelallee in Tübingen ein, wo er sich's, nachdem er sein Pferd untergebracht hatte, zuerst angelegen sein ließ, ein Kneipchen aufzusuchen, das ihm freundliche Erinnerungen hinterlassen hatte. Von dort aus gedachte er ins „Stift“ zu senden und seinen Freund Matthäus von seiner Anwesenheit benachrichtigen zu lassen, den einzigen seiner näheren Bekannten, den er noch in Tübingen zu finden hoffen konnte, einen alten Magister in den Dreißigen, der das Stipendium schon längst verlassen hatte und von einem Vicariat zum andern herumgezogen, zuletzt aber, als er gerade keine Unterkunft finden konnte, nach alter löblicher Sitte in den Freihafen der Anstalt zurückgekehrt war, wo er unsern jungen Freund als Stubengenossen kennen lernte und die Seniorenrechte väterlich gegen ihn geltend machte. Da derselbe als Gast und Ehrenbürger den Hausgesetzen nicht mehr so streng unterworfen war, so konnte ihn Heinrich für den ganzen Abend in Beschlag nehmen. Eben wollte er, den Mühlweg heruntergekommen, um die Ecke biegen, als ihm in schwarzer Kutte eine große breitschultrige Gestalt mit gebietenden, fast wilden Zügen in den Weg trat; es war Niemand anderes als der Gesuchte, der einen Spaziergang vors Neckarthor zu beabsichtigen schien.

„Ehrwürdiger Senior, sei mir gegrüßt!“ rief ihn Heinrich an.

„Guten Tag, Fuchs, wo kommst her?“ versetzte Matthäus



mit so wenig Ueberraschung, als ob sie sich noch vor einer Stunde auf ihrer Stube Eisleben im Stift gesehen hätten. Unser Freund, der seine Weise kannte, ließ sich durch diesen scheinbar gleichgültigen Empfang nicht aus der Fassung bringen.

„Wo wollen wir hinstreben?“ fuhr der Senior in ruhigem Geschäftstone fort, indem er unter dem Ziel dieses fraglichen Strebens ein Wirthshaus verstand, „gehn wir zur Frau? sie ist am nächsten.“

„Zu ihr wollt' ich dich citiren.“

„Nun denn, vorwärts!“

Sie traten in das Haus, unser Freund begrüßte die „Frau“, wie man sie lakonisch betitelte, und wurde als alter Stammgast mit gemüthlicher Anhänglichkeit aufgenommen, aber auch, wie dergleichen oft geschieht, mitten in der ersten Freude mit der Nachricht vom Tode eines hoffnungsvollen, eben erst der gelehrten Welt bekannt gewordenen Studien-genossen überrascht.

„Ach Gott! und was sagen denn Sie dazu?“ rief sie. „So ein braver, solider, junger Mann! Der ist eben zu fleißig gewesen, was nicht gar oft vorkommt. Wie wird der Herr Lavater darüber betrübt sein! Ich kann ihn noch vor mir sehen,“ fuhr sie fort, indem sie die Augen trocknete, „wie er oft so tiefsinnig am Tische saß, und wenn er wieder lustig wurde und sein Lied sang — kann ich mich doch nicht darauf besinnen, wie hieß es nur?“

„Catone, Catone  
Bezwingt der Liebe Macht!“

recitirte Heinrich lächelnd.

„Genug jetzt von den Todten!“ rief Matthäus, der sich indessen in die Fensterecke vor den Tisch gepflanzt hatte, „Frau, eine Flasche ganz Guten! Setz' dich, Fuchs! Jetzt erzähl, was bist, was hast vor? Siehst ja höllisch leichtfertig und weltmännisch aus in deiner Bekesche, du aus der Rutte



gekrochener Schmetterling! Ich vermiſſe zum Cavalier nur noch die Treſſen auf dem Hut und, ſchier hätt' ich geſagt,

Und einen Klunker dran,  
Und einen Rock von Drap d'argent  
Und Alles ſo nach advenant.

Da ſiehſt du, daß ich noch in meinen alten Tagen beim Aſmus franzöſiſch gelernt habe."

"Eine gute Schule!" verſetzte Heinrich, welcher lachen mußte. „Doch erſt deine Geſundheit!“ Er griff nach dem Glaſe und ſtieß mit dem Freunde an, deſſen neugierige Fragen er hierauf mit allerlei Spiegelfechtereien beantwortete, indem er vorgab, er ſei als Leibrieſe eines fremden Potentaten bei dieſem ſchönen Wetter ins Gebirg geſchickt, um dem Frühling entgegen zu reiten.

„Immer noch der alte Hansdampf!“ ſagte Matthäus trocken, „eine Frühlingsreiſe, während der Winter wieder kommt.“

„Bitt' dich!“

„Ja, ſieh nur, was der Himmel ein Profefſorsgeſicht ſchneidet; er hat nichts Gutes vor. Bleib du ein paar Tage hier ſitzen, die Frau hat einen koſtbaren Roſſwaager eingethan, der morgen angeſtochen wird —“

„Roſſwaager?“ rief Heinrich, „dem ſollt' ich's freilich zu Liebe thun! er iſt jezt ein halber Landſmann von mir.“

„Wie das?“

Heinrich gab keine direkte Antwort, ſondern kramte ſta- tiſtiſch-geographiſche Notizen aus, worin ſich mehrmals die Andeutung wiederholte, daß die beiden Nachbarörter Roſſwaag und Illingen Gewächſe liefern, die zu den edelſten im Lande gehören. Dann brach er ab und wandte ſich an den Freund: „Nun berichte du mir, Matthäus, was du im Schilde führſt. Wie lange willſt du noch auf deinen Vorbeeren ruhen, darüber nachſinnen, die Menſchheit zu ihrem urſprünglichen Naturzuſtande zurückzuführen, und indessen den



Anfang damit machen, daß du deinen Füchsen die Biederkeit und edle Barbarei unsrer Vorfahren beibringst?"

"Ich bin dieser Lebensart satt," versetzte Jener, "es ist ein trauriges Phänomen um so einen alten Stupendiaten; ich habe nachgerade drei Decennien auf dem Rücken und stehe in einer Epoche, wo der große Alexander mit gutem Gewissen sterben konnte. Nun lüstet's mich zwar nicht, die ganze weite Welt zu erobern, aber eine kleine Welt möcht' ich mir doch schaffen, die ich nach meiner Pfeife tanzen lassen könnte. Und dazu hab' ich nun einen Plan gefaßt: im Schwarzwald gib't manche abgelegene Pfarreien, die zum Theil schlecht dotirt, zum Theil so einsam und traurig sind, daß auch dem ärmsten Schlucker nicht der Mund darnach wässert; unter diesen will ich mir die passabelste aussuchen — du weißt, ich bin nicht verwöhnt! Das Consistorium gibt mir sie von Herzen gern, und dann hab' ich einen Winkel, wo kein Hahn nach mir kräht, und wo ich meinen Grillen nach Herzenslust den Lauf lassen kann."

"Freilich, und den Rousseau einführen und mit den Zigeunern leben und deine Bauern zu Wilden machen, wenn sie's nicht schon sind, und deine Kinder — darauf reflektirst du doch? — ganz ad modum Emiliæ erziehen!"

"Ich will es nicht leugnen," versetzte Matthäus, "daß dieser Artikel auch in meiner Rechnung steht, ich bin ein alter Mensch und möchte ein eigen Haus haben, wenn's auch nur eine Baracke ist. Wir Kleinen müssen uns doch mit Dem begnügen, was den Herren der Erde zu geringfügig ist."

So plauderten und tranken sie, mit jener Genügsamkeit der Freundschaft, die das Wiedersehen nach längerer oder kürzerer Trennung für die beste Würze der Unterhaltung nimmt. Heinrich nahm sich zwar zusammen, um nicht noch mehr herauszuplätzen, als ihm bereits widerfahren war; doch konnte er es nicht verhindern, daß ihm im Laufe des fröhlich zugebrachten Abends Andeutungen entschlüpfen, worunter



seinem Freunde wenigstens eine so deutlich war, daß er anfang zu singen:

Catone, Catone  
Bezwingt der Liebe Macht.

Ziemlich spät suchte Heinrich seinen Gasthof, Matthäus begleitete ihn und blieb, seine Seniorenfreiheit über die Gebühr benützend, in seiner Gesellschaft, nachdem auch dort noch eine Flasche auf das gemeinsame Zimmer gebracht worden war, ein magisterliches Uebermaß, bei welchem der Herzog nicht Augenzeuge hätte sein dürfen.

Den nächsten Tag konnte unser Held nicht in der Frühe abreisen, einmal weil er sehr spät aufstand, und dann weil die „Frau“ ihm zu Ehren schon Vormittags ihren Rosswaager anzustecken sich anheischig gemacht hatte. Es war, wie Matthäus sich ausdrückte, der einzige Wein in allen Universitätskellern, den man würdig nennen durfte, den Valetbecher zu röthen. Dieser Valettrunk wurde ziemlich langwierig, und der Wein rechtfertigte das Prädicat, das Matthäus einem schwäbischen Sprichwort entnahm: er war zäh und zwar deswegen, weil er sich nicht abbrechen ließ. Nachdem sich die beiden Freunde zum letzten und aber letzten Mal geleast hatten, suchte Heinrich den Mustapha auf und ritt zum Neckarthor hinaus, Matthäus aber kehrte ins „Stupendium“, wie er es nannte, zurück, wo den ehrwürdigen Veteranen seine drei Decennien nicht vor drei Noten schützten, die ihm ob abnoctationem coenamque et prandium neglecta sogleich angesagt wurden. Es ist, wie wir sehen werden, nicht das einzige Opfer, welches ihm das Schicksal für seinen Freund auferlegt hat: in Lagen, wo ein treues Herz vonnöthen ist, werden wir ihm wieder begegnen.

Heinrich entblöhte, als er in der frischen Luft durch die Ebene ritt, das Haupt, um die Folgen von diesem Rückfall ins alte akademische Treiben verwehen zu lassen, der ihm doch für seine jetzige und künftige Stellung in der Welt nicht



ganz zu passen schien. Auf der Höhe des Burgholzes angelangt, sah er die Alp vor sich liegen, an deren Fuße sich zwischen zwei einzelnen als Wachtposten vorgeschobenen Bergen die alte Reichsstadt Reutlingen entfaltete; denn diese war es, die er sich als Ziel seines heutigen Reiseabschnitts vorgesetzt hatte, indem er bei der einladenden Gelegenheit einer Irrfahrt, wie sie ihm auferlegt war, den Bürgermeister von Reutlingen, dessen schlichte Treuherzigkeit sich in sein Herz eingeprägt hatte, heimsuchen wollte. Er gönnte seinem Rosse Zeit und ließ den Blick auf den Bergen verweilen, welchen er langsam entgegen ritt, das strenge, ernste Bild der Gegend in sich aufnehmend.

Der Abend brach an, als Mustapha's Huf die über einen Wassergraben zum Thor führende Brücke betrat. Das Alterthum, sah er, waltete hinter diesen hohen Stadtmauern noch in seiner ganzen Macht, denn mit dem Sinken des Tages wurden schon Anstalten getroffen, das Thor zu schließen. Der Fremde, denn hier war er ein Ausländer, kam noch glücklich hinein und wandte sich an den Thormärtel, der ihn verwundert und mißtrauisch betrachtete, mit der Frage nach einem guten Wirthshaus und nach der Wohnung des Herrn Bürgermeisters.

„Welchen meint Ihr?“ den Amtsburgemeister?“

„Gibt es denn ihrer mehrere?“

„I freilich, wir haben noch zwei und einen Viceburgemeister obendrein.“

„Heinrich war in Verlegenheit; da er den Namen seines Freundes nicht wußte, versuchte er eine Personalbeschreibung zu geben und begann: „Ich weiß ihn fast nicht anders zu bezeichnen, als daß er eine ziemlich große Nase hat.“

„Das haben sie alle,“ versetzte der Wächter.

„Dann ist guter Rath theuer.“

„Was wollt Ihr denn von ihm?“

„Kein gar nichts, mein Freund, als ihn besuchen.“

„Wie könnt Ihr ihn denn besuchen, wenn Ihr ihn nicht einmal kennt.“



Unser reizbarer Freund war über diese Fragen ärgerlich und wollte eben aufbrausen; er besann sich aber noch zu rechter Zeit, daß er die republikanische Freiheit nicht gleich beim Eintreten vor den Kopf stoßen dürfe. „In Stuttgart,“ erwiderte er, „hab' ich vor drei Tagen seine Bekanntschaft gemacht.“

„Hättet Ihr mir das gleich gesagt, so hättet Ihr nicht so lang auf Antwort warten dürfen. Ich will Euch den Weg zeigen, zum Amtsburgemeister wollt Ihr. — Judith, schließ das Thor derweil!“ rief er einer stämmigen Dirne zu, „und nun kommt!“ — Er ergriff Heinrichs Pferd am Zügel und leitete es durch enge Gäßchen, wo die vielstöckigen Häuser und die überragenden Stadtmauern kaum einen Lichtstrahl durchließen. Jetzt durchschnitten sie eine breitere Straße, wenn man das Bett eines Baches so nennen kann, denn dieser nahm die ganze Mitte derselben ein, und an beiden Seiten waren eine Art von Kai's angelegt. Heinrich mußte durch das Wasser reiten, sein Führer ging auf hölzernen Pfählen, die daraus hervorragten, neben ihm her.

„Das ist doch eine etwas unbequeme Passage,“ bemerkte der junge Reisende.

„Unsre Alten haben's so angelegt, und wir wollen's nicht anders haben,“ versetzte der Wächter trocken.

Sie kamen in eine zweite Straße, die eben so beschaffen war; hier blieben sie auf der Seite und bewegten sich an schlechtgebauten Häusern dem Lauf des Wassers entgegen. „Eigentlich,“ sagte der Wächter, „wohnt er in der vordern Gass', wo Ihr durch den Bach geritten seid, aber wir müssen hinten ans Haus kommen, um das Pferd in der Scheuer einzustellen.“

„Mein Gott!“ rief Heinrich und zog die Zügel an, „so ist's nicht gemeint! ich will mein Pferd in einem Wirthshaus unterbringen!“

„Das käme dem Burgemeister „g'späßig“ vor!“ rief der Wächter. „Mann und Gaul gehören zusammen, wo der eine hingeh't, muß der andere auch sein.“



Unterdessen hatte er das Pferd wieder am Zügel ergriffen und führte es durch ein schmales Gäßchen, das zugleich eine Einfahrt war, auf eine große Scheune zu, vor welcher ein paar mächtige Düngerhaufen prangten; ein kleines Gärtchen mit einigen Obstbäumen schien hier nicht am rechten Plage zu sein. Ohne ein Wort weiter zu sagen, stieß der Wächter einen hölzernen Kiegel auf und zog das Pferd, von dem er den Reiter abzusitzen genöthigt hatte, in den Stall, wo es von einem muthigen jungen Hengst mit drohenden Sägen begrüßt wurde.

„Der ist nicht wie sein Herr,“ sagte der Wächter, und Mustapha mußte in einer andern Abtheilung mit der nicht coursfähigen Gesellschaft einiger übrigens sehr schönen Kühe vorlieb nehmen.

Der Wächter öffnete vom Stall aus das große Scheunenthor und hieß den Fremden gerade durch die Scheune gehen, von wo er ins Haus gelangen werde; dann trat er den Rückzug an, Heinrich drückte ihm schnell ein Geldstück in die Hand, das denn doch angenommen und mit einem Lüften der Ledermütze erwidert wurde. Durch die Dunkelheit tappte er dann vorwärts, fand eine offene Thüre, kam in einen kleinen Hof, wo ein Brunnen stand, und hatte hier zwischen drei Eingängen in ein großes Haus und noch andern Thüren, die in Nebengebäude führten, zu wählen.

Aus einem von diesen sah er einen starken Rauch aufsteigen; es war ein niederes rundes thurmartiges Gebäude, und als er näher trat, glaubte er den altergrauen Rumpf einer Kapelle zu erkennen, mit einem ziemlich neuen Ziegeldach bedeckt. Er vernahm Menschenstimmen darin und beschloß, sich hier nach dem Wege zum regierenden Bürgermeister zu erkundigen. Wie er sich der Thüre näherte, hörte er eine Stimme halblaut sagen: „Jetzt! stoß ihn aus in Christi Namen! Gott bewahr' uns und unser Haus!“

Verwundert und bang drückte Heinrich auf das Schloß, und die Thüre sprang auf. Eine erstickende Hitze drang ihm



entgegen; er erblickte einige Männer von großem Wuchs, in schmutzigen Wämmsern und grauen, mit eisernen Haken vorgesteckten Schürzen; ihre rauhen Gesichter bekamen durch den Schein des Feuers einen wilden und beinahe furchtbaren Ausdruck, mit dem aber das Thun, in welchem der Fremde sie überraschte, einen seltsamen Widerspruch bildete: sie hatten die Hände, die in ungeheuren Handschuhen ruhten, andächtig in einander gelegt und blickten wie in stillem Gebet vor sich nieder. Bei dem Eintritt des ungeladenen Zeugen wandten sich ihre Blicke finster und drohend gegen ihn, und Heinrich wollte schon verlegen zurücktreten, als die ihm zunächst stehende Gestalt, die ihm bisher den Rücken gewandt hatte, sich gegen ihn kehrte: es war der Bürgermeister. Die Miene des wackern Mannes nahm einen Ausdruck großer Ueberraschung an, und er war offenbar einen Augenblick unschlüssig, was er thun sollte; ehe er aber auf den Ankömmling zugehen konnte, legte dieser seine Hände ebenfalls zusammen und blieb unbeweglich an der Thüre stehen. Der Bürgermeister nickte ihm sehr freundlich zu und behielt seine vorige Haltung.

Nun hatte unser Abenteuerer Zeit zur Beobachtung; er gewahrte, daß die cyklopischen Männer um eine viereckige aus Backsteinen und großen Ziegeln fast bis an die Höhe des Gewölbes geführte Masse standen, durch deren Lücken der Schein eines mächtigen Feuers drang und aus der ein glühender Strom dampfend in den Boden schoß. Einer so großen Hitze ungewohnt, glaubte er sich in einem Vulcan zu befinden, er fühlte Flammen im Gesicht, und von seiner Stirne floß der Schweiß in dicken Tropfen herab. Endlich versiegte der Feuerstrom: die Gruppe der Betenden löste sich auf, und der Bürgermeister trat ihm mit einem herzlichen Willkommen entgegen. Heinrich bat um Entschuldigung, daß er ihn in einer, wie er sehe, jedenfalls wichtigen Beschäftigung gestört habe, und berichtete, wie er sammt seinem Rosse durch den Thorwart auf eine sehr unumständliche Weise hier einquartiert worden sei. Der Bürgermeister bezeugte seine lebhafteste



Freude darüber und rief sogleich nach einer Magd, der er Befehl gab, das Pferd zu versorgen. „Man sagt zwar,“ fügte er hinzu, „daß es Unheil bringe, wenn ein Fremder unerwartet zum Guß einer Glocke komme, aber es ist ein Aberglaube, und diesmal trifft's auf keinen Fall ein, denn ein Gesicht wie Ihr's kann kein Unheil bringen.“ — Damit schüttelte er ihm kräftig die Hand.

„Wie? eine Glocke ist hier gegossen worden?“ rief unser Freund neugierig und fragte sich im Stillen, ob wohl diese Verrichtung zu den Prerogativen eines Reutlinger Amtsbürgermeisters gehören möge. „Das ist mir sehr merkwürdig, es ist das erste Mal in meinem Leben, daß ich so etwas sehe.“

„Das glaub' ich gern!“ sagte der Bürgermeister lachend, „es ist ein Zunftgeheimniß, zu welchem Niemand zugelassen wird, und Sie verdanken dieses Recht nur dem Zufall, daß meine Gesellen die Thüre offen gelassen haben; durchs Vorderhaus hätten Sie nicht hereinkommen können. Jetzt müssen Sie aber der jungen Glocke zu Gevatter stehen und Eins auf ihre Gesundheit trinken! Eigentlich ist es mit dem Laufen nicht so ernsthaft gemeint, das ist längst aus der Mode gekommen, und wir halten nur noch einen Umtrunk, wenn wir mit dem Guß zu Stande sind; doch haben die Gesellen diesmal zum Spaß der Glocke einen Namen gegeben — sie heißt Margareta, nach meiner Tochter, die so eben hier mit dem Weine kommt.“

Heinrich wandte sich schnell und begrüßte eine reichstädtische Schönheit, die auch einer andern Heimath Ehre gemacht haben würde und in ihrem knapp über der Brust anliegenden Wämmschen, langen Rock, mit einem Häubchen, dessen Flor wie lange schwarze Wimpern über die Augen fiel, und einer Granatenschnur um den Hals ganz allerliebste vor ihm stand. „Gretle, bring's dem Herrn Better!“ rief der Bürgermeister, das schöne Mädchen schenkte aus einer zinnernen Flasche einen Becher von gleichem Metalle voll, setzte ihn einen Augenblick an die Lippen und reichte ihn dann mit



einem verlegenen Kniz dem Fremden, von dem er durch die Hände des Bürgermeisters zu den Gesellen wanderte.

Als die Ceremonie zu Ende war, wurde der Gast zwei ziemlich steile und enge Treppen hinauf, über einen mit Ziegeln gepflasterten Estrich, in ein getäfeltes Zimmer geführt, wo über dem altväterischen Kachelofen, den eichenen Tischen und an der Wand festgenagelten Bänken die heimlichste Beaglichkeit wohnte. Auf einer dieser Bänke wurde unsrem Helden sein Platz angewiesen. „Setzen Sie sich dort in die Ecke, in den Truzwinkel,“ sagte der Bürgermeister: „da kann man sich bequem anlehnen.“ — Heinrich befolgte diesen Rath, und alsbald wurden Erfrischungen vor ihm aufgetragen, welche sehr einfach waren und bloß in Brod und dem eingekochten Saft von Birnen und Zwetschen bestanden; das Geschirr war sämmtlich von blankem Zinn. Die Gesellen kamen jetzt auch herauf, um den außergewöhnlichen Vespertrunk auf ihre anstrengende Arbeit fortzusetzen; sie nahmen nicht Platz, sondern schritten langsam und unbehilflich dem Ofen zu, wo sie, an Wandschränke angelehnt, stillschweigend den Becher unter sich kreisen ließen. Heinrich betrachtete erstaunt die herkulischen Gestalten. Mit besonderem Wohlgefallen aber verweilte er auf seinem Gastfreunde, den er daheim völlig verändert fand. So plump und edig diese Gestalt in dem unpassenden Staatskleid erschienen war, so würdig nahm sie sich in der schlichten Handwerkstracht aus, und über dem bequemen Wamms ruhte ein silberhaariger Greisenkopf, dessen edle unschuldige Züge an jene von der Frömmigkeit entworfenen Bilder der Erzväter mahnten.

Nicht lang, so wurde ein Glöckchen vor dem Fenster angezogen. „Ah, da kommt der Gevatter Syndikus!“ sagte der Bürgermeister. „Sie werden es nicht übel aufnehmen, daß ich ihn gebeten habe, Ihnen Gesellschaft zu leisten; die gelehrten Herren werden sich unter uns unwissenden Leuten doch besser befinden, wenn sie zu Zweien sind.“

Die Thüre ging auf, und der Genannte trat ein, von



einer Magd mit einer Laterne begleitet. Er war ein stattlicher Mann, den die Gelehrsamkeit nicht gehindert hatte, ziemlich beleibt zu werden, während sie sich mit ein paar tiefen Falten im Gesichte begnügt zu haben schien; Perrücke und Degen gaben ihm einen feierlichen Anstand. Er wurde vom Bürgermeister als Herr Gevatter und von Gretchen als Herr „Döte“ begrüßt, wandte sich jedoch sogleich zu dem Fremden und redete ihn lateinisch an. Heinrich rief zu den Geistern Cicero's und Quintilian's, denn er sah, daß er von seinen Wirthen neugierig beobachtet wurde. Der gute Bürgermeister aber hörte seelenvergnügt auf die gelehrte Spiegelstecherei, stieß einmal übers andere den jungen Gast an und flüsterte: „Er macht sein Säcklein gut, mein Gevatter; ja, der hat was gelernt.“

„Wisset Ihr eine Neuigkeit, Herr Gevatter?“ begann der Syndikus deutsch. „Im Wildpark bei Urach sind vergangene Nacht zwölf Futterhütten auf einmal abgebrannt; es ist ein großer Lärm, aber der Thäter hat keine Spur hinterlassen, und ich zweifle, ob man ihn entdecken wird.“

„Den verräth Keiner!“ sagte der Bürgermeister.

„Hat man dort so große Ursachen zum Unwillen?“ fragte Heinrich.

„Das will ich meinen!“ erwiderte Jener. „Zu Tausenden geht das Wild zwischen den Uracher Bergen herum und läßt keinen Halm aufkommen. Sie wagen sich auch auf unser Gebiet, aber wir schießen sie brav weg,“ setzte er mit republikanischem Stolze hinzu.

Gretchen trat zu ihrem Vater und sagte ihm etwas ins Ohr. „Wenn's dem Herrn Better gefällig wäre,“ unterbrach sich dieser, „das Essen ist fertig!“ — Nun wurde schnell der Tisch gedeckt, der Syndikus nahm unter vielen Complimenten und Weigerungen seinen Platz an Heinrichs Seite ein, die Gesellen und eine alte Magd gehörten ebenfalls zur Tischgenossenschaft und setzten sich herbei. Heinrich, dem schon zuvor jene vertrauliche Benennung aufgefallen war, wandte



sich an das ihm so unvermuthet zu Theil gewordene Bäschen mit der Bitte, ihm zu erklären, wie er zu der Ehre komme, ihr Vetter zu sein? Gretchen sah ihren Vater verlegen lächelnd an, aber Heinrich hatte seine Frage bald zu bereuen, denn das rechtsgelehrte Mitglied des reichsstädtischen Magistrats nahm mit einem: „Das will ich Ihnen gleich sagen!“ das Wort, erkundigte sich genau nach seinen Familienverhältnissen und entwickelte nun eine genealogische Abhandlung, so lang wie das Tischtuch, in Folge deren unser Held erfuhr, daß er durch ein Glied dieser Familie, welches vor fünfzig Jahren im Auslande, das heißt in Wirtenberg, Pfarrer geworden war und eine Stieftochter hinterlassen hatte, die den Schwager eines Geschwisterkinds seiner Großmutter geheirathet, wirklich und förmlich ein Verwandter des Hauses geworden sei. Er mußte auf dieses freudige Ergebnis anstoßen; um die Unterhaltung auf einen andern Punkt zu lenken, ertheilte er dem Wein einige Lobsprüche, obgleich er ihn bis jetzt, ohne seinem Geschmack eine eigentliche Aufmerksamkeit zu erweisen, also, wie man sagt, ohne Verstand getrunken hatte; ein unglücklicher Einfall, der ihn vom Regen in die Traufe brachte.

„Sie finden also unsern Wein doch nicht so schlecht, wie man ihn in Stuttgart machen will?“ rief der Bürgermeister.

„Ist es Reutlinger Wein?“ fragte Heinrich und erwachte, indem er nach dem Glase griff, aus seiner Zerstreuung.

„Wahrhaftig, ich habe ihn für Unterländer getrunken.“

Dem Bürgermeister that dieser schmeichelhafte Ausspruch in allen Gliedern wohl. „Da sieht man doch, wer's mit der Wahrheit hält!“ rief er triumphirend, indem er seinem Gaste das Glas bis an den Rand vollschenkte. „Sie haben gewiß keinen schlechten Geschmack und lassen's doch gelten, daß an der Achalm auch mitunter ein gutes Tröpflein wächst.“

„Mehercle!“ rief der Syndikus, der indessen dem Becher tüchtig zugesprochen hatte. „Es ist horribile dictu, welche calumniae über unsere Gottesgabe in Wirtenberg verbreitet werden, wo man sogar ohne zu erubesciren behauptet, bei



unsern Herbstfestivitäten fallen viele calamitates vor, indem die unvorsichtige Jugend oft Traubenbeeren in die Pistolenlade und mit diesen ob eximiam duritiem gleichwie mit Kugeln einem und dem andern Menschen lethale Verletzungen beibringe.“

„Letzten Herbst,“ nahm der Bürgermeister das Wort, „war Einer von Stuttgart hier zu Besuch; der betrank sich dergestalt, daß er sich Nachts statt ins Bett über eine Truhe legte, auf welcher Trauben gespreitet waren. Der Unflath behauptete nachher, er habe blaue Mäler am ganzen Leibe bekommen, und die Trauben seien hart geblieben; aber es ist nicht wahr; die Trauben waren alle zerquetscht, und der Saft schwamm auf dem Boden herum.“

„Das Aergste,“ sagte unser Freund unvorsichtig, „was der Volkswiz über Ihren Wein aufgebracht hat, ist die Geschichte vom Prinzen Eugen.“

„Die kenn' ich nicht!“ versetzte der Bürgermeister.

„Ich bin begierig!“ rief der Syndikus.

„Prinz Eugen soll nicht lang nach Beendigung seines türkischen Feldzuges eine Reise durch Süddeutschland gemacht haben und bei dieser Gelegenheit nach Reutlingen gekommen sein. Der Magistrat, um die glorreichen Verdienste des Helden zu feiern, sei ihm in Prozession entgegengezogen und habe ihm einen silbernen Becher voll Weins zum Willkomm geboten. Prinz Eugen habe einen guten Schluck davon genommen, ihn aber mit einem sauren Gesicht wieder abgesetzt und geschworen, lieber möchte er Belgrad noch einmal erobern, als einen ganzen Becher dieses Weins austrinken.“

Der junge Mann kannte die Lust nicht hinlänglich, in der er sich befand; diese Art, ein leichtes Spiel mit Localspäßen zu treiben und einen heitern Wiz selbst an dem Gegner anzuerkennen, fand hier keinen Anklang, und er bemerkte mit einigem Schrecken, daß er, wie man sagt, in ein Wespennest gestochen hatte. Es entstand eine Aufregung an dem Tische; die Gesellen murmelten drohend durch einander,



Jungfer Gretchen riß hastig ihre Florhaube herab und setzte sie langsam wieder auf; die beiden alten Herren schienen sich miteinander zu streiten, wer zuerst das Wort haben sollte, bis es dem Syndikus gelang, den sonnenklaren Beweis zu führen, daß besagtes Geschichtchen ein inane commentum, ein schlecht erfonnenes Machwerk sei, „sintemal und alldieweilen Eugenius princeps gar nie allhier gewesen, in welchem Fall,“ fügte er hinzu, „doch auch unsre Annales eines so memorablen Ereignisses gedenken müßten, als welches sie jedoch unterlassen — silentium omnium scriptorum — wiewohlen der große Eugenius sich gar nicht hätte schämen dürfen, eine Stadt zu besuchen und ihre Hospitalität zu genießen, quam multi visere principes atque imperatores dignavere! Fürsten und Kaiser haben uns besucht, von den Hohenstaufen an, qui moenia nobis et civitatem dedere, bis auf den gloriwürdigen Maximilianum herab, wie solches mein Vater selig in seiner umständlichen Relation de Reformatione der Stadt Reutlingen amplius berichtet.“

Während der Syndikus Athem schöpfte, brach nun auch der Bürgermeister los und sagte seine Meinung auf gut Deutsch, so daß der betretene Gast, der sich halb als Mitschuldigen behandelt sah, nichts Besseres zu thun wußte, als dem Weine seines beleidigten Wirthes thätliche Abbitte zu leisten, was seine Freunde in Kurzem vollkommen mit ihm ausöhnte. Aber je mehr er trank, desto mehr wurde ihm zugesprochen, und da er sich gegen diese Nöthigungen bereitwillig erwies, so wird wohl von dem aufrichtigen Gemüthe unseres Freundes angenommen werden dürfen, er habe dem Weine des Bürgermeisters nur Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Dieser, der schon einige Zeit mit einer Frage gekämpft hatte, sprach die Hoffnung aus, sein Gast werde ihm das Vergnügen auf mehrere Tage schenken. Heinrich erwiederte, seine Geschäfte versetzen ihn in die unerwünschte Nothwendigkeit, schon morgen mit dem Frühesten einem so gastfreundlichen Hause Valet zu sagen. Gegen diese Nothwendigkeit



wurden bescheidene Zweifel erhoben, bis der junge Mann endlich mit dem offenen Geständniß herausrückte, es sei ein Auftrag seines durchlauchtigsten Herzogs, der es ihm möglich gemacht habe, den versprochenen Besuch in Reutlingen so bald abzustatten, ihn aber zugleich zwingt, seine Reise schleunigst fortzusetzen. Als ihm der Bürgermeister mit einer liebenswürdigen Neugierde auf mancherlei Umwegen das Ziel dieser Reise abzufragen suchte, fügte er hinzu, sein Weg gehe zunächst über die Alp, und er werde bei dieser Gelegenheit Ulm berühren.

Ein Abgesandter des Herzogs von Württemberg! und gar vollends an eine Reichsstadt wie Ulm! — Seine republikanischen Freunde schauten hoch auf, und er mußte, um allen Mißverständnissen vorzubeugen, ausdrücklich versichern, daß der Auftrag des Herzogs nicht an den Rath von Ulm laute, während er innerlich darüber betreten war, etwas von seinem Geheimniß verrathen zu haben.

„Ja, die Ulmer!“ rief der Bürgermeister im Tone der Bewunderung.

Possis nihil urbe Ulma  
Visere majus!

setzte der Syndikus hinzu.

„Das ist eine reiche, hoffärtige Stadt!“ sagte der Bürgermeister: „die hat's weit gebracht. Wir leiden freilich immer noch unter den Nachwehen des schrecklichen Brandes, der uns vor fünfzig Jahren unsere Stadt in die Asche gelegt hat; aber mit Ulm haben wir uns doch nie messen können. Dort geht's vornehm her!“

„Und im Rath,“ sagte der Syndikus, „sitz'n lauter Patricii, lauter Studirte.“

„Nicht wahr, so sollt's hier auch sein?“ rief der Bürgermeister lachend: „das will dem Herrn Gevatter nicht hinunter, daß er der einzige ist.“

„Im Gegentheil,“ sagte Heinrich, „ich sollte denken, es wäre angenehm, keinen Nebenbuhler zu haben.“



„Meinen Sie wegen der gelehrten Pfiffe?“ sagte der Consul: „ja, was die betrifft, da wird er mit uns nicht fertig, mein Herr Gevatter! Wenn er aus seinem Korbsjuris etwas durchsetzen will, stoßt er manchmal an unsrer Unwissenheit an, denn wir kümmern uns nicht um die Flausen, wir gehen den Weg, den unsre ungelehrten Väter vor uns gegangen sind, und das ist gewöhnlich der richtige.“

„Sachte, Herr Gevatter!“ rief der Syndikus mit scherzhaftem Zorn: „wenn Ihr gegen mich rebellirt, so bring' ich die Sache vor den großen Rath — *vota majora dolent!*“ setzte er lachend gegen Heinrich hinzu — „und wenn ich's da nicht durchsetze, so heß' ich Euch eine Volksversammlung auf den Hals.“

„Gott bewahr' uns!“ rief der Bürgermeister, mit den Händen abwehrend.

Unser Freund erhielt auf seine Fragen von dem Syndikus weitläufigen Bescheid über die Verfassung der freien Stadt, worin ihm ein seltenes Beispiel der reinsten Demokratie entgegentrat. Bei dieser Gelegenheit wurde ihm ein Räthsel gelöst: er erfuhr, sein regierender Gastfreund sei zugleich Glockengießermeister, und versäumte nicht, diesem alten ritterlichen Handwerk ein volles Glas darzubringen.

Die Uhr vom nahen Thurme schlug mit mächtigen Tönen Acht. Jetzt erhob sich der Syndikus und nahm einen umständlichen Abzug, der Bürgermeister begann nach einigen vergeblichen Gegenanstrengungen zu gähnen und ließ den Kopf sinken, und Heinrich sah diese Signale frühen Zubettgehens mit Grauen an. Die Gesellen hatten sich nach und nach entfernt, nur Einer saß noch halbschlafend hinter dem Ofen. Gretchen war sitzen geblieben und hatte dem Gespräche aufmerksam zugehört; jetzt zündete sie eine Laterne an, nahm ein Spinnrädchen aus der Ecke und machte Anstalt, sich zu entfernen. „In den Karz,“ erwiederte sie auf die Frage des Gastes.

„O, wer mitdürfte!“ rief dieser.



„Wenn Sie mitgehen wollen,“ sagte der Bürgermeister, sich ermunternd, „so werden Sie willkommen sein, meine Verwandten werden sich's zur Ehre schätzen; Gretle, nimm den Herrn Better mit.“

„Kommen Sie,“ sagte Gretchen, „aber können Sie auch spinnen?“

„Nein!“ rief Heinrich lachend, „aber ich will Ihnen das Mädchen tragen.“

„So kommen Sie in Gottes Namen! — Soll ich das Thürle für Ihn offen lassen?“ fragte sie den Gesellen, indem sie am Ofen vorbeistreifte.

„Wenn Sie so gut sein will, Jungfer.“

Gretchen ging voraus, und Heinrich mußte ihr durch die Scheune folgen. Er wollte ihr das Mädchen abnehmen, aber sie lachte und gab's nicht zu. Durch einen Knäul von schmalen Winkelgäßchen gingen sie jetzt in die Kreuz und Quer, bis sie zur Stadtmauer gelangten und ein Hauptthor mit hohem Thurme vor sich sahen. Innerhalb des von außen geschlossenen Thores öffnete Gretchen eine Nebenthüre, winkte ihrem Begleiter und stieg an seiner Seite eine Wendeltreppe hinauf; er folgte wie verzaubert in einer süßen abenteuerlichen Träumerei. Sie verließen die Treppe, die in den Thurm emporführte, und betraten einige Seitenstufen, an deren Ende sie wieder auf eine Thüre stießen, die nur angelehnt war. Sie gingen hindurch, und mit einem Ausruf der Verwunderung blieb Heinrich stehen; er sah sich in einem schmalen, ausgetretenen und unebenen Gang, der auf der einen Seite offen und mit einer hölzernen Brüstung versehen war. Die Laterne warf ein ungewisses Licht den Gang hinauf, aber in der Ferne waren einzelne erhellte Stellen zu sehen, wo der Mond durch die Lücken hereinschien, die steinernen Platten des Bodens und die Brustwehr beleuchtend.

„Wir sind auf der Mauer,“ sagte das Mädchen: „kommen Sie nur.“

Der Gang führte in regelmäßigen Strecken durch kleinere



Thürme und Thürmchen, welche sich über die Mauer erhoben. Man sah, daß die Stadt in früheren Zeiten für wohlverwahrt hatte gelten dürfen; die kleineren Schießlöcher waren dicht an einander gereiht und alle paar Schritte von einem größeren unterbrochen, das für Hakenbüchsen und ähnliche schwere Feuergewehre dient; an den Thoren und in den Mauerthürmen befanden sich große Oeffnungen für das grobe Geschütz. Die Mauer war nicht nur zum Schutze der Vertheidiger auf der Feldseite erhöht, sondern auch gegen Wind und Wetter mit einem Dach versehen, in dessen Sparrenwerk die Laterne seltsame Schlaglichter warf.

„Hier können Sie beide Augen voll nehmen!“ rief das Mädchen dem Jüngling zu, der schon mehrmals durch die Lücken hinauszuspähen versucht hatte, und führte ihn vor eine weite Schießscharte, vor welcher eine alte Feldschlange lag. Die Oeffnung war so tief, daß er mit halbem Leib hineinschlüpfen mußte. Aber er fand sich reichlich für seine Mühe belohnt: im klarsten Mondlicht, in nächster Nähe, wie in einem engen Rahmen, lag das Gebirge vor ihm, von einem Berg, von einer Felsplatte zur andern konnte er mit dem Auge springen und trunken auf den Höhen verweilen, wo jetzt die Geister der Nacht in kühler Ruhe sich ergehen mochten.

„Wie heißt der schöne Berg mit dem zerfallenen Thurm, der da gerade vor mir liegt? Ach, ich weiß schon, es ist ja die Achalm!“

„Die ist es,“ sagte Gretchen, durch eine andere Lücke schauend.

„Heran! sie kommen, die Grafen und Ritter!“ rief der Jüngling mit dichterischem Feuer: „Fahnen, Speere und Helmbüschel schwanke aus dem Schloßthor und neigen sich den Berg herab. Hört ihr die Trompeten klingen, die Rosse wiehern? Sie stürmen an, Muth, ihr tapfern Bürger, werft die Leitern um, wehrt ab, jeder Pfeil einen Mann! Seht ihr? sie stürzen, sie weichen! fällt aus, stürmt nach! Sieg ist die Lösung, Sieg und der Kaiser!“



Er sah nach der Jungfrau zurück, die sich mit scheuem Lächeln auf ihr Spinngeräth lehnte. „Haben Sie Furcht?“ fragte er, indem er auf den Boden sprang und ihr die Hand entgegenstreckte: „Ruhig! ich biete Frieden im Namen Wirtenbergs.“

Sie hob schnell eine Fallthüre auf und stieg eine morsche Treppe hinab; er konnte ihr kaum folgen. Unten war wieder eine Thüre, die sie mit einem großen Schlüssel öffnete. Sie traten hinaus und waren außerhalb der Stadt. Der Thurm, aus dem sie kamen, tauchte sich unmittelbar, den Zwinger unterbrechend, in den Wassergraben, der die Ringmauer umgab; ein schmaler Steg, von zwei Balken gebildet und ohne Geländer, führte hinüber. „Das ist unser Weg, wenn wir bei Nacht aus der Stadt gehen,“ sagte Gretchen: „wir haben den einzigen Schlüssel dazu. Durch diese Ausfallpforte,“ fuhr sie fort, indem sie die Thüre vorsichtig anlehnte, „haben einmal die Bürger einen Ausfall gemacht und den Herzog Ulrich bei St. Leonhard draußen geschlagen.“

„Den Grafen Ulrich!“ rief der junge Mann lachend: „das ist ein Irrthum, gutes Kind, der Herzog war es vielmehr, der euch diese Schlappe wieder heimgab und die Stadt auf ein paar Monate gut wirttembergisch machte.“

Gretchen ging voran, ohne zu antworten; die schlanke Gestalt schwebte lustig über dem Graben, wo zwischen Schilf und grünen Wasserpflanzen das Mondlicht auf dem halbversteckten Spiegel blinkte. Als Heinrich bis in die Mitte der unzuverlässigen Brücke gekommen war, fing diese heftig an zu schwanken.

„O weh, was ist das?“ rief er aus.

„Haben Sie Angst?“ fragte Gretchen, ohne den Kopf umzuwenden.

Er lachte und fing nun seinerseits ebenfalls aus Leibeskräften zu schwanken an.

Das Mädchen that einen Schrei und eilte leichtfüßig hinüber. „Jetzt ist der Herzog von Wirtenberg in der Klemme!“ rief sie drüben mit hellem Lachen.



Heinrich, der beinahe das Gleichgewicht verloren hätte, nahm sich zusammen und kam glücklich hinüber; der Steg endete an einer Treppe, die über die Grabenmauer ins Freie führte. Gretchen war schelmisch entflohen, und er eilte ihr längs der Mauerbrüstung nach.

„Still! Was rauscht so?“ fragte er.

„Das ist die Schaz, die dort hinten vorüberfließt.“

Sie gingen auf ein Gartenthor zu, durch welches sie in ein stattliches Haus gelangten. Die Treppe war durch viele Fenster hell vom Mond beschienen, der Estrich mit bunten Ziegeln ausgepflastert. Gretchen wies auf eine Thüre, Heinrich trat vor und klopfte an.

„Jesus!“ rief das Mädchen: „was machen Sie?“

„Was ist es denn?“ fragte er erschrocken.

„Wer wird denn anklopfen? Bei Nacht klopfen nur die Hexen an!“

Er blieb verlegen stehen, denn er hörte ein ängstliches Geflüster im Zimmer; endlich öffnete er die Thüre und schob das zaudernde Mädchen rasch hinein.

„Du bist's, Gretle? Was machst du denn für Dummheiten?“ riefen einige Stimmen durch einander, welche bei dem Anblick des Fremden schreckenvoll verstummt.

Gretchen lief auf zwei blonde Mädchen zu, welche an ihren Spinnrädern saßen, und unterhandelte flüsternd mit ihnen; den Inhalt des Gesprächs konnte Heinrich aus ihrem lebhaften Richern errathen. Es dauerte einige Zeit, bis auf einen so verwirrenden Eintritt eine gesellige Unterhaltung zu Stande kam; ein alter „Herr Better“, ein vielgereister und witziger Kopf, der bald nach den Beiden eingetreten war (denn die Gesellschaft vermehrte sich allmählig), trug am meisten dazu bei, ein zusammenhängendes Gespräch in Gang zu bringen und dem Gaste die Honneurs zu machen. Diesem wurde mit so gastfreundlichem Eifer zugesprochen, daß er sich ordentlich seines Leibes und Lebens wehren mußte. Zuletzt kam noch der junge Gesell, für welchen Gretchen die Ausfall-



pforte offen gelassen, und Heinrich errieth aus den Neckereien, die sich die ganze Spinnstube gegen das Pärchen erlaubte, ein öffentliches Geheimniß, wodurch er erst recht behaglich gestimmt wurde, indem er sein eigenes Glück an den Strahlen des fremden sonnte. Die Unterhaltung wurde sehr lebhaft, ein Scherz folgte auf den andern. Gretchen ersann für ihren Gast einen solchen in Bezug auf seine vorhabende Reise und gab ihm auf, die Worte: „'S liegt e Klögle Blei glei bei Blaubeuren,“ und „Auf der Ulmer Bruck' liegt e blauer Ulmer Ermel“ in schneller Wiederholung herzusagen, welches Pensum, da er sich jedes Mal in den Buchstaben verwirrte und stecken blieb, der Gesellschaft und ihm selbst großen Spaß machte. Er fand übrigens die Mädchen reichlich mit Mutterwitz begabt; dabei hatte er auf ihre Sprache Acht und überzeugte sich, daß jene in Stuttgart gegen den Bürgermeister gerichtete Neckerei ihren guten Grund hatte; sie sprachen wirklich das R vor gewissen Consonanten nicht aus, während sie es vor andern scharf und hell hören ließen. Die eigensinnige Assimilation wurde zu seiner Belustigung mehrmals an Gretchens „Latännle“ ausgeübt.

Inzwischen nahm das Gespräch eine Wendung, welche von dem abenteuerlichen Eintreten unseres Helden herrührte; es wurden Hexengeschichten erzählt, und er erfuhr aus dem Zusammenhang, daß in Reutlingen kein sittlicher Mensch Abends an die Thüren klopfte. Nach diesen Erzählungen zu urtheilen, mußte das ganze Weichbild der guten Stadt voll von Hexen und Teufelsbannern sein.

Von den Hexen kam man auf die Geister, und Gretchen wurde aufgefordert, dem Better eine Sage von dem benachbarten Ursulenberg zum Besten zu geben. Sie sträubte sich einige Zeit; endlich gab sie nach, vielfach erröthend und stockend, aber allmählig gerieth sie in einen herzhaften Redefluß.

„Es werden nicht ganz hundert Jahre sein,“ begann sie, „daß in Pfullingen droben ein junger Bursche lebte, hübsch,



wie Milch und Blut, und von Betragen nicht wie die andern seines Alters, sondern still und sonderlich. Den Mädchen gefiel er um so mehr, je weniger er mit ihnen machte, und manche nahm ihren Weg so, daß sie ihm begegnete. Inzwischen gedachte ihn seine Mutter — hätt' fast gesagt, unter die Haube zu bringen, und wählte ihm Eine aus, die weder gut noch schlimm, weder warm noch kalt war; die Andern hießen sie die langweilige Lise. Der Frieder aber nahm das so hin und verzog das Gesicht nicht dabei, hätt' auch wahrscheinlich einträglich mit ihr gehaust bis an sein seliges Ende, wenn nicht unvermuthet etwas dazwischen gekommen wäre. Denn als er eines Abends Holz fällt allein auf dem Berge, da trat ein Fräulein zu ihm von seltsamer Schönheit, daß ihm's ganz anders wurde; sie sah freilich nicht aus wie seine Lise, noch wie eines der Mädchen im Dorf. Die sprach zu ihm, sie sei das Bergfräulein, und der Berg sei nach ihrem Namen geheissen, er solle sich nicht fürchten und mit ihr kommen. Der Frieder faßt sich ein Herz, und so führt sie ihn durch den Schacht, den man heut noch sehen kann, tief in den Berg hinein. Da war eine Herrlichkeit, lauter Krystall, Gold und Edelsteine. Drauf gab sie ihm zu essen und zu trinken, setzte sich zu ihm und hub an zu erzählen. Sie sei ein verwünschter Geist, sagte sie, aber er solle nichts Böses von ihr denken. Vor mehr als tausend Jahren sei hier ein großes Schloß gestanden, und darin habe sie geherrscht als der einzige Sproß von einem alten Königshause. Da seien ihre bösen Bettern gekommen und haben sie verzaubert und verwünscht, das Schloß sei versunken in den Berg, und in diesem Augenblicke habe sie nur noch Zeit gehabt, eine Eichel in den Boden zu treten und ihren Segen darüber zu murmeln. Und diese Eichel, sprach sie weiter, wuchs nach und nach auf und ward zur großen Eiche, und ich beschützte sie, daß Jeder, der ihr nahe kam, ein wunderbares Grausen fühlte. Der Baum war uralt, und ich war müde, da hab' ich's deinem Vater verstattet, daß er ihn umhieb (denn der Mann gefiel mir)



und zur Wiege für dich machte. Du bist in meinem Baume gewiegt worden und hast die Kraft überkommen, mich zu erlösen; das versprich mir. — Der Frieder aber, als er ihr einmal in die Augen geguckt hatte, da mußte er Ja sagen, und wenn's um seine Seele gegangen wäre. Nun unterwies sie ihn: drei Mal müsse er zu ihr in den Berg kommen, um sie zu küssen, und jedesmal werde sie ihm in einer schrecklicheren Gestalt erscheinen, absonderlich das dritte Mal; aber er solle sich nicht entsetzen, es werde ihm kein Leid geschehen, und gleich nach dem Kusse werde sie ihr menschlich Wesen wieder haben. Inzwischen solle er sich bedenken, bis es an der Zeit sei, und häufig bei ihr einsprechen. Damit nannte sie ihm die Tage, wo sie in ihrer menschlichen Gestalt zu sehen sei, und geleitete ihn aus dem Berg. Beim Abschied sah sie ihm liebevoll ins Auge, legte die Hand auf sein Haupt und sprach: Noch Eins muß ich dir sagen, das ich dir lieber verschwiege, aber es ist nicht meine Schuld: darum, daß du mich gesehen hast, mußt du sterben über ein Jahr, ob du mich erlösest oder nicht; so laß nun diese Zeit, die du auf keine Weise verlängern kannst, zu meinem Heil gereichen. — Dabei hat sie ihn so beweglich, daß er ihr's mit Thränen in den Augen versprach. Der Frieder kam nach Hause, und war er vorher still gewesen, so war er jetzt ganz in sich gefehrt und sprach fast mit keinem Menschen mehr. Nach und nach fiel das den Leuten auf: noch mehr aber fiel es auf, daß er so oft allein auf dem Berge war. Wenn er aber mit den Andern Holz herunter führte, da war es wunderbar zu sehen, wie man die andern Wagen an dem jähen Berge so mühselig sperren mußte, während der Frieder den seinen, der doch der schwerste war, ganz leicht herunterbrachte, ohne einen Radschuh einzulegen; ja, seine Thiere mußten noch ziehen, wenn die andern kaum halten konnten, denn eine geheime Gewalt stellte ihm die Räder. Nach und nach wurde die Sache ruckbar, und der Frieder selbst machte zuletzt kein Geheimniß mehr daraus; die Andern sahen's beim Herunterfahren oft mit an, wie sein



Arm in der Luft lag, als ob er um einen Hals geschlungen wäre, und dabei konnte er ausrufen: Seht ihr denn nicht, wie schön sie ist? Auch hörten sie ihn mit ihr reden, und Manche gab's, die schwuren Stein und Bein, sie hätten sie antworten hören; aber von Keinem ward sie gesehen. Das Ding machte viel zu reden, so daß der Lis' zuletzt die lange Weile verging; man sah sie mehr weinen als gähnen, und Frieders Mutter wurde ebenfalls voll Angst, um so mehr, als er mittlerweile zwei Küsse gewagt hatte, wobei ihm der Geist in gar zu ungeheurer Gestalt erschienen sein muß, denn er kam beide Mal ganz verstört zurück. Als er nun zum dritten ging, da liefen die Weiber zum Pfarrer, und der ließ den Frieder kommen und vermählte und bedräute ihn lange Zeit vergebens; als aber Alle in ihn hineinredeten, da blieb er seiner zuletzt nicht Meister und versprach dem Pfarrer mit einem theuren Eid, er wolle nicht mehr hinaufgehen zum Fräulein. Die aber sah man von nun an jeden Abend auf dem Berge sitzen und mit einem weißen Schleier winken, bis daß der Tag vorüber war, an dem er den dritten Kuß hätte bestehen sollen; dann verschwand sie. Der Frieder aber war tiefsinnig und stumm, und die Reue wollt' ihm das Herz abdrücken, aber nun war's zu spät. Seine Mutter drang in ihn, mit der Lise Hochzeit zu machen, und er willigte ein und bestimmte mit einem traurigen Lächeln den Tag, wie er ihn von dem Fräulein wußte. Von Stunde zu Stunde nahm er ab und ward immer kränker; seine einzige Erquickung war, Abends am Fenster zu sitzen und nach dem Berge zu sehen, wenn der Mond dahinter hervorkam; hinauf ging er nicht mehr. Oh' man sich's versah, war er einstmals todt, und er wurde an dem Tag begraben, an dem er hätte Hochzeit halten sollen. Aber auf dem Kirchhof begab sich etwas Wunderliches, und das hat mir meine Großmutter, die selber beim Begräbniß war, erzählt. Wie man die Bahre ins Grab hinunter ließ, da flog etwas Weißes, wie eine Taube oder ein großer Vogel, auf die Mauer und flatterte und klagte



und winselte und wollte sich nicht zufrieden geben, und eher nicht, als bis die erste Scholle fiel, da ward es still; aber kein Auge hat gesehen, was es war."

Die Mädchen, die während der Erzählung still gestanden, begannen wieder zu schnurren, und der alte Vetter wendete sich zu dem Jungen: „So viel ist Thatsache," sprach er, „daß man Bergleute hat aus Sachsen kommen lassen, um den Schacht zu verschließen und dem Gerede ein Ende zu machen. Einer von ihnen soll sich hinabgelassen und bei seiner Rückkunft gesagt haben, schon habe er eine große Helle in dem Berg erblickt, da sei der Schacht immer enger geworden, so daß er zuletzt nicht hätte weiter kommen können. Dann trug man Steine herbei, und volle drei Tage dauerte die Arbeit, bis der Schacht so verschüttet war, wie man ihn jezo sieht. Auch soll der älteste von den Bergleuten gesagt haben, es seien große Wasser in dem Berg verschlossen, und wenn diese einen Ausbruch gewännen, so würden sie die Ebene von Neutlingen weithin überschwemmen."

Heinrich erhob sich, da er bemerkte, daß Gretchen Anstalten zum Gehen machte. Er wurde freundvetterlich beurlaubt und zum „Schiedweck" eingeladen, einem Abschieds-imbiß, mit welchem in wenigen Tagen die Lichtkärze zu Ende gehen sollten.

In Gretchens und ihres Liebhabers Gesellschaft ging er zur Stadt zurück. Die Ausfallspforte wurde sorgfältig geschlossen, dann öffnete Gretchen eine Thüre gegenüber, und Heinrich fand sich innerhalb der Ringmauer. Der Gesell, der bei dieser Gelegenheit von dem romantischen Umweg über die Mauer hörte, machte ein saures Gesicht, worüber das Mädchen in ein Gelächter ausbrach.

Sie kamen stillschweigend vor das Haus, in der ganzen Straße brannte kein Licht mehr, der Wächter rief in der Ferne, und der Bach murmelte eintönig durch die stille Nacht. Oben zündete Gretchen ein Licht an, um ihrem Gast auf sein Zimmer zu leuchten, und nun hatte er Gelegenheit, die wun-



derliche Bauart des Hauses kennen zu lernen. Er wurde nämlich durch einen langen Gang geführt, wo an den Seiten verschiedene Verschlüge mit Lattengittern von einander abge-sondert waren. Holzhausen, Reisigbüschel, Feldgeräthe und ähnliche Gegenstände kamen in flüchtiger Beleuchtung zum Vorschein; dann fiel das Licht auf ein viereckiges Loch, das ohne Einfriedigung im Boden angebracht war und zum Herausziehen des Heu's, Stroh's und Holzes diente. „Da sind wir ja mitten in der Scheune!“ dachte Heinrich kopfschüttelnd, „man wird mir doch mein Lager nicht auf einem Heuschober anweisen.“ — Gretchen führte ihn der Wand zu, hob dort eine Thüre im Boden auf und leuchtete eine schmale Treppe hinab; er gelangte in ein freundliches Zimmerchen, das man für ihn zubereitet hatte und dessen Fenster in den Hof ging.

Nachdem ihm Margarete gute Nacht gesagt, sah er sich in seinem wohnlichen Nestchen um. Sein sorglicher Wirth hatte eine große Zinnflasche auf den Tisch vors Bett setzen lassen; daneben lag ein Buch und einige Hefte. Der gute Syndikus hatte seine Merkwürdigkeiten noch herüber gesandt. Es waren theils eigene Aufzeichnungen über geschichtliche und rechtliche Verhältnisse der Stadt, theils Schriften seines Vaters, darunter die von ihm erwähnte „umständliche Relation“. Heinrich blätterte in dem Buche, kleidete sich aus und legte sich zu Bett, wo er in der behaglichen Wärme die Reformationsgeschichte von Reutlingen zu lesen begann. Sie war mit gerechtem städtischem Selbstgefühl verfaßt, mit nicht minderem, als womit der Reutlinger Gesandte beim Augsburg'schen Reichstag und dem Schmalkaldischen Bunde, Josua Weiß, in seinen hier enthaltenen Berichten zu schreiben liebte: „Kur- und Fürsten, Nürnberg und Ich haben beschlossen &c.“

Er hatte mit Aufmerksamkeit fast bis in die Mitte des Buches gelesen, als er, zufällig ausblickend, aus dem gegenüberliegenden Fenster im Hause den Bürgermeister mit besorgter Miene herunterschauend sah. Er verstand das Anliegen des guten Alten, winkte ihm freundlich zu und löschte das Licht.



## 8.

Was tritt da vor mein Bett zu Nacht  
 Dufthneblige Gestalt?  
 Ich bin doch wahrlich ganz erwacht,  
 Ist das noch Traumsgewalt?

Doch nimmer weicht das dunkle Bild,  
 Scheint's gleich nur Duff und Schaum:  
 Es winkt fo haſtig, blickt fo wild,  
 O nein, das iſt kein Traum!

Schwab.

Ein Geſang, den taſtmäßige Hammerschläge begleiteten, erweckte den Gaſt am andern Morgen ziemlich früh; er ſah ſich verwundert um und brauchte einige Zeit, ſich auf ſich ſelbſt und den Ort ſeines Aufenthaltes zu beſinnen. Dann horchte er auf das Lied, das von einer angenehmen Männerſtimme geſungen wurde:

E biſſele Lieb und e biſſele Treu  
 Und e biſſele Falſchheit iſt allweil derbei,

ſo lautete die wehmüthig gedehnte Weiſe, und der Hammer pochte unmüthig dazu. Heinrich warf ſich in die Kleider und ging dem Geſange nach. Aus ſeinem Stübchen führte eine Thüre in die Werkſtatt, die mit Gießpfannen und kleinen Amböſen angefüllt war; ein mächtiges Handrad zur Bewegung verſchiedenartiger Maſchinen war an der Wand angebracht. Nicht weit davon ſaß der junge Geſell von geſtern; er war beſchäftigt, altes Meſſing zuſammenzuklopfen, neben welchem ſich ein paar neue Salzfüſſer von blankem Zinn ſehr freundlich ausnahmen. Heinrich verweilte einen Augenblick bei ihm, neckte ihn wegen ſeiner Eiferſucht und ergözte ſich an ſeiner Treuherzigkeit.

Nach der Morgensuppe folgte er dem Bürgermeiſter zum Syndikus, und nun boten ihm die beiden Freunde ein Vergnügen, welches ihre gaſtlichen Bemühungen, ihm keine



Sehenswürdigkeit entgehen zu lassen, ganz und gar bezeichnete. Sie führten ihn in ihre schöne gothische Kirche und nöthigten ihn, den Thurm zu besteigen, bei welcher mühseligen Wanderung ihn der Stock des Bürgermeisters, ein uraltes Stück, dessen elfenbeinerner Knopf den Propheten Jonas im Rachen des Fisches vorstellte (der arme Prophet, der rücklings verschlungen wurde, hatte jedoch von dem aus dem Rachen hervorragenden Oberkörper den Kopf verloren), vorzüglich unterhielt. Im Hinaufsteigen sah er häufig durch die Oeffnungen und betrachtete die kunstreichen und mitunter witzigen Zierrathen, die in durchbrochener Arbeit außen am Thurm angebracht waren; in der Hälfte der Höhe zeigten sie ihm die „Sommerlaube“ und erzählten ihm eine Mär von einer Schlange, die einst hier gehaust haben soll und deren Spur das Volk in der schlängelförmig in den Boden gehauenen Wasserrinne findet; dann mußte er die Glocken betrachten und über dem Glockenstuhl die zwei steinernen Umläufe besteigen, welche an der Spitze des Thurmes über einander angebracht sind. Von dort aus zeigte ihm der Bürgermeister den goldenen Engel, der als Schutz und Wetterzeichen mit seiner Fahne auf dem Thurme steht.

Die Gegend lag unter dem trüben, feuchtkalten Himmel eintönig und verstimmt umher; nur um das Tübinger Schloß glaubte man flüchtige Sonnenschimmer zucken zu sehen. Dörfer waren reichlich neben einander gesäet, und der Bürgermeister konnte wie Polykrates dem Gaste sein ganzes Territorium zeigen, das aus fünfzehn derselben bestand. Der Syndikus aber wies ihm die Berge und erzählte die Sagen und Märchen, die wie grünes Moos auf dem alten Gesteine gewachsen sind, mit großem Behagen; doch salvirte er sein Gewissen dadurch, daß er immer hintendrein den Epilogus gab, es seien merae fabulae, Hirngespinnste, dummes Zeug. Er deutete ihm den Weg an, den er über die Alp zu nehmen habe, und beschrieb ihn genau. Dann erzählte er von einer Reise, die er selbst vor einiger Zeit über dieses Gebirge



unternommen. „Es diene Ihnen zu wissen,“ hob er an, „daß ich aller Orten Steine und Felsen genug wahrgenommen. Es dauchte mich, da ich solche Gegend überfah, als ob ich in ein Land gekommen sei, durch welches ehedessen der tapfere Perseus mit dem Kopf der Medusa durchgegangen und vermittelst dieses Kopfes Alles, was ihm vorgekommen, in Stein und Felsen metamorphosiret haben müßte! Inzwischen habe ich über diesen Anblick geurtheilt, es müßte ein Land nicht vollkommen sein, wenn es nicht auch Steine hätte, zumal unser Schwaben: denn weil dieses Land Alles im Ueberfluß haben sollte, so ist es nicht anders möglich, als daß es auch überflüssig mit Steinen und Felsen gesegnet worden ist.“

Unter dieser Reisebeschreibung, welche die Länge der sämtlichen Thurmtreppen einnahm, waren sie wieder auf ebenem Boden angelangt. Heinrich bemerkte unterwegs, daß er von den Neutlingern auf der Straße und zu den Fenstern heraus angestaunt wurde wie ein fremder Vogel; Alles steckte die Köpfe zusammen, und es mochten wunderbare Vermuthungen über seine Person in Umlauf gebracht worden sein. Zuletzt mußte er in Gesellschaft des Syndikus noch ein Alterthum an der Spitalkirche, ein Gözenbild aus unvordenklichen heidnischen Zeiten, besichtigen. Jetzt aber klärte sich der Himmel auf, und die Sonne trat lockend aus den Wolken hervor; die Reiselust erwachte in unserm Freund, und er ließ sich seinen Vorsatz nicht ausreden. Doch mußte er so weit nachgeben, das Mittagessen, das ohnehin nach alter Sitte auf elf Uhr bestimmt war, mit der Familie und dem Syndikus einzunehmen. Es kam ein saftiger Kalbsbraten auf den Tisch, von dem er im Verlauf der Unterhaltung durch den Syndikus erfuhr, daß es einer der seltensten Luxusartikel in der strengen Reichsstadt sei, die außer Rind- und Hammelfleisch kaum ein anderes kenne und nur bei Tauffeierlichkeiten sich mit Pasteten vom Fleische des Kalbes beschenke. Ja, er hatte große Mühe, den Bürgermeister und seine Tochter zur



Theilnahme an der Speise zu bewegen, die auch der Syndikus nur mit scheuer Ehrerbietung berührte, und nichts als die Drohung, vom Tische aufzustehen, vermochte sie zu einiger Willfährigkeit. Um so herzhafter jedoch ließen sie sich den Zwiebelkuchen schmecken, der, ein stehender Artikel der Reutlinger Küche, zu Ehren des Gastes nicht fehlen durfte.

Mustapha war schwer aus dem Stalle zu bringen, als es nun ernstlich zum Abschied kam, und auch unfremde Freunde wurde es weich ums Herz, wie er diesen Leuten die Hand reichte, bei welchen er sich so heimisch empfunden hatte, als ob er schon seit langen Jahren mit ihnen bekannt und verwandt gewesen wäre.

In der Vorstadt, die er zu durchreiten hatte, winkte unser Reisender noch einen Gruß nach dem Hause hinauf, das er gestern Abend durch sein Anklopfen erschreckt hatte. Er begrüßte den Ursulenberg, während er der nahen Alb entgegenritt. „Wie Manchem,“ dachte er im Hinaufschauen, „hat die verschleierte Frau vom Berge gewinkt, und er ist nicht zu ihr hinaufgegangen und hat die langweilige Lise geheirathet.“

Dichte Wolken, von der Sonne gejagt, zogen niedrig über ihm hinweg, indem sie ihn mit einem leichten Sprühregen übergossen; eine Zeitlang war er ganz von ihnen eingehüllt, im nächsten Augenblick aber sah er sie als ernsthafte Hauben auf den Häuptern der Berge sitzen. Seine Straße konnte er immer nur auf kurze Strecken übersehen, sie schien sich in den Bergen zu verlaufen, die wie ein Geduldspiel in einander geschoben waren und das enge Thälchen zu immer neuen Krümmungen nöthigten. Endlich war er nah am Schlusse desselben angelangt; links führte eine schmale Steige auf den Continent des Gebirges hinauf, rechts stieg der Lichtensteiner Fels schroff und einsam aus dem Thal empor. Zwischen hohen Felswänden sah er die Schaz hervorkommen; er war dem hellen eiligen Bache bei den Wendungen der Straße oft begegnet. Er stieg ab und schlürfte den kühlen



Schaum, wo er über das reingewaschene Felsgestein perlte. „Wilde, frische Einsamkeit!“ rief er mit Entzücken, „wie lieb, wie neu bist du mir! Für dich wollt' ich, wie gerne! all den gelehrten Kram wegwerfen, an den ich die Hälfte meiner Jugend fern von dir verloren habe! Ja, hier Ewigkeiten zu verträumen, hingegeben, ein Theil der ewig schöpferischen Natur, dem träumerischen Verweilen der Stunde, und dann weg mit allen Philosophen und meinetwegen auch mit den Poeten, denn hier bin ich selbst einer!“

Er verlor sich in seinen Empfindungen, und beinahe war eine jener Ewigkeiten schon verstrichen, als er aufsprang. „Nur Lottchen dürste mir auch hier nicht fehlen!“ rief er. „Mein blondes Liebchen bannt mich in die Welt zurück. Vorwärts, Mustapha! Wir haben jeder noch eine Lection zu bestehen.“

Er führte das Pferd die Bergsteige hinan, die schroff wie am Dach emporstieg. Der Tag täuschte ihn, der auf der Höhe länger verweilt; er ahnte nicht, wie viele Zeit er da unten verträumt hatte. Eine weite öde Bergfläche nahm ihn auf, er blickte in ein unabsehbares Land hinein, aufgethürmt über den vertrauten heimischen Ebenen. Er war noch gar nirgends gewesen als in den Klöstern und im Vaterhause: er war ein Fremder in der Heimath. Eine Wegspur, welche die Straße vorstellen sollte, führte mitten durch das Hochland, an spärlich gesäten Dörfchen und kümmerlichen, mit Steinen gegen den Wind beschwerten Aedern vorüber; rechts sah er in einiger Entfernung die Haidkapelle liegen, welche ihm der Syndikus als einen „Wegweiser und quasi Pharum“ auf seiner Fahrt beschrieben hatte. In raschem Trabe trug ihn sein Pferd über die Haide weg, deren unheimlicher Einsamkeit er zu entkommen suchte. Schon war er weit vom Rande des Gebirgs entfernt, als er zu seiner Ueberraschung bemerkte, daß der Tag abnahm; er eilte einen Ort zu erreichen, aber plötzlich und fast durch keine Dämmerung angemeldet, kam die Nacht über ihn; der Weg, den



er schon mehrmals, wo die Pfade sich kreuzten, auf zweideutige Zeichen hin gewechselt hatte, war nicht mehr zu erkennen, und nun ritt er auf gut Glück in die Finsterniß hinein. „Der Mond muß ja endlich kommen,“ dachte er, „und ich werde mich hinausfinden.“ Bald aber roch er einen dichten feuchten Nebel, und nicht lang, so pfiß ihm ein schneidender Wind entgegen, der ihn bis aufs Mark durchschauerte.

Bis jetzt hatte ihm sein gutes Pferd den Muth erhalten, das ihn mit vorsichtig tastenden Schritten trug; nun aber, da der Wind immer heftiger herstieß, begann auch Mustapha ungewiß aufzutreten und blieb endlich geradezu stehen. Heinrich war schon entschlossen, hier den Morgen abzuwarten, aber die Kälte machte es ihm unmöglich, auf demselben Flecke zu bleiben, und der Wind, der nach und nach zum Sturme wurde, heulte so wild über die Haide einher, daß unser Held dem Roß auf einmal einen verzweifelten Druck mit den Sporen gab und rasch über den weichen Boden davoneilte. So ging es eine Weile fort, bis Mustapha gegen einen Stein stieß und Heinrich den Sturz kaum noch abwenden konnte. Er ließ das Pferd wieder seinen geduldigen Schritt gehen, zumal der Weg sehr uneben wurde; eine seltsame Ruhe war über ihn gekommen, wie sie das Unvermeidliche über die biegsame Menschenseele bringt, er fühlte sich ganz der Naturgewalt und dem Willen des zuverlässigen Rosses überliefert. So ging es denn bergauf, bergab, aus der Nacht in die Nacht hinein, endlos fort; jede Zeitrechnung war ihm verschwunden, und er kam sich vor wie ein Gespenst, das in der Nacht durch Fels und Schlucht dahinstreicht, einem dumpfen Drange folgend, der es vorwärts und immer vorwärts treibt. Am Plätschern hörte er manchmal, daß er durch ein Wasser kam.

In dieser aufgegebenen Lage schien es unfrem Freund auf einmal, als ob die Tritte des Pferdes sicherer würden, auch glaubte er, so viel sich in der Finsterniß unterscheiden ließ, auf gebahnterem Wege zu sein, und siehe, Mustapha begann mit hellem Wiehern sich in einen muntern Trab zu



setzen. Heinrich hoffte nach diesen Anzeichen vielleicht in wenigen Minuten einen Ort zu erreichen; allein auch dieser Weg schien kein Ende nehmen zu wollen, und als das Pferd zuletzt, häufig an Steine stoßend, eine finstere Anhöhe erklimmte, da wußte er nicht mehr, was er denken sollte. Auf einmal fand er sich von Gegenständen umgeben, die er in der Nacht nicht zu unterscheiden vermochte, und ein Echo trug ihm den Schall seiner Hufschläge entgegen. Das Ross machte Halt, und in diesem Augenblick fiel ein Schimmer herab, der eine zerstreute Masse großer und kleiner Gebäude flüchtig beleuchtete. Heinrich sah auf und erblickte ein wehendes Licht, das gegenüber an einem Fenster erschien; eine Steinwand, die in seinem Scheine hervortrat, ließ ein Schloß errathen, dessen übrige Theile chaotisch in der Finsterniß zerfloßen. Er blickte noch einmal hin: ein Greis mit einem schwarzen Käppchen, worunter weiße Locken hervorquollen, hielt ihm jenes Licht entgegen, aber so wie derselbe sich näher leuchtend zum Fenster heraus bog, blies der Wind die Kerze aus, und die ganze Erscheinung war verschwunden. Doch nicht lang, so vernahm Heinrich das Geräusch eines Kommenden, eine Thüre ward geöffnet, und der Alte stand mit einer wohlverschlossenen Laterne vor ihm. Er hielt sein schwarzes Käppchen in der Hand und bewillkommte ihn mit großer Rührung. „O Herr General!“ rief er, „daß ich Sie noch ein Mal sehen soll in meinen alten Tagen, das hab' ich nimmermehr gehofft!“

Ehe Heinrich diese seltsame Begrüßung erwidern konnte, wandte Mustapha den Kopf zu dem Greis herum und wieherte laut und freudig. „Ich will nicht hoffen,“ rief dieser, „daß das der Mustapha ist! Und doch!“ fügte er bei näherer Besichtigung hinzu, denn der Reiter war inzwischen abgestiegen, „freilich ist er's! Komm her, alter Knabe, und laß dich herzen! Hast du denn den Weg noch gefunden?“ — Und so ging es fort mit Liebkosungen, Ausrufen des Erstaunens und der Freude, Fragen nach dem Befinden des Herzogs und einer Menge Leute vom Hof- und Forstpersonal, wovon Heinrich,



der nicht zum Worte kam, keine einzige zu beantworten gemußt hätte. Das Pferd war unterdessen einem aus dem Schlaf geweckten Diener mit den gemessensten Befehlen übergeben worden, und Heinrich, über das Schicksal des treuen Reisegefährten beruhigt, folgte seinem Führer, schwankend vor Müdigkeit, ins Schloß.

Er wurde in ein einfaches Zimmer geführt, das nichts enthielt als ein Feldbett in einer Ecke und am Fenster einen Tisch mit einem aufgeschlagenen Folianten; der halb weggerückte lederne Lehnstuhl ließ errathen, daß ihn der Alte so eben noch eingenommen hatte. Dieser unterbrach endlich den Strom seiner Erkundigungen und fragte, was er austischen dürfe, indem er achselzuckend beifügte, es sei nicht viel vorhanden. Heinrich, der zu erschöpft war, um einen Bissen zu sich zu nehmen, bat um etwas Wein, den er in einem silbernen Becher erhielt, und erst nachdem er sich mit diesem Labjal gestärkt hatte, war er im Stand, eine zusammenhängende Frage zu thun.

„Aber in aller Welt,“ rief er, „sagen Sie mir, wo ich bin!“

„Wie?“ sagte der Alte erstaunt, „wissen Sie es nicht? Haben Sie den Ort vergessen, wo Sie die fröhlichsten Stunden Ihres Lebens zugebracht haben?“

„Niemals war ich hier,“ versetzte Heinrich, „es scheint, Sie sind über mich im Irrthum — aber sagen Sie mir nur, wo bin ich?“

„In Grafeneck!“ erwiderte der Alte, „im herzoglichen Jagdschloß Grafeneck!“ setzte er hinzu, als er sah, daß der Name nicht den erwarteten Eindruck auf seinen Gast machte.

„Sind Sie denn nicht der Herr General von Wimpfen?“

„Nein,“ sagte Heinrich lächelnd, „ich wüßte nicht, wie ich dazu kommen sollte, es zu sein.“

„Dann,“ rief der Alte, „ist es wirklich zum Verwundern, denn Sie sehen ihm ähnlich wie kein Bruder dem andern.“

„Das mag sein,“ versetzte Heinrich, „aber — Sie sind gewiß der Castellan des Schloßes?“



„Zu dienen,“ war die Antwort.

„Nun, so lassen Sie es gelten, daß mir der Zufall Einlaß hier verschafft hat,“ fuhr der Jüngling fort, worauf er ihm auseinandersetzte, daß er im Auftrag des Herzogs reise, und ihm beschrieb, wie er in Nacht und Sturm hieher verschlagen worden sei.

„Die Hand der Vorsicht hat Sie sichtbarlich geführt!“ rief der Castellan. „Aber der alte Mustapha hat auch das Seinige dabei gethan! der kennt hier weit herum jeden Schritt und Tritt, denn er war oft mit dem Herrn in Grafeneck. Sie sind wohl sehr müde?“

„Es muß tief in der Nacht sein,“ erwiderte Heinrich, „ich wundre mich, daß Sie noch auf sind.“

„Das glaub' ich,“ versetzte der Castellan, „aber ich bin vielmehr wieder auf, bei mir hat der Tag schon angefangen. Sehen Sie, ich bin ein alter Mann und lebe sehr still und einförmig; ich gehe früh zu Bett und kann nicht lang schlafen; bald nach Mitternacht treibt's mich wieder aus den Federn, und da les' ich in meiner alten Chronik, um die Zeit hinzubringen. — Aber was machen wir nun?“ fuhr er fort. „Hier im alten Schloß ist nirgends ein Zimmer, das für Sie passend wäre; im neuen drüben könnten Sie freilich unterkommen.“

„Nehmen Sie keinen Anstand,“ sagte Heinrich, „ich will's beim Herrn verantworten.“

„Es ist mir nicht um Das zu thun,“ erwiderte der Alte und sah ihn bedenklich an, „ich meine nur, weil Sie drüben so allein und abgeschieden von jeder sterblichen Seele sind.“

„Auch darüber brauchen Sie sich nicht zu ängstigen,“ entgegnete Heinrich, „ich werde dann nur um so ruhiger schlafen.“

Der Alte bedachte sich noch einen Augenblick. „Nun so kommen Sie,“ sagte er endlich, „und die Engel Gottes mögen über Ihnen wachen.“

Er zündete die Laterne an und hieß den Jüngling folgen. Ihr Weg ging durch den Schloßhof in ein anderes Gebäude,



niedriger, aber freundlich von Holz aufgeführt, und der Castellan brachte unsern Helden über einen langen Corridor in ein prächtiges Schlafgemach, wo ein großes blauseidenes Bett aufgeschlagen war. Heinrich wagte nicht zu fragen, ob dies nicht des Herzogs eigenes Zimmer sei, und der Castellan entfernte sich, nachdem er eine Kerze auf einem hohen Candelaber angezündet und den Jüngling gebeten hatte, sie, da er neu und unbekannt hier sei, den Rest der Nacht brennen zu lassen.

Ein dumpfer Modergeruch herrschte in dem Zimmer, und Heinrich wollte, als er allein war, ein Fenster öffnen, aber der Wind drang so stürmisch herein, daß er den Versuch aufgab und sich, nur halb entkleidet, in die weichen Wellen des Lagers stürzte. Der Ueberreiz der Ermattung und die versperrte Luft versetzten ihn in einen Zustand, der mehr der Betäubung als dem Schlummer glich. Er hatte nicht lang so gelegen, als er ein Geräusch zu hören meinte; mit halben Sinnen lauschte er nach jener Seite hin, da öffnete sich eine Thüre in der Wand, und herein trat eine weibliche Gestalt, die sich ihm bis auf wenige Schritte näherte. Unfähig, ein Glied zu rühren, starrte er sie an; das Licht brannte trüb und bläulich, so daß die Erscheinung zuerst, wie von einem dichten Nebel umflossen, undeutlich vor ihm stand. Aber nach und nach traten ihre Umrisse schärfer hervor: es war ein schlankes Mädchen im ländlich weißen Kleide, sie trug eine Lilie in der einen Hand, mit der sie dem Jüngling ängstlich winkte, als wollte sie ihn zur Flucht aus dem Schlosse, ja zur Rückkehr von dieser Reise ermahnen; die andre hielt sie auf die Brust gepreßt; ein tiefer Kummer lag in ihren Mienen, die in diesem Augenblicke eine wunderbare Ähnlichkeit mit Lottchen ausdrückten. Heinrich suchte sich aufzurichten, aber das Grauen übermannte ihn, er sank auf das Lager zurück und glaubte zu sehen, wie die Gestalt sich umkehrte und langsam auf die Wand zuging; hier blieb sie stehen, sah sich noch ein Mal um und wiederholte jene geheimniß-



volle Gebärde; dann verschwand sie durch die geöffnete Tapetenthür. In diesem Augenblick empfand Heinrich eine kalte Zugluft, die ihn bis ins Herz durchfröstelte und zur hellen Besinnung brachte. „Lottchen!“ rief er emporspringend, und sein Ruf hallte schauerlich von den einsamen Wänden wieder. Mit einem Sprunge stand er im Zimmer und sah sich nach allen Seiten um: nichts war zu sehen noch zu hören. „Hab' ich gewacht oder geträumt?“ sagte er, nahm die Kerze und untersuchte die Wand, in der er keine Spur von einer Thür entdecken konnte. Er fühlte Schwindel und heftiges Kopfweh und vermochte vor Bangigkeit kaum zu athmen; auch wurde es ihm noch unheimlicher in der Einsamkeit, als wenn ihm die Erscheinung gegenüber gestanden wäre. Er warf sich in die Kleider, um ins alte Schloß zurückzukehren, und kaum hatte er die Thür hinter sich zugemacht, so fühlte er sich leichter und besser. Sorgfältig verwahrte er das Licht, als er aber den Hof erreicht hatte, erlosch es im Sturm, der heulend zwischen den Gebäuden durchstrich und ihm kalte Schneeflocken an die Wangen trieb. Er tappte vorwärts, fand eine Thür, klopfte und rief, und der gute alte Castellan war bald bei der Hand.

„Ich kann in der dumpfen Luft drüben nicht schlafen, und obendrein ist mir etwas Seltsames begegnet,“ sagte Heinrich und erzählte ihm sein Abenteuer.

„Mein Gott!“ rief der Alte, „so ist sie immer noch nicht zur Ruhe! Verzeihen Sie mir, es ist schon so lang nichts mehr vorgefallen, daß ich's mit Ihnen wagen zu dürfen glaubte.“

Heinrich hörte diese Worte mit Verwunderung und begann lebhaft zu fragen, der Alte aber, den sie wieder zu gereuen schienen, wich ihm aus und sagte, es seien früher manchmal Leute drüben im Schlaf beunruhigt worden, er wisse aber nichts Näheres davon; den heutigen Vorfall schob er auf die verschlossene Luft, die schwere Träume zu erzeugen pflege, und ließ sich's angelegen sein, ein anderes Gespräch dazwischen zu schieben.



Er hatte unsern Freund indessen auf sein Zimmer geführt und wollte ihm sein Bette zurechten, aber Heinrich gab es nicht zu. „Die paar Stunden bis Tagesanbruch,“ sagte er, „kann ich wohl auf einem Stuhl zubringen,“ und rückte sich einen an den Tisch, während er den Castellan wieder in seinem Lehnstuhl gegenüber Platz zu nehmen nöthigte.

Der Greis, um ihn von dem vorigen Gegenstande abzubringen, erzählte ihm die Geschichte des Schloßchens. „Der alte, höhere Bau hier,“ sagte er, „in dem wir sitzen, wurde von Herzog Christoph auf den Trümmern eines noch ältern Schlosses aufgeführt; das neue drüben hat der jetzt regierende Herr gebaut. Ach, es ist noch nicht zwanzig Jahre alt und doch schon wieder im Verfall. Ja, damals hätten Sie bei uns sein sollen! Das war ein Leben! Damals war der Herr General von Wimpfen oft hier, dem Sie so ähnlich sehen, daß ich ganz vergaß, um wie viel älter er jetzt aussehen müßte; er stand damals just in Ihrem Alter. Es war eine außerordentliche Gunst, wenn man vom Herzog mit nach Grafeneck genommen wurde; auch lebte man hier ohne alle Etikette, in der besten Vertraulichkeit. Ein Tag war schön wie der andre, und doch nicht einförmig; Musik erweckte die Schläfer, dann frühstückten sie im Freien, im Walde; nun wechselten ländliche Tänze mit Spiel, Tafel, Jagd und Fischerpartieen ab, und Abends war Ball oder italienische Oper oder französische Komödie. Lieber Herr, so fein versteht kein Mensch das Leben zu genießen, wie unser durchlauchtigster Herzog. Ich sage Ihnen, es war oft nur eine saure Milch, und doch, wer sie mitessen durfte, der hätte sie mit keinem Leckerbissen der Welt vertauscht, so heiter, ungezwungen und liebenswürdig war die Unterhaltung. Freilich, die jungen Mädchen von der Oper und aus der Umgegend — junges Blut hat Uebermuth! Und je schöner etwas ist, desto schneller geht's zu Ende. Ich will den Tag nicht vergessen, ist mir's doch, als wär's erst gestern gewesen: wir waren auf dem Hirschplan, und der Herzog hatte mit der Zeit neun und



neunzig Hirsche geschossen, die ich ihm nachzählte, denn er ist der beste Schütz im Lande."

"Ja," sagte Heinrich, "ich hab's erfahren."

"Nun seh' ich mich um," fuhr der Alte fort. "Durchlaucht, ruf' ich, dort steht noch einer. — Nein, sagte der Herr, ich schieß ihn nicht: neun und neunzig ist eine größere Zahl als hundert. — Und dabei macht er ein paar Augen an mich hin, wie nur Er es kann. Das war der letzte Tag. Mitten in der Nacht werd' ich geweckt und zum Herzog gerufen; er sah sehr finster aus und befahl mir, Anstalten zu seiner Abreise zu treffen; dann reichte er mir die Hand, hieß mich gute Aufsicht führen, und — fort war er mit seinem ganzen Gefolge und ist seitdem nicht wieder nach Grafeneck gekommen. Auf einer Jagd bei Urach — das hat mir der Förster von Eglingen erzählt — lenkte einmal sein Kutscher, den der Fürwitz stach, auf die wohlbekannte Straße nach Grafeneck ein; der Herzog, im lebhaften Gespräch, bemerkte es nicht gleich; auf einmal aber läßt er halten, umkehren und jagt wie im Sturm davon; er soll ganz außer sich gewesen sein."

"Seltsam!" rief Heinrich. "Was war denn die Ursache?"

Der Alte schwieg lange. "Ich weiß es nicht," sprach er endlich, "aber — im Herbst, wenn auf einem solchen verlassenem Freudenplaze das Laub von den Bäumen fällt, da ist's am ehesten Zeit, nach solchen Dingen zu fragen."

Er nahm das Käppchen ab und hielt es zwischen den gefalteten Händen; nicht lang, so ließ er das Haupt auf die Brust sinken und lag im Lehnstuhl, vom Gebet in den Schlummer des Gerechten hinübergesührt. Heinrich bemächtigte sich des Buchs; es war Gottfrieds historische Chronik. Er blätterte eine Weile darin, bald aber ließ auch er, von der lieblichen Wärme befangen, das Haupt tiefer und tiefer sinken und lag zuletzt, ein umgekehrter Atlas, mit geschlossenen Augen über den Folioblättern der Weltgeschichte.



## 9.

War Das die Meinung, Buttler, als wir schieden?  
 Gott der Gerechtigkeit, ich hebe meine Hand auf!  
 Ich bin an dieser That nicht schuldig!

Schiller, Wallenstein.

Die harte Lage auf Gottfrieds Chronik ließ unsern Freund nicht lang schlafen; er richtete sich verstört in die Höhe, blickte nach dem Castellan, der noch festschlummernd in seinem Lehnstuhle saß, dann erhob er sich und öffnete ein Fenster, um sich die brennenden Schläfen zu fühlen. Vor dem Fenster lag dichter Schnee, ein trauriger, weißgrauer Nebel, in dem sich die Grundmauern des Schlosses verloren, umhüllte die Gegend. Heinrich hielt es nicht lang aus; sowie der Alte, der ihn beim Erwachen wieder als General begrüßte, sich ermuntert hatte, brach er auf und hieß sein Pferd satteln; der Castellan nahm sein schwarzes Käppchen ab und sagte wehmüthig: „Gott schenke Ihnen eine glückliche Reise bei diesem üblen Wetter! Ich wollte, Sie wären länger geblieben, es that mir so wohl, wieder einen Menschen zu sehen. Wenn Sie zum Herrn zurückkommen, so sagen Sie ihm lieber nichts davon, daß Sie in Grafeneck waren, er hört es vielleicht nicht gerne.“

Heinrich ritt in sonderbaren Gedanken die Anhöhe hinab; war es Wirklichkeit oder Phantasie, was er in der vergangenen Nacht geschaut hatte? Was sollte ihm diese Erscheinung bedeuten? Wollte sie ihm wohl oder übel? Sie hatte ihn zurückgewinkt: wollte sie ihn vor diesem Wege warnen? — Eine Bangigkeit lag auf seiner Seele, schwer wie die Wolken, die über der Erde hingen; sein Roß arbeitete sich mühsam durch die tief beschneite Ebene; alte Tannen standen traurig am Weg.

Die Straße führte ihn durch rauhe, öde Gegenden, die der Schnee noch einförmiger machte. Die jugendlich frische



Stimmung, worin er Stuttgart verließ, in der er noch von Reutlingen ausgeritten war, hatte gewaltig abgenommen; war es das Abenteuer dieser Nacht, war es die Rückkehr des Winters, der so plötzlich alle Frühlingskeime zu ersticken drohte und diesen Theil des Gebirges so unwirthbar machte, oder war es eine Ahnung? Genug, er fühlte sich mißmuthig, zerstreut und bemühte sich vergebens, seine Gedanken auf den Zweck seiner Reise, auf die Art, wie er dem Verfasser der deutschen Chronik entgegentreten wollte, zu richten. Endlich senkte sich die Hochebene, und er gelangte in das enge, tiefe Thal von Blaubeuren. Zwei alte Burgtrümmer, Rugg und das Ruzenschloß, sahen ruhig von ihren ungleichen Höhen auf das wunderliche Menschenkind herab, das so hastig und verstört unter ihnen dahineilte. Der Weg führte zwischen hohen Waldbergen hin, aus welchen Klippen und Schloßruinen hervorblickten; die Blau rollte durch schneebedeckte Wiesen zur Seite. Nach einigen Stunden erblickte er einen aus weiter Fläche mächtig aufragenden Dom, er erkannte die riesige Gestalt, die ihm aus Abbildungen tief eingeprägt war, und wußte, daß er sich nun wieder auf reichsstädtischem Gebiet befinde; es war das Münster von Ulm.

Bei vorgerückter Tageszeit ritt er durch das Thor der Stadt, die sich feierlich vor ihm aufthat. Die vielen steinernen Häuser, die mittelalterliche Bauart mit den Erfern und runden Fensterscheiben, die gothischen Brunnen, alles Das gab ihr ein Aussehen, bei welchem man freilich nicht an das verunstaltete Reutlingen denken durfte. Er fragte nach einem guten Wirthshaus und wurde in den Baumstark, eine vielbesuchte Herberge, gewiesen. Seine erste Sorge war, den müden Mustapha unterzubringen, und sobald er sich selbst etwas erholt hatte, ließ er sich sogleich zu Schubarts Wohnung führen. Dort kam ihm eine Frau entgegen, deren angenehmes Gesicht die Spuren tiefer Leiden trug, und erwiederte auf sein Befragen: „Mein Mann ist nicht zu Hause, er hat einen kleinen Ausflug gemacht; ich erwarte ihn aber



diesen Abend zurück, denn er will morgen ein Concert geben. Ach, es ist mir immer bang, wenn er sich aus den Mauern wagt," setzte sie niedergeschlagen hinzu, „er hat so viele Feinde, und überall wird ihm aufgelauert.“ — Sie sah ihn bei diesen Worten forschend an, und Heinrich entfernte sich mit dem Versprechen, seinen Besuch morgen zu wiederholen.

Er ging verdrießlich in den Baumstark zurück und blieb den ganzen Abend in dem großen Wirthszimmer sitzen, ohne an der lebhaften Unterhaltung, die um ihn her geführt wurde, Antheil zu nehmen. Wenn er einmal mit halbem Ohre hinhörte, so traf er auf die alte unerquickliche Wahrheit, daß die Menschen nirgends zufrieden sind. Es wurde lebhaft über einen Proceß gesprochen, der eben damals zwischen dem Magistrat und der Bürgerschaft sich entsponnen hatte, da die Souveränität des ersteren, in welcher sogar die unumschränkte Verwaltung der Justiz begriffen war, nicht ohne Druck für die Stadt sein konnte. Aus den Reden, die bei dieser Gelegenheit fielen, konnte er sich entnehmen, daß der Unterschied zwischen den Patriciern und Bürgern schneidend gehandhabt werde.

Er suchte frühzeitig sein Lager und holte die verlorene Nacht herein. Als ihn am andern Tag ein Kellner weckte, schien die Sonne hell durch die Fenster, die Glocken läuteten aus der Kirche, und er erfuhr, daß es beinahe Mittag sei. „Sie brauchen sich nicht zu bemühen," sagte der Kellner, „Herr Schubart wird heute bei uns speisen; der Herr Klosteramtman von Blaubeuren ist am frühen Morgen angekommen und hat ihn eingeladen.“ — Auf diese erwünschte Nachricht kleidete er sich schleunig an. Nun hatte er noch Zeit, ein Viertelstündchen am Fenster zu verweilen und dem hellen Wintertag in die frischen Augen zu sehen. Heute erquickte ihn der Schnee, der ihm gestern so verhaßt erschienen war: so veränderlich sind die Stimmungen des Menschen, und so aufschließend wirkt ein Sonnenstrahl auf sein Gemüth!

Die Mittagsstunde kam heran, und unser Freund begab



sich in das Speisezimmer, aus welchem ihm schon von ferne der Ton eines Klaviers entgegenschallte. Er trat ein und wurde von einem rauschenden Allegro empfangen. An dem Flügel zwischen zwei Säulen saß ein Mann, der ihm beim ersten Anblick stark in die Augen fiel; er stellte sich ans Fenster, so daß er ihm gerade ins Gesicht sehen konnte, und beobachtete ihn, während er einen hellen Blick um den andern von ihm empfing, ohne daß jedoch der Spieler sich hiedurch irgend hätte unterbrechen lassen. Es war ein breitgebauter Mann mit hoher Stirne, in seinen Augen lag eine ernste Gluth, doch der unmäßig große Kopf ließ auf ein Mißverhältniß schließen, und das aufgestülpte Gesicht, in welchem das Kinn einen trotzigen, aber sinnlichen Mund zu verdecken und sich den Augenbrauen zu nähern suchte, stimmte nicht recht zu dem ausdrucksvollen Oberkopf. Heinrich hatte seinen guten Grund, ihn so aufmerksam zu betrachten: an dem gewandten, seelenvollen Spiel, in welchem feurige und schmelzende Accorde abwechselten, erkannte er seinen Mann; die weitverbreiteten Beschreibungen von Schubart und der Art, wie er das Klavier zu behandeln pflegte, ließen ihn keinen Augenblick im Zweifel, daß er den merkwürdigen Dichter in Person vor sich habe. Indessen kamen noch andre Gäste, und das Essen wurde aufgetragen. Schubart mußte mehrmals gerufen werden, bis er sich entschließen konnte, vom Flügel aufzustehen. Er setzte sich neben einen Mann in einem saubern geschonten braunen Rock, der, wie Heinrich bereits vom Kellner erfahren, der Klosteramtman von Blaubeuren war; er hatte ein blaßes Gesicht und sah wie ein gewöhnlicher Geschäftsmann aus. Ihnen gegenüber saß der Publicist Uffprung, der es wegen seiner dem Rathe mißfälligen Schriften in seiner Vaterstadt nicht weiter als bis zum Kanzlisten gebracht hatte, ein stiller Mann, der nur hie und da auf eine Frage antwortete, ohne sich sonst ins Gespräch zu mischen. Heinrich konnte ein freundschaftliches Verhältniß zwischen zwei Menschen, wie Schubart und dem Amtmann,



nicht begreifen; er sollte aber bald darüber ins Klare kommen. Der Amtmann begann dem Dichter starke Schmeicheleien in der Manier eines mit den Musen mehr aus der Ferne bekannten Mannes zu sagen, welche Huldigung sehr bereitwillig entgegengenommen wurde und eine Scene abgab, die auf den jungen Mann nicht den angenehmsten Eindruck machte.

„Sie sind aber doch ein Tausendsassa, Herr Schubart!“ fuhr der Amtmann fort; „hab' gestern wieder in der Chronik gelesen — Teufel, was kommen da für Sachen drin! Unser eins könnte sich ein ganzes Jahr lang vergebens auf so einen gescheiten Einfall besinnen, und Sie haben in einer Minute ein halbes Duzend. Sie schütteln's aus dem Aermel, wahrhaftig!“

Schubart, der das letztere Lob in der That verdiente und dafür bekannt war, daß er jeden Augenblick über ganze Armeen witziger Einfälle zu gebieten hatte, auch keine Gelegenheit vorüber ließ, sie zu entwickeln, erwiederte auf der Stelle: „Soll ich Ihnen sagen, wie es kommt, daß ich so aus dem Aermel schütteln kann? Ihr Andern habt zu viel Futter im Aermel, und davor kann kein Witz aufkommen; bei mir aber ist Platz genug, deswegen kann ich auch immer ein paar Schnurren herausschütteln.“

Dieser Witz wurde um so lebhafter belacht, als der Amtmann eben ein tüchtiges Stück Ochsenfleisch in den Mund geschoben hatte und nun als Titellupfer dasaß. Schubart jedoch verhielt sich im Essen mäßig und war, wiewohl breit und untersekt, dennoch sehr mager. Er lachte gutmüthig mit, wobei ihm eine tiefe Falte zwischen den Augbrauen ein eigenthümliches Aussehen gab, und klopfte dem Amtmann etwas derb auf die Schulter.

„Ja, ja!“ fuhr dieser fort, als er das Fleisch und vielleicht auch einigen Verdruß damit geschluckt hatte, „manchmal stecken aber auch verteufelte Schnurren drin. Nehmen Sie sich in Acht! Zwar — so ein gescheiter Kopf ist nicht leicht zu fangen, und die Nürnberger henken Keinen — Sie wissen



schon! Doch dürfen Sie sich vorsehen, und ich rathe Ihnen, behutsam zu sein, wenn Sie zum Beispiel irgend eine Reise über das Ulmer Gebiet hinaus machen; sei es, wohin es wolle, folgen Sie keiner Lockung, und vertrauen Sie sich nur ganz bewährten Freunden!"

„Das thu' ich ja,“ sagte Schubart mit einer verbindlichen Handbewegung gegen ihn. „Hier in Ulm sitz' ich sicher,“ fuhr er fort, „hier kann mir kein Teufel ein Haar krümmen. Meine preussischen Werber würden eher die ganze Stadt demoliren, als mir etwas geschehen lassen. Ich kann es laut sagen: meine Feinde und Verfolger machen mir nur Spaß! Wenn so eine ganze Meute Hunde hinter einem einzigen Wild her ist, so beweist das, daß es ein tüchtiges Stück sein muß, denn wegen eines Hasen würden sie sich nicht so bemühen, und das macht mich stolz.“

„Doch heißt es im Sprichwort: viel Hunde sind des Hasen Tod!“ sagte Aßprung und erhob lächelnd den Finger.

„Des Hasen, ja, aber nicht des Ebers!“ rief Schubart prahlerisch, indem er auf die Tafel schlug; „der zerschligt einen nach dem andern. So hab' ich wieder meinen dicken Jesuiten ein wenig am Wanst gefügelt, daß er sein ganzes Fett verschwizzen soll! Exempli gratia!“ — Er zog ein Blatt heraus und las einen Ausfall auf den Vater Merz in Augsburg, seinen erbittertsten Gegner, vor, worin solche Bomben von Wiß geschleudert wurden, daß die Gesellschaft Essen und Trinken vergaß und unaufhörlich lachte.

„Mit der halben Welt sich herumbalgen!“ rief der fecke Schriftsteller, der jetzt recht im Feuer war, „das ist ein Fressen für einen Mann! Das ist mein Element! Die Zeit ist so lumpig geworden, die altdeutsche Kraft ist so geschwunden, kein Haudegen darf mehr dreinschlagen im ehrlichen Kampfe, drum muß man sich durch solche Explosionen Luft zu verschaffen suchen. Ich glaube, der Schlag würde mich treffen, wenn ich ein halb Jahr lang Frieden hätte.“



„Das wäre!“ sagte der Amtmann und beugte sich über seinen Teller.

„Freilich, die guten Weiber,“ fuhr Schubart fort, „können so etwas nicht begreifen. Meine Helene gibt mich jeden Tag verloren und weint und betet; ich glaub', es wär' ihr am liebsten, wenn sie einen ganzen Ofenhocker aus mir machen könnte. Gestern Abend, als ich nach Hause kam, lief sie mir zitternd entgegen und stotterte, es sei ein Herr da gewesen, der nach mir gefragt habe. Was braucht's denn da zu jammern? rief ich, hab' ich doch ein gutes Gewissen! Und was wird's weiter sein? Er wird mich kennen lernen wollen, wie schon Tausende vor ihm.“

„Diesmal haben Sie ganz richtig vermuthet, Herr Schubart,“ sagte Koller, indem er sich gegen ihn verneigte: „Ich war der Fremde und habe so wenig bössliche Absichten gegen Sie, daß ich vielmehr gekommen bin, Ihnen etwas Angenehmes zu sagen. Würden Sie die Güte haben, mir eine Stunde zu bestimmen, wo ich Sie ungestört sprechen kann?“

Schubart, der den jungen Mann schon mehrmals und namentlich, wenn er die Wirkung eines Bonmots oder eines markirten Wortes beobachten wollte, ins Auge gefaßt hatte, erwiederte sehr freundlich: „Ei, das ist ja recht Schade, daß Sie mich gestern verfehlt haben, und doppelt Schade, daß ich heute den ganzen Tag beschäftigt bin. Wie fangen wir's nur an? Heute Abend hab' ich Concert, und diesen Nachmittag muß ich meine Chronik schreiben, weil ich morgen mit dem Herrn Amtmann hier nach Blaubeuren fahren will.“

„Ja,“ sagte dieser, „der Herr Schubart wollen mich obligiren und meinen Schwager wieder sehen, der auf zwei Tage zu Besuch bei mir ist.“

„Das kommt mir sehr ungelegen,“ versetzte Heinrich, „ich hätte dringend gewünscht, Ihre nähere Bekanntschaft zu machen.“

„Wissen Sie was? Herr Landsmann!“ sagte der wirttembergische Beamte, „wenn es Herrn Schubart Vergnügen macht,



so will ich Sie gehorsamst eingeladen haben, auch von der Gesellschaft zu sein. Mein Schlitten hat Platz für alle Drei, mein Tisch ebenfalls, und meinem Schwager wird es eine Ehre sein, Ihre Connaissance zu machen."

Schubart bezeugte seine lebhafteste Freude über diesen Vorschlag und redete dem jungen Manne so herzlich zu, daß dieser trotz einer unüberwindlichen Abneigung die Partie annahm. „So führen Sie mich also," sagte er, „gleich den Weg wieder zurück, den ich gestern hergeritten bin."

„Alle Welt!" rief Schubart, „dann waren wir nicht weit aus einander! Sie sind ziemlich nahe an mir vorübergekommen. Sie kennen ja wohl Söflingen, die alte Reichsabtei? Dort war ich! Hätten Sie das nur gewußt und wären hingerritten! Sie hätten Ihre Freude an dem herrlichen Klostergebäude gehabt; denn dagegen bin ich nicht blind, wenn ich auch ihre dumpfen Institutionen auf den Tod hasse."

„Aber wie mochten Sie sich dahin wagen?" fragte Heinrich.

„Söflingen ist reichsfrei, dort konnte man mir nichts anhaben. Und wissen Sie auch, Afsprung, warum ich dort war? Das ist eine höllische Geschichte! Ich glaube, Sie haben damals den jungen Menschen von dort bei mir getroffen" —

„Den Juristen?"

„Eben den! Er war das einzige Mal bei mir, und ich lieb ihm einen ganz unschuldigen Roman, ich weiß nicht mehr, wie das Buch hieß. Vor einiger Zeit kam dieser junge Mensch in ein katholisches Wirthshaus und führte daselbst unvorsichtige Reden. Gleich fassen sie ihn am Fittig, er wird ins Kloster Wiblingen gebracht, in ein scheußliches Loch gesperrt, gefoltert und zuletzt als ein Lasterer Gottes und der Heiligen aus Gnade und Barmherzigkeit heimlich geköpft, verbrannt und seine Asche in die Iller gestreut."

Alles schauderte bei dieser Erzählung, die Schubart mit wilden Augen vorbrachte.

„Ist es auch ganz gewiß?" fragte der bedächtige Afsprung.



„So sagte man mir wenigstens in Söflingen, wo ich mich nach seinem Schicksal erkundigte, weil er von dort gebürtig ist.“

„Nun, Gottlob!“ versetzte Aßprung, „wenn es noch bloße Sage ist, so kann's ja auch erlogen sein.“

„Aber Eins ist wahr!“ rief Schubart zornig, „die Mönche verbreiten das Gerücht, er habe seine gottlosen Grundsätze von mir geholt, und zwar soll er selbst dies auf der Folter gestanden haben.“

„Das gibt wieder neue Verfolgungen,“ sagte Aßprung mit einem Seufzer.

„Mag's!“ rief Schubart, „wenn ich nur wüßte, was an der Sache ist. Irgend einen Spuk haben die verfluchten Pfaffen jedenfalls gemacht. Und das Stückchen sieht ihnen gar nicht so unähnlich; denn ich weiß, wie sie's mir gemacht hätten, wenn ich in ihre Hände gefallen wäre. Da lassen Sie sich eins erzählen — Sie wissen's zwar schon, lieber Aßprung — Als ich auf meiner Flucht von Augsburg nach Günzburg kam (ein preussischer Werboffizier machte die Reise mit), fand ich im Wirthshaus einen Troß dickbäuchiger Pfaffen um den Tisch sitzen. Sie soffen das Bier in Strömen hinab, und da kein anderer Tisch im Zimmer war, so mußten wir uns zu ihnen setzen. Nun können Sie sich denken, was ich für Augen machte, als ich sah, daß sie einige Nummern meiner Chronik und — mein allerhöchsteigenes Portrait in den Klauen hatten, das zum Glück eine scheußliche Frage war. Damals hatte sich die Sage durch kluge Freunde verbreitet, ich sei unterwegs arretirt worden, und die Bestien jubelten darüber; ‚Jetzt hand mer den Galgenterl!‘ brüllten sie, ‚werden 'm wohl d' Zung rauschneida und da Käga lebendi verbrenna! Dann schreib, Hund!‘ — Proffit! dacht' ich bei mir, und halb aus Angst, halb aus tollem Muthwillen mischt' ich mich in das Gespräch, schimpfte durch alle Octaven auf mich selber, beschrieb mich so unähnlich als möglich, zerriß das Portrait des Belialskindes (heimlich aus



Merger über die Caricatur) und brachte so infames Zeug vor, daß sie ganz begeistert wurden und mir den Segen der Mutter Gottes und aller Heiligen auf den Hals wünschten. Mein Preuße, der so witzig war, mich mit einem falschen Namen anzureden, sah mit Behagen zu und sprach unterwegs noch oft von der Posse.“

Die Gesellschaft, deren Mittelpunkt er vom ersten Wort an gewesen war, lachte und stieß auf seine Geistesgegenwart an.

„Ja!“ rief Schubart, „und pereant alle Pfaffen und Pfaffenfreunde und Tyrannen! Denn das Geschmeiß hängt wie Kletten an einander! Sollten Sie's glauben, daß man mich jetzt verfolgt, weil ich in der Chronik gemeldet habe, Maria Theresia sei vom Schlage getroffen? Ich war falsch berichtet, aber was benimmt denn Das der guten Kaiserin an ihrer Majestät, wenn sie ein Unglück hat, das dem besten und vernünftigsten Menschen zustoßen kann?“

„So sind Sie schon in Kenntniß gesetzt —?“ rief Heinrich.

„Ich weiß Alles!“ erwiderte Schubart, „ich habe Freunde und Anhänger durch ganz Deutschland, und so lang es ein Preußen gibt, hab' ich nichts zu fürchten. — Uebrigens seien Sie ruhig,“ sagte er harmlos lachend zum Amtmann, „ich werde Sie morgen auf wirttembergischem Boden nicht compromittiren.“

„O,“ fuhr Heinrich etwas vorschnell heraus, „unser Herzog ist ganz gnädig gegen Sie gesinnt, darauf können Sie sich verlassen.“

Der Amtmann sah ihn forschend an.

„Wissen Sie das so genau?“ fragte Schubart, „mir ist jedenfalls am wohlsten, wenn ich seiner Gnade nicht bedarf.“

„So ist's recht, Herr Schubart!“ rief ein stämmiger Bürger vom untern Ende der Tafel herauf, „bleiben Sie nur bei uns! Wir Ulmer lassen Ihnen nichts geschehen! Und geben Sie uns heute Abend ein schönes Concert, dann ist Alles für Sie.“



Dies brachte das Gespräch auf die angekündigte musikalische Unterhaltung und auf Musik überhaupt, wodurch Schubart Gelegenheit erhielt, sich von seiner vortheilhaftesten Seite zu zeigen. Er setzte sich an den Flügel und spielte mit Geist und Kraft einige Choräle, um an dieser Grundlage der deutschen Musik nachzuweisen, welche Vorzüge dieselbe vor der italienischen habe; dann gesellte er sich wieder zu den Tischgenossen und entwickelte so neue und kühne Ideen zu Gunsten der deutschen Tonkunst, daß Heinrich ihm mit Bewunderung zuhörte. „Ach, da fällt mir eine artige Schnurre ein,“ rief Schubart auf einmal; „als ich in Ludwigsburg Musikdirector war, hatte ich schwere Mühe, die geistliche Musik unserer großen Componisten, eines Graun, eines Bach und solcher genialen Meister einzuführen. Ueberhaupt gaben die Italiener den Ton an, und eine Musik war verdächtig, wenn nur ein deutscher Name auf dem Blatte stand. Nun setzte ich einmal eine Cantate und brachte sie dem Orchester zur Probe, legte sie aber unter dem Namen Trabuschki auf; sie wurde gespielt und mit glänzendem Beifall aufgenommen, Tomelli war entzückt, Sulli spielte seine Partie mit dem größten Feuer, und alle Virtuosen jubelten über den excellenten Landsmann. Da sagt' ich: „Meine Herren, haben Sie doch die Gefälligkeit, den Namen verkehrt zu lesen! Wie heißt's?“

Man buchstabirte, lachte, und der Dichter sah sich selbstgefällig um.

Der Amtmann, der ihn im Fluß zu erhalten strebte, brachte ihn auf die abenteuerlichen Fahrten, die er seit jener Zeit gemacht, zu reden, und der lebhafteste Mann war unerschöpflich im Erzählen, wobei er jedoch, uneingedenk, daß er einst zu München aus Noth beinahe katholisch geworden wäre, oder vielleicht eben darum, keine Gelegenheit vorübergehen ließ, um seinem Pfaffenhaffe Luft zu machen. „Nie,“ erzählte er, „werd' ich's vergessen, wie ich auf meiner Durchreise durch das Ellwängische die Straßen angefüllt sah mit Blinden, Lahmen, Krüppeln und Kranken aller Art, die zum



großen Wunderthäter, zum Vater Gafner, wallfahrteten, um sich heilen zu lassen. O, dacht' ich, Gafner! wenn du all diesem Jammer mit einem Segensspruch abhilfst, so will ich auf den Knieen zu dir kriechen und dir meinen Unglauben und meine Ausfälle und Spöttereien abbitten; aber leider kommen diese Elenden noch elender zurück."

"Den Gafner haben Sie kräftig zur Ruhe verwiesen," sagte der Amtmann.

"Er hat sich," erwiderte der Dichter, die Augen schelmisch zudrückend, "er hat sich erst neulich verlauten lassen, er wolle mich auf ein Weinsäß bannen. — Er mag's thun!" rief er mit aufgehobenem Römer, "aber nur auf ein Faß echten Hochheimer oder Niersteiner. Da wollt' ich stolzer drauf sitzen als Bacchus, da er im Triumphe nach Indien zog, und die Löwen und wilden Bardel sollten wie Kinder um mich her greinen, ihnen Göttersaft aus der vollen Schale zu reichen. Ich aber, mit Epheu bekränzt, würde die Schale hoch emporheben und jauchzen: Es lebe die Vernunft! Es sterbe der Fanatismus und Aberglaube!"

Jubelnd stimmte die Gesellschaft in den Trinkspruch ein. Der Dichter leerte sein Glas, mit feuersprühenden Augen umherblickend; dann setzte er hinzu: "Uebrigens muß man das Kind nicht mit dem Bad ausschütten! Mich empört's, wenn die Religion, wie es bei diesen Wunderkuren geschieht, auf eine schändliche und lächerliche Weise mißbraucht wird; aber die sogenannte Sympathie möcht' ich doch nicht ganz verwerfen: ich habe wirklich schon Wunderdinge davon gehört und zum Theil selbst erlebt."

Der Amtmann erzählte zur Bestätigung von einer sympathetischen Cur, wodurch einem seiner Kinder die Warzen vertrieben worden seien, und Heinrich citirte lachend die zwei berühmten Zeilen des Hamlet.

"Ja, ja," versetzte Afsprung, "man kann auch die Aufklärung zu weit treiben. So hört man gewöhnlich behaupten, daß Träume keinen Sinn haben, und doch kann ich ver-



sichern, daß ich von Träumen weiß, welche einen tiefen Sinn, ja sogar eine prophetische Bedeutung hatten; ich kenne hier eine ganze Familie, die mit solchen Träumen, ich weiß nicht, soll ich sagen gesegnet oder gestraft ist." — Er erzählte einige Fälle, welche die Aufmerksamkeit und Verwunderung der Gesellschaft in hohem Grade erregten.

"Ich glaube," sagte Schubart, „es ist in solchen Dingen schwer, eine bestimmte Linie zu ziehen, eine Theorie zu bilden. So hat z. B. meine gute Helene Träume und Ahnungen; davon ist nun Einiges eingetroffen, Anderes nicht, und ich kann also nur sagen, daß ich nicht an alle glaube, oder vielmehr, daß ich an alle so lange nicht glaube, bis sie eingetroffen sind. Dies ist namentlich gegenwärtig mein Trost und meine Vertheidigung gegen das gute Weib; denn seit einigen Tagen sieht sie allenthalben Gespenster.“

Er versank in tiefes Nachdenken, eine große Stille entstand. „Sonderbar!“ fuhr er auf, „da kommt mir auf einmal ein Traum wieder in Erinnerung, den ich längst vergessen hatte. Als ich von Geislingen nach Ludwigsburg berufen wurde und den Basel mit dem Taktirstab vertauschte, was nicht ohne scharfen Kampf mit meiner Frau und ihrem Vater abging, träumte mir in einer Nacht, ich wandle einsam in der äußersten Finsterniß; ich wußte nicht, wo ich war und wohin ich mich wenden sollte, mein Fuß trat unsicher auf, es wimmelte unter mir, als ob der Boden lebendig wäre; auf einmal erhellte ein rother Blitz die ganze Gegend, und ich sah mich in einer schauerlichen Wüste, Schlangen und scheußliches Gewürme zu meinen Füßen; ich schrie, da ergriff mich eine starke Hand und stellte mich auf einen Berg, der über und über mit Asche bedeckt war; durch die Asche mußte ich zu einem Thurme waten, wo ein Troß Dämonen in schwarzen Kutten mich hohnredend empfing; kaum war ich bei ihnen angekommen, so fielen sie teuflisch lachend über mich her und zerfleischten mich mit den langen Nägeln an ihren Fingern, so daß ich in Schweiß gebadet erwachte und



die ganze Nacht kein Auge mehr schloß. Ich hatte damals ein unbezwingliches Vorgefühl, dieser Traum müsse in Erfüllung gehen, nachher aber vergaß ich ihn, und jetzt, nach acht Jahren, taucht er plötzlich wieder vor mir auf. Und es ist doch ominös! ein Theil davon ist bereits in Erfüllung gegangen, die Pfaffen sind mir auffällig geworden und möchten mir wenigstens gern so mitspielen, wie es ihre Ebenbilder in jenem Thurme thaten.“

Heinrich schrak zusammen, denn in diesem Augenblicke fiel ihm wie durch einen elektrischen Schlag das Begegniß in Grafeneck wieder ein, das ihm während seines langen Schlafes in der vergangenen Nacht ganz aus der Seele verschwunden war. Er stützte den Kopf auf die Hand und brütete in düstrem Sinnen vor sich hin; wenn ihn Jemand gerade jetzt über Aufklärung und Aberglauben befragt haben würde, er hätte keine Antwort zu geben vermocht.

„Wie, ihr Herren!“ rief der Amtmann von Blaubeuren, dem diese Wendung des Gesprächs nicht nach dem Sinne zu sein schien: „lustig, aufgeweckt! wofür stehen die vollen Flaschen umher? Pfui, Herr Schubart! wo ist Ihre gute Kehle, Ihre muntere Laune, Ihr Witz? Geschwind, geben Sie uns einen lustigen Einfall zum Besten, einen Vers! Warten Sie, über was denn gleich? Ja, sehen Sie, hier werf' ich diesen goldnen Ring in Ihr Glas: wenn Sie, ohne sich zu besinnen, einen Vers darüber machen, so soll er Ihnen gehören.“

Ein unbehaglicher Kampf war während dieser Worte auf Schubarts Angesicht zu lesen, das schnelle Abbrechen eines bedeutenden Gegenstandes, die Empfindung, sein Talent vor diesem jungen Mann auf eine doch nicht gar würdige Weise verwenden zu sollen, schien ihm peinlich zu sein; auf der andern Seite aber konnte er es nicht ertragen, sich durch Stillschweigen vor der Gesellschaft eine Blöße zu geben und seinen Ruf Lügen zu strafen: vielleicht zog ihn auch das Gold einen Augenblick an, das in seinem Hause nicht überflüssig war; genug, so wie der Amtmann das letzte Wort



gesprachen, ergriff er das Glas mit dem Ring und sagte ganz geläufig:

Zwei Götter können sich zusammen nicht vertragen,  
Drum, Plutus, an die Hand und, Bacchus, in den Magen!

damit leerte er das Glas auf Einen Zug und steckte den Ring an den Finger.

Heinrich war über die Schnelligkeit dieser Improvisation erstaunt, die dem Dichter, ganz wie der Amtmann gesagt, ohne alles Besinnen gelungen war; denn eine Naturgabe, die uns abgeht, setzt uns immer am meisten in Verwunderung.

„Das ist mir doch eine wahre Hexerei!“ rief der Amtmann, „hätt' ich es doch nicht für möglich gehalten, daß man über einen Ring, den ich ins Glas werfe, etwas sagen könnte! Was ist da irgend Auffallendes dran? Was läßt sich dabei Vernünftiges denken? Und doch bringen Sie gleich einen Vers heraus und noch dazu einen Wiß! Aber ich sag' es ja immer, Sie sind ein Tausendsassa! Das war wieder aus dem Ärmel geschüttelt!“

Schubart betrachtete ihn lächelnd; dann zog er den Ring wieder ab und legte ihn dem Amtmann in die Hand, indem er sagte:

Nicht das Metall, das glatt durch schmutz'ge Hände rollt,  
Dem Dichter ziemt des Weins, der Saiten reines Gold.  
Dies nur gewähre mir, Apoll, und bleib mir hold!  
Und nun, Herr Amtmann, hier! behalten Sie Ihr Gold.

Hatte der erste Vers eine gute Wirkung gehabt, so erregte dieser zweite, den er eben so leicht von sich gab, einen wahren Enthusiasmus, wovon ein großer Theil auf die feine und würdige Wendung, die der Dichter nahm, geschrieben werden durfte. Die Gesellschaft brach in lautes Beifallsgeschrei aus, Heinrich drückte ihm herzlich die Hand, der Amtmann aber nahm den Ring durchaus nicht zurück und nöthigte den Dichter auf jede Weise, es würde ihm eine wahre Beruhigung sein, sagte er mit einem seltsam traurigen



Blick und ließ nicht eher nach, bis er den Ring wieder an Schubarts Finger sah.

Jetzt wurden noch ein paar lustige Flaschen geleert, Schubart blieb sich gleich und war oft groß in seinen schlagenden Erwiederungen, wobei ihn sein Witze auch nicht eine Sekunde lang im Stiche ließ; einige starke Verbheiten, die gelegentlich mit unterliefen, waren mit dieser Würze wohl durchgesalzen und für den ekelsten Gaumen genießbar gemacht.

Endlich brach der Dichter auf, um in den paar Stunden vor dem Concerte das bevorstehende Chronikblatt zu füllen. Er schüttelte unsrem Freunde die Hand und sagte: „Morgen sehen wir uns also wieder! Sie müssen morgen Abend mit mir zurück, wir bleiben einige Tage beisammen, und ich zeige Ihnen alle Merkwürdigkeiten Ulms, wo es Manches, was sich der Mühe verlohnt, zu sehen gibt. Namentlich aber verbieth ich Ihnen bei Leibes- und Lebensstrafe, das Münster ohne mich zu besteigen! das ist ein Gang, den wir mit einander thun müssen. Inzwischen will ich Ihnen hier eine Unterhaltung verschaffen.“ — Er warf ein paar Worte auf ein Blatt, gab es ihm und stürmte hinaus. Es war eine vertraulich geschriebene Empfehlung an den Verfasser des Siegwart, den Freund und Genossen des Göttinger Hainbundes, Johann Martin Miller, der jetzt als Geistlicher in seiner Vaterstadt lebte. Heinrich machte sogleich Gebrauch davon und fand einen sanften Mann mit einer liebenswürdigen Gattin; Beide sprachen mit Theilnahme und zarter Besorgniß von der Lage des rücksichtslosen Dichters. Heinrich brachte bei diesen wohlwollenden Menschen eine angenehme Nachmittagsstunde zu, welche ihm nach der geräuschvollen Fröhlichkeit ganz sanft that.

Abends besuchte er Schubarts Concert und hatte Gelegenheit, seine musikalischen und deklamatorischen Talente kennen zu lernen. Er hörte ihn einige Oden von Klopstock vorlesen und bewunderte seine metallene Stimme, nur hätte er ihm etwas mehr Mäßigung in der ungebändigten Kraft seines



Vortrags gewünscht. Das Publikum, unter dem er sich umfab, bestand großentheils aus Ulmer Bürgern mit ihren Frauen und Töchtern; Patricier schienen wenige da zu sein. Der weibliche Theil des Auditoriums war sehr anziehend zu nennen; er meinte eine Auswahl der schwäbischen Frauen vor sich zu haben. Selten hatte er einen so schlanken Wuchs, eine so gefällige Haltung gesehen; eine sanfte Ruhe lag auf diesen feinen Gesichtern, deren Schönheit im umgekehrten Maße zunahm, je mehr sich ihre eigenthümliche Tracht dem Mittelstande näherte. Sie schienen ihm mehr südliche Grazie in ihren Bewegungen zu haben als ihre übrigen Stammesgenossinnen, und unser Freund, ein echter fahrender Ritter, erlaubte sich nur sein Lottchen von diesem Urtheil auszunehmen. Schubarts Frau saß unter ihnen mit schwermüthig gesenktem Kopfe, sie nahm wenig Antheil an dem Beifall, den ihr Gatte erntete, und schien mit einer unbezwinglichen Trauer zu kämpfen; wie viel mochte diese treue Seele schon durch den unruhigen Musikus gelitten haben!

Dieser benützte eine Pause, um Kollern, den er mit seinen scharfen Augen erspäht hatte, aufzusuchen und ein paar Worte mit ihm zu sprechen. Er dankte ihm lebhaft für seine Beifallsbezeugungen: „Haben Sie meinen Bruder Miller gesprochen?“ rief er, „nicht wahr, das ist ein herrlicher Mensch.“

Heinrich stimmte von Herzen ein.

„Ich weiß nicht,“ sagte Schubart und fuhr mit der Hand langsam über die Stirne, „es ist, als wäre etwas von meiner Frau auf mich übergegangen; sie will diese Reise kaum zugeben, und doch! was ist denn für eine Gefahr dabei? ja, wenn's nach Stuttgart, nach Ludwigsburg ginge, wo ich noch Manches auf der Nadel habe, da könnte man Besorgnisse hegen, aber an die nächste Grenze! nach Blaubeuren! wer kann da an eine Gefahr denken? wie kann der Herzog etwas davon erfahren, oder hat er so weitsichtige Augen und einen so langen Arm, um mich von Stuttgart aus in Blaubeuren zu fassen?“



„Sie sind im Irrthum, liebster Schubart, wenn Sie glauben, Herzog Karl wolle Ihnen übel; im Gegentheil —“

„Still, still!“ fiel Schubart lächelnd ein, „ich kenn' ihn besser, er kann mir nicht grün sein! das Land ist mir nicht umsonst verboten.“

„Es ist hier nicht der Ort, davon zu sprechen,“ sagte Heinrich, „aber wenn Sie eine Abneigung haben, nach Blaubeyren zu gehen, so lassen Sie uns hier bleiben. Nehmen Sie mir meine Offenherzigkeit nicht übel, aber wie mögen Sie sich mit diesem Amtmann einlassen? er hat gar nichts, was einen Mann Ihrer Art anziehen könnte.“

Schubart lachte: „Ich will's gestehen,“ sagte er, „es ist eine Schwachheit, eine Eitelkeit! Es liegt in unserer Natur, daß wir lieber nach dem Fernen greifen als nach dem Nahen, und der Beifall einer Schreiberseele thut mir oft, der Seltenheit wegen, wohler als das Lob eines Kunstgenossen. Wenn ich das Gelübde thun wollte, nur mit Poeten umzugehen, so würd' es mir oft an Gesellschaft fehlen. Was aber Den betrifft, so ist er ein tüchtiger Geschäftsmann, rechtschaffen, so viel ich weiß, gewandt und von sehr raschem Wesen, und dafür hab' ich eine gewisse Sympathie. Ueberdies versprech' ich mir von seinem Schwager einen angenehmen Tag; ich kenn' ihn von früher her und kann nur nicht begreifen, warum er mir durch den Amtmann sagen ließ, er wüßte mich kennen zu lernen. — Nun, ich muß wieder an meine Funktion! Nicht wahr, meine reichsbürgerlichen Virtuosen halten sich brav?“

Als das Concert vorüber war, holte Schubart ihn ab und führte ihn in eines der Schenkzimmer. „Es thut mir leid,“ sagte er, „daß wir nur noch ein paar Minuten beisammen sein können, aber ich bin mit der nächsten Nummer meiner Chronik noch nicht ganz zu Ende — oder — ich weiß einen bessern Vorschlag! Gegen Sie setze ich mich über alle Förmlichkeiten weg, denn Sie thun mir den Gefallen gerne.“

„Was es auch sei!“ rief Heinrich.



„Wenn ich jetzt zu Hause hinsetze,“ sagte der Dichter „so zerkaue ich mir die Feder, ihr Krizeln stört mich jeden Augenblick, und ich brauche die halbe Nacht, bis ich etwas zu Stand gebracht habe, das dann doch kalt und leer ist; dagegen wenn ich Jemanden hätte, dem ich's dictirte, so wär' in einer halben Stunde etwas fertig, womit ich eher zufrieden sein könnte.“

„Papier, Tinte und Feder!“ rief Heinrich einem vorüber-eilenden Kellner zu und wollte, als das Verlangte gebracht war, sich in eine entfernte Ecke begeben, aber das war nicht nach Schubarts Geschmack. An dem besetztsten Tisch, wo in einer dicken Tabakswolke kräftige Gestalten vor den schäumenden Bierhumpen saßen, wo das Gespräch am lautesten war, setzte er sich mit ihm hin und sagte: „Nun warten wir, bis der Geist über mich kommt!“ — Aber es war ihm nicht anzusehen, daß er über irgend etwas nachdachte; vielmehr unterhielt er das lebhafteste Gespräch mit seinem neuen Freunde, der immer größeren Gefallen an ihm fand, und warf dazwischen Bomben nach allen Seiten hin. Die Unterredung begann allgemein zu werden; Heinrich vernahm einen festen entschiedenen Ton, womit über die Zeitläufe gesprochen wurde, ein körniger Witz kam ihm überall entgegen, und sogar literarische Anspielungen mischten sich ins Gespräch, aus welchem er abnehmen konnte, wie tiefe Wurzeln Schubarts Wirken bereits in der Stadt geschlagen hatte.

Mitten in der besten Unterhaltung ergriff dieser plötzlich die Feder und warf einige Worte hin, reichte das Papier unfrem Freunde, welcher darauf mit einer für diesen Mann des Sturmdrangs ungemein zierlichen Hand geschrieben fand: „Memento mori für die Kritiker,“ und sagte: „Ich habe eben jetzt allerlei zu recensiren, und dazu will ich mir die Grundsätze der echten Kunstrichterschaft einmal recht klar machen. Schreiben Sie, Bester! ich setze mich auf mein Kößlein, es geht auf Siebenmeilenstiefeln, schreiben Sie“ — und damit begann er zu dictiren:



„Hast ein Buch vor dir und möchtest's oder sollst's recensiren, so geh in dein Kämmerlein, und schleuß die Thür nach dir zu, und frag' dich vor: ‚verstehst's Buch auch?‘

„Schlag nicht gleich mit dem Schwert drein, ließt du ein schales Buch; denk', 's könnt' ein alter Mann sein, der dies Buch schrieb — hat's wohl nicht böß gemeint — und du willst ihn schlagen, den Glaskopf, der ohnehin schon zum Grabe wankt. Ihn, der vielleicht als Bürger, als Mensch und Christ manch' edle That gethan, köstlicher als das schönste Buch mit Modetitel und Modefragen und Modewitz und Modeschnitt.

„Oder denk': 's könnt' ein Jüngling sein, der furchtsam und blöde am Nestchen steht und seine Flügelein versucht. Sieh, er wagt sich in die Luft, setzt sich wieder, flattert allenfalls auf deinen Flintenlauf, glaubt, 's sei ein Aß. Und du willst ihn morden, Barbar? Ihn, der, wo er nicht fliegen wird wie ein Adler und singen wie die Nachtigall, doch fliegen wird in Gottes Luft und zwitschern aus dem dunklen Busch!

„Da steht Einer, setzt den Zirkel an, sagt bescheiden: für den Kreis schreib' ich! Thut's auch und verbreitet Ordnung, Wohlbehagen und Freud' in diesem Kreise — und du gehst her, erweiterst den Kreis, daß Welten drin tanzen könnten, und, siehst du, daß der bescheidene Schriftsteller nun nicht mehr ausreicht mit seinen Strahlen, gleich über ihn herfährst und ihm Perrück' und Kragen und Mantel vom Leib reiðst und über ihm tollerst und deine Gebärde verstellst, daß dir der Geiser herabfließt in deinen Bart — sag's und richte selber: bist du nicht ein unbescheidener, ungerechter, unchristlicher, herzloser Kerl, den man mit Schneebällen vom Richterstuhl werfen sollte?

„Stößt dir aber ein unbescheidner Knab' auf, der mit Schwanenstolz daherschwimmt und spottet der Vögel über ihm und hochhalßig anschießt die Thier' am Ufer und hinunterstürzt nach den Fischlein im Wasser, sie zu ver-



schlingen, den wirf, bis er liegt! Scheu' nicht des Giganten Tritt und seinen Jast und sein Hohnsprechen, sondern nimm Stein' und schleudr' ihn zur Erde. Nur Demuth verdient Schonung. Arroganz aber Wurf und Tod.

„Ueberlaß das Meiste der richtenden Zeit. Sie steht mit der Wage hoch und wägt. Siehst du, wie gelehrte Spreu auffährt in der Wagschal' und Sturmwind's Raub wird? — Was willst du richten? — Siehst du die sinkende Schale mit Goldsand und Edelgestein? — Was willst du richten? —

„Und über Das alles, Krittler, bedenke das Ende, so wirst du nimmermehr Uebels thun. Schrecken dich die Kunst-richtergerippe und der Anblick ihrer hohlen Schädel und ihres Gebeins Dürre in Büchersälen nicht? Halt dir einen Mann, nach Agypterbrauch, der dir zuruft, wenn Galläpfelsaft in deiner Feder sprudelt: Memento mori! Gib Acht, entsinken wird die Feder deiner Rechten, und hast ein Herz im Leib, so wird ein Thränchen stürzen außs Papier und jede Bruderbeleidigung wegflößen.

„So richte mich, Leser, ich werde sie halten, meine sieben Gebote.“

Auch unsrem Freund entsank die Feder hier, die er nicht mehr in der Hand zu führen vermochte; sie hatte kaum mit dem raschen Gedankenstrom des genialischen Mannes gleichen Schritt halten können, der überdies noch unter dem Dictiren an dem Gespräche rings umher Antheil nahm und da und dorthin ein Wort, einen Witz fliegen ließ. Heinrich sprang begeistert empor. „Das könnte Goethe geschrieben haben!“ rief er aus, „hoch lebe Ihr Talent, liebster Schubart! Glück und Gedeihen Ihrer frischen, lebenvollen Chronik! möge es nicht die letzte Nummer sein!“

Schubart zog ihn lächelnd nieder, und die Freunde blieben noch eine Weile außs Cordialste zusammen, bis Frau Schubart, die sich inzwischen bei einigen Freundinnen aufgehalten haben mochte, mit ihrem sanften traurigen Blick an der Thüre erschien. Schubart nickte ihr zärtlich zu, sagte dem jungen



Manne gute Nacht und entfernte sich mit ihr. Unser Freund war ebenfalls im Begriff, zu Bette zu gehen, da trat ihm aus einer Ecke der Amtmann von Blaubeuren entgegen, und Heinrich mußte nothgedrungen Rede stehen.

„Verzeihen Sie meine Kühnheit,“ begann der Amtmann, „Sie haben heute bei Tisch eine Bemerkung über unsern durchlachtigsten Herzog in Betreff Schubarts gemacht, die mir aufgefallen ist. Sind Sie vielleicht über seine Gesinnungen näher unterrichtet?“

„Ich glaube so ziemlich,“ erwiderte Heinrich kurz.

Der Amtmann rückte ihm mit einer gewissen Vertraulichkeit auf den Leib und fragte ganz leise, indem er mit den Augen zwinkerte: „Sind Sie vielleicht von Sr. Durchlaucht abgesandt?“

Heinrich war betroffen, dem Amtmann entging seine Verlegenheit nicht. „Ich bitte tausendmal um Vergebung,“ sagte er, „ich habe vorhin zufällig im Stall die Schabrake Ihres Pferdes gesehen.“

Heinrich schwieg mit gerunzelter Stirne und verwünschte innerlich die herzoglichen Stalldiener und seine eigene Unbesonnenheit, die, wie ihm jetzt einfiel, schon in Grafeneck sich hätte warnen lassen sollen.

„Ich begreife nicht,“ fuhr der Amtmann fort, „übrigens wenn der Herzog einem Diener wie mir etwas befiehlt, so kann er sich ruhig schlafen legen und braucht mir keinen Succurs zu beordern.“

„Ich weiß nicht, was Sie sagen wollen,“ erwiderte Heinrich.

„Nun, Sie haben mir wenigstens recht schön in die Hände gearbeitet; ich werde das zu rühmen wissen.“

„Hat Ihnen der Herzog vielleicht Aufträge gegeben?“ fragte Heinrich. Bei Karls Neigung zu schnellen und wechselnden Entschlüssen war es nicht undenkbar, daß der Fürst ihm einen Gehilfen nachgeschickt habe.

„Vertrauen gegen Vertrauen,“ sagte der Amtmann trocken und drehte an seinen Westenknöpfen.



„Nun, wir können ja morgen darüber sprechen,“ versetzte Heinrich, „für jetzt, dünkt mich, wissen wir genug von einander, nämlich daß wir gemeinschaftlich auf Schubarts Wohl bedacht sind.“

„Gewiß!“ erwiderte jener, indem er ihn zum ersten Mal mit einem langen, ungewiß forschenden Blick betrachtete, „das sind wir, und in diesem Glauben können wir jetzt schlafen gehen. Ich habe das Vergnügen, angenehme Ruh' zu wünschen.“

„Was wollte mir denn der Mensch eigentlich sagen?“ dachte Heinrich, als er sein Bett bestieg, „welche schöne Neugier, mein Pferd auszuspioniren! Wenn der Herzog durch Diesen mit einem Mann wie Schubart ins Reine kommen will, dann hätte er meiner nicht bedurft. Aber vielleicht ist's bloße Zudringlichkeit. — Nun, ist doch nichts in der Welt vollkommen!“ setzte er hinzu, während ihm schon die Augen zufielen, „bei alle dem war es ein schöner, reicher Tag! Ob er wohl auch bei Schubart einen bleibenden Eindruck hinterlassen hat? Ach, der hat mich in einigen Wochen wieder vergessen! An so einem berühmten Manne, der täglich neue Bekanntschaften macht, huschen die Menschen vorüber wie Schatten an der Wand. Nun, wenn Alles wird, wie's werden soll, so kommen wir wieder zusammen, und vielleicht für lange Zeit. Gute Nacht, mein Lottchen!“

Als er den andern Morgen aufstand und ins Wirthszimmer hinunter ging, traf er Schubart und seinen Begleiter schon reisefertig bei einem Glase Wein; der Schlitten hielt vor der Thüre. Heinrich aber fand es zu kalt zum Fahren und ließ schnell den Mustapha satteln. Eine Zeitlang ritt er neben dem rasch dahinklingelnden Schlitten und warf von Zeit zu Zeit einen Blick hinüber. Die beiden Männer saßen stumm neben einander, Schubart ließ den Kopf hängen, ein düsterer Gedanke schien sich seiner bemächtigt zu haben; die Miene des Amtmanns hatte etwas Gespanntes, Gebieterisches angenommen. Heinrich schrieb das Mißbehagen, das ihn



gleichfalls ergriff, der Kälte zu. Als er die Felsenschlösser von Weitem erblickte, blieb er zurück, um den armen Mustapha zu schonen. Die Sonne traf jetzt mit vollen Strahlen auf den Schnee, der wie ein diamantenbesäter Teppich im Thale flitterte.

Blaubeuren war erreicht. Er stellte das Pferd im Wirthshause ein und fragte nach der Wohnung des Klosteramtmanns.

„Wenn Sie noch einen Augenblick warten wollen,“ versetzte der Wirth, „so können Sie mit dem Herrn Baron von Barnbüler und dem Herrn Oberforstmeister, Grafen von Sponneck, die soeben im Zimmer drüben eine Tasse Warmbier zu sich nehmen, in Gesellschaft hingehen.“

„Was wollen denn diese Herren dort?“

„Ich weiß es nicht.“

„Das geschieht dem Dichter zu Ehren,“ dachte Heinrich und ließ sich zu der Wohnung des Amtmanns weisen.

Er wurde dem Kloster zu geführt. „Die beiden Andern werden schon aufgethaut sein,“ sagte er zu sich, „und ich werde bereits ein paar Bonmots verscherzt haben.“ — Durch den Klosterhof gelangte er ins Amtshaus und erstieg die Treppe wohlgemuth. Als er sich nach dem Wohnzimmer umsah, erblickte er auf der Flur eine rundliche Frau, die ihm den Rücken bot; sie rang die Hände wie im tiefsten Jammer und schien sich nicht fassen zu können. Bei dem Geräusche wandte sie sich um, und er sah in ein Gesicht mit edlen Zügen, in Thränen gebadet, die ihm das tiefste Mitleid abnöthigten. Er vermuthete, die Frau vom Hause zu sehen, und ihm ahnte ein Unglück.

„Was ist geschehen?“ rief er ihr entgegen, „ist den beiden Herren etwas widerfahren?“

„Wem?“ fragte sie und ließ ihre Augen prüfend auf ihm ruhen.

„Ist denn der Schlitten noch nicht da?“

„O ja,“ versetzte sie, „Herr Schubart und mein Mann



sind glücklich angekommen. Was steht zu Befehl?" fügte sie etwas stutzig hinzu.

"Ich gehöre zur Gesellschaft, wenn's Ihnen genehm ist," entgegnete er mit einer freundlichen Verbeugung, „der Herr Amtmann war so gütig, mich ebenfalls einzuladen.“

Sie bedachte sich einen Augenblick. „Sie müssen sich ein wenig gedulden," sagte sie endlich und schien mit sich im Kampfe zu sein; „ich will Ihnen meines Mannes Arbeitszimmer öffnen; hier, wenn's gefällig ist, und“ — ein beinahe flehender Blick begleitete diese Worte — „haben Sie die Güte, sich hier zu verweilen, bis ich Sie rufe.“

Mit diesen Worten machte sie die Thüre hinter ihm zu. „Vielleicht ein häuslicher Kummer," dachte Heinrich, „aber fürwahr ein seltsamer Empfang, das!“ — Er sah sich um, besah flüchtig einige Kupferstiche an der Wand und trat zu einem Arbeitstisch, auf welchem Bücher und Acten lagen. Er erblickte ein Blatt von Schubarts Chronik und irrte mit den Augen darauf umher. Da stieß er auf eine grün angestrichene Stelle, die ihn in nicht geringe Bestürzung versetzte. Es war eine Klage über die Kinderlosigkeit so vieler deutschen Fürstenthrone; auch Wirtenberg war unter diesen genannt, und die Ursache, hieß es, sei leichter zu denken, als zu sagen. — „O über den ewigen Störenfried!" rief Heinrich, „was geht denn ihn das an? er ist ja auch nicht rein! Wenn doch diese Zionswächter der Moralität bei sich selbst anfangen wollten! Aber wie stimmt diese Notiz zu meinem Auftrag? Ist sie älter oder jünger?“ — Er sah nach der Nummer und hielt das Datum seiner Audienz auf der Solitude damit zusammen, es war nicht klar zu entscheiden, der Herzog konnte das Blatt damals schon gelesen, er konnte es erst nachher bekommen haben; zudem war zu bezweifeln, ob Karl irgend eine Zeitschrift regelmäßig lese. Freilich hatte er einige Worte fallen lassen, die wenigstens so gedeutet werden konnten, als wüßte er um jene Beleidigung. „Ich kann nicht weiter gehen," dachte Heinrich, „ich muß vorher wissen, wie der



Herzog das aufnimmt. Wenn er wüßte, daß der Unbesonnene jetzt auf seinem Boden ist — aber der Amtmann will ja auch Aufträge haben — der Amtmann? O mein Gott, jetzt seh' ich!" — Wie ein Blitz zuckte ihm eine Klarheit durch die Seele, instinktmäßig fuhr er auf, den verrathenen Mann zu retten, die Verfolger waren ja schon angekommen. Jetzt durchschaute er die Absicht der gutgesinnten Frau, sie hatte ihn, den sie demselben Loos verfallen glaubte, auf die Seite bringen und verbergen wollen, bis Alles vorüber wäre.

Er riß eine Thür auf, die in ein Schlafzimmer führte. Er eilte hindurch, öffnete eine zweite, und in diesem Augenblick hörte er die metallene Stimme, die er gestern bewundert hatte, mit festem und starkem Tone sagen: „Ich hoffe, der Herzog werde mich nicht ungehört verdammen, noch weniger mich im Kerker verfaulen lassen.“

Er sah sich um und fand — Schubart von einem Offizier und einigen Männern in Civiluniform umringt und verhaftet. Zwei Soldaten hielten die Thüre besetzt. Der Amtmann ging mit bedauernder Gebärde im Zimmer hin und her. „Mir ist's Leid!“ wiederholte er fort und fort. „Gott weiß, mir ist's Leid!“ Seine Frau stand mit gerungenen Händen da. Ein Mädchen, über ihr Spinngeräthe gebeugt, hüllte ihr Gesicht in die Schürze. Sprachlos und vernichtet mußte sich der Jüngling an den Thürpfosten lehnen. So sah er vom Nebenzimmer aus, wie der Gefangene abgeführt wurde, wie einer der Civilbeamten ihm herzlich die Hand drückte, für die kalte Reise seine Handschuhe mitgab und der Major mit Theilnahme und Schonung ihn hinausbegleitete. Alle folgten, und Heinrich legte die Hand an die Stirne, ob er nicht geträumt habe; da er aber den menschlich fühlenden Beamten bemerkte, der allein zurückgeblieben war und sich mit der Hand über die von Thränen schimmernden Augen fuhr, eilte er auf ihn zu, faßte ihn krampfhaft am Arm und sagte mit zitternder Stimme: „Mein Herr! ich habe ein gewisses Recht, mich in diese Sache zu mischen — ich will es



Ihnen darthun — ich will Ihnen Alles anvertrauen — kehren Sie sich nicht an meine Verwirrung — wollten Sie mir zwei Worte vergönnen?“

„Reden Sie!“

„Nicht hier, o nicht hier!“ rief der Jüngling, „hier ist die Luft vergiftet! ich bitte, gönnen Sie mir in einem andern Zimmer Gehör!“

Der Beamte nahm ihn stillschweigend bei der Hand und führte ihn in ein anderes Zimmer. Heinrich stammelte eine Erzählung von den Absichten des Herzogs auf Schubart, von jenem Auftrage und seiner Reise heraus.

Der Beamte zuckte die Achseln. „Eine so schnelle Umwandlung aller Vorsätze,“ sagte er, „ist mir unbegreiflich; gleichwohl hat sie stattgefunden, wenn ich Ihnen glauben darf, worin ich keinen Augenblick anstehe. Hier, sehen Sie die Verhaftungsordre.“ — Sie war nur um einen Tag jünger als sein Auftrag. — „Wenn ich meinen Vermuthungen Raum geben darf,“ fuhr der Beamte fort, „so war diese Scene längst vorbereitet; aber nach dem, was Sie mir sagen, scheint der Herzog Gnade und Ungnade gleich abgewogen und, vielleicht selbst ungewiß, dem Zufall oder dem Schicksal des unglücklichen Mannes überlassen zu haben. Sein böser Stern hat die Ungnade auf sein Haupt gelenkt, und sie wird ihn schwer drücken. Vermag ich etwas über Sie, mein Sohn, so bitten Sie beim Herzog für Schubarts Familie, er hinterläßt sie in tiefer Noth, sie hat, wie ich weiß, nur noch für ein paar Tage zu leben. Bitten Sie ihn! er ist menschlich, wenn auch leidenschaftlich; ich werde dasselbe thun. Leben Sie wohl.“

„Leben Sie wohl!“ rief Heinrich, „bin ich denn so ganz hilflos? Dort muß ich einen verrathenen Freund abführen sehen, und hier muß ich einen Wiedermann zurücklassen an der Seite eines —“

Der Beamte drückte ihm den Finger auf die Lippen. „Still!“ sagte er, „ich darf nicht hören, was Sie sagen



wollen. Wenn ich bedenke, wie Vorurtheile und falsche Rücksichten einen Mann, der mir so manches Jahr schon rechtlich und tadellos zur Seite stand, zu einer solchen That veranlassen konnten, so möcht' ich blutige Thränen weinen." — Er ging ein paar Mal im Zimmer auf und ab, eine ehrwürdige, gebeugte Gestalt, dann trat er vor den jungen Mann und legte ihm beide Hände auf die Schultern. „Dies ist,“ sagte er mit leiser Stimme und vorsichtigem Blick, „dies ist wieder ein Beweis, wie sehr unser Beamtenstand gehoben zu werden bedarf. Dieser Mann hat es nicht aus Geiz gethan, denn er ist wohlthätig, ja er opfert sein Vermögen; auch bekommt er nichts für diesen Rang, ich weiß vielmehr, der Herzog ist noch sehr im Rest bei ihm; ich wage nicht einmal zu sagen, aus Ehrgeiz, denn er ist, so viel ich weiß, mit seinem Posten zufrieden; sondern aus Diensteyer! Fragen Sie Männer wie Moser und Huber, wie sie über die That dieses Mannes urtheilen werden. Glauben Sie, dieser Mann ist nicht der Einzige, der die Befehle des Herrn für absolut und einen unruhigen Schriftsteller — einen Grenzfeind seines Herzogs, wenn ich so sagen darf — für ein rechtloses Subject ansieht, dem man nicht einmal ein moralisches Benehmen schuldig ist. Ueberdies behauptet er, er habe ihn gewissermaßen gewarnt. — Sie sind noch jung, mein Freund, und ich habe Vertrauen zu Ihnen, wenden Sie Ihr Leben dazu an, den Samen echter Bildung auszustreuen; denn diese ist es allein, was den Menschen auf eine höhere Stufe hebt, der ohne sie, er sei, was er wolle, doch immer nur ein Sklave bleibt.“

Er umarmte den Jüngling, der, sich seiner kaum bewußt, aus dem Hause fortstürzte, sein Pferd aus der Herberge riß und wie ein Rasender durch die noch immer versammelten Volkshaufen sprengte. Nicht weit von der Stadt traf er auf den Wagen, in welchem Schubart abgeführt wurde. Er bog links ab, um ihn nicht mehr sehen zu müssen, denn was konnte er ihm jetzt sein? Ein augenblickliches Gefühl



trieb ihn nach Reutlingen, es war ihm, als müßte er in dem friedlichen Hause des Bürgermeisters Trost suchen. Aber es war nur das Gefühl eines Augenblicks; als er an die Wegscheide kam, lenkte er mit Hefigkeit rechts ein und ritt über Urach ins Unterland. Dort war der Schnee schon wieder geschmolzen, und er ritt, schläfrig und gedankenlos über dem Pferde hängend, durch einen tiefen Roth.

## 10.

In jenem sel'gen Augenblicke,  
Ich fühlte mich so klein, so groß!  
Du stießest grausam mich zurücke  
Ins ungewisse Menschenloos.

Goethe, Faust.

Als unser Freund wieder in Stuttgart eingeritten war und sein Pferd in den Marstall zurückgesandt hatte, war es sein erstes Geschäft, sich nach dem Aufenthalt des Herzogs zu erkundigen. Er wollte zu ihm eilen, dringend sich für den unglücklichen Schubart verwenden — noch immer hatte er Zweifel: vielleicht war es mit der Verhaftung nicht so ernstlich gemeint, vielleicht war es nur auf einen Schreck abgesehen, und Alles konnte sich noch heiter lösen. Aber leider! Auf seine Anfrage erfuhr er, der Herzog befinde sich mit der Gräfin von Hohenheim auf dem Asperg, um für den Gefangenen einen engen Käfig zurichten zu lassen und bei seiner Einsperrung zugegen zu sein. Er konnte nicht länger zweifeln.

Abends kam der Herzog zurück und verweilte den folgenden Tag in seiner Residenz. Heinrich ging, so früh als er's wagen durfte, ins alte Schloß und ließ sich melden. Nach einer starken Stunde wurde er vorgelassen. Der Herzog stand



an ein Tischchen gelehnt, die dichten blauen Vorhänge warfen einen blassen Schatten über sein Gesicht, er musterte den Eintretenden vom Kopf bis zu den Füßen: „Wer ist Er?“ rief er ihm herrisch entgegen.

„Heinrich Koller, den Ew. Durchlaucht nach Ulm zu senden die Gnade gehabt haben.“

„Ah, so! Unser Abenteurer von neulich! Er hat schlechte Geschäfte gemacht.“

„Wie?“ rief Heinrich: „also geschah es wirklich auf Befehl Eurer Durchlaucht —?“

„Seh' doch Einer! Ich glaube gar, Er will mich constituiren? Er?“

„Geruhen Ew. Durchlaucht,“ entgegnete Heinrich, „mir keine Anmaßung zuzutrauen; aber nach dem Auftrag, dessen ich gewürdigt worden bin, ist es wohl natürlich, daß mir die schnelle Wendung dieser Angelegenheit kaum glaublich sein kann, zumal ich nicht weiß, was der Unglückliche verbrochen hat?“

„Und das ist Er gekommen, mich zu fragen?“

„Ich bin gekommen,“ rief Heinrich mit überwältigendem Herzen, „um Gnade für einen Mann, der verrätherisch ins Netz ist gelockt worden, und für seine hilflos hinterlassene Familie zu stehen.“

„Für die Familie ist gesorgt, besser als jemals,“ sprach der Herzog, „für Seinen Zeisig ist ebenfalls gesorgt, und, damit Er Satisfaction hat, proditorem odi. Will Er sonst noch was?“

„Die Pfarre von Illingen, wenn Ew. Durchlaucht gnädigst geruhen wollen.“

Der Herzog trat einen Schritt zurück und maß ihn mit den Augen. „Ich glaub', Er hat sich wieder auf Seinen ritterlichen Abergaul gesetzt,“ sagte er endlich. „Was will Er denn Seinen Leuten vorpredigen? Er hat ja noch gar nichts erlebt.“

„Gnädigster Herr, ich habe von dem verworrenen Lauf



der Welt mehr gesehen, als ich mir jemals wünschen mochte, und es bedarf keiner weitläufigen Erfahrung, um die mir anvertrauten Seelen in ihren einfachen Pflichten zu erhalten."

"Ja," rief der Herzog, "so treulich, daß diese Einfalt, wenn sie mit der Vielsältigkeit zusammentrifft, gleich strauchelt und elendiglich hinfällt. Ich kenne das, ich hab' in meinen jüngern Jahren auch so einen Magistertractat geschrieben. Da wird die Tugend ganz weiß und das Laster ganz schwarz gemalt, und hernach, wenn sich die arme Seele in der Welt umsieht, so find die beiden Farben nirgends zu finden. Wär's nicht mit zu großen Schwierigkeiten verknüpft, so hätt' ich dem Unfug schon längst gesteuert, daß man euch junge Leute gleich aus eurer Lernhöhle weg auf die Kanzel stellt; denn von Gott und Rechts wegen sollte man Keinen zum Pfarrer machen, der sich nicht wenigstens zehn bis zwölf Jahre tüchtig in der Welt herumgetrieben hat."

Heinrich verbeugte sich schweigend.

"So ist Er zum Beispiel," fuhr der Herzog fort, nachdem er ihn eine Weile fixirt hatte, "so ist Er jetzt voll moralischen Ingrimm's, weil Er zum ersten Mal auf eine curiose Art mit der Welt zusammentrifft. Aber hätte Er in die Karten sehen können, so würde Er ganz anders urtheilen."

"Gnädigster Herr," sagte Heinrich, "ich bin nicht gekommen, zu urtheilen, sondern um Gnade zu bitten."

"Die soll Ihm auch gewährt werden, wenn's an der Zeit ist," versetzte der Herzog. "Für jetzt kann Er zufrieden sein, daß ich Seinen Mann gerettet habe. Ja, seh' Er mich nur an, so groß Er will! Wenn er nicht auf dem Asperg säße, so ging' er jetzt irgend einem ungarischen Schloßverließ und daselbst der Tortur und dem Hungertod entgegen."

"Wegen einer Kleinigkeit —"

"Diese Kleinigkeit war unter den jetzigen politischen Conjecturen ein sehr dummer Streich, um so mehr, als er schon ein volles Kerbholz in Wien hatte. Ich erfuhr das Vorhaben, kaum als Er weggeritten war, und man konnte



nicht mehr zögern. Nun, wie ist denn Seine Reise abgelaufen?"

Heinrich mußte erzählen und malte mit so starken Farben, daß der Herzog zuletzt finster sagte: „Was kann ich davor, daß meine Ordre auf so plumpe Weise ausgeführt wurde? Uebrigens ist Seines Helden Zartgefühl auch nicht groß. Da les' Er zum Beispiel,“ fügte er hinzu, indem er ein Blatt vom Tischchen nahm, „les' Er! Und es ist nicht die einzige Sottise, die Sein Chronist begangen hat.“

Heinrich las und erkannte mit Bestürzen Schubarts Hand; der Himmel mochte wissen, welchem Unvorsichtigen oder Bösgesinnten er das Epigramm anvertraut hatte, und auf welchem Weg es so unglücklich an die rechte Behörde gekommen war.

„Les' Er's laut!“ rief der Herzog.

„Gnädigster Herr!“

„Ich sag', Er liest mir's vor!“

Da half kein Protestiren noch Bitten; Heinrich mußte den fatalen Vers laut und vernehmlich lesen:

„Als Dionys zu Syrakus  
Aufhören muß  
Tyrann zu sein,  
Da wird er ein Schulmeisterlein.“

Eine beigeschriebene Chiffre bezeichnete den Stifter der Akademie deutlich genug.

„Na, das soll er nicht in den Wind gesprochen haben,“ versetzte der Herzog, als unser Freund gelesen hatte, „ein Schulmeister will ich ihm sein, und ich hoffe, die Lektion soll ihm wohl bekommen. Eigentlich wär' es die glänzendste Strafe, wenn ich ihn dafür in die Akademie unter die jungen Leute steckte, aber das geht nicht an, er ist zu alt und hartgesotten dazu. Drum hab' ich ihn anderswohin gethan und will an ihm nachholen, was in seiner Jugend versäumt worden ist und was wir neulich besprochen haben, die Erziehung.“



Da wird's nun ganz von ihm selbst abhängen, wie lang dieser Cursus dauern soll: so wie er zur Freiheit reif ist, soll er sie haben und das Nöthige dazu. — Uebrigens," fügte er mit strengem Tone bei, „übrigens glaub' Er ja nicht, daß ich mich vor Ihm habe rechtfertigen wollen; meine Intention war, Ihm den Kopf zurecht zu setzen und einen Standpunkt anzugeben, auf welchem der verworrene Weltlauf klar erscheint."

Mit diesem halb gnädigen, halb ungnädigen Bescheid entlassen, stand unser armer Freund im Schloßhof, eh' er wußte, wie er eigentlich heruntergekommen war. Er befand sich in einer seltsamen Stimmung; vor wenigen Augenblicken hatte er für einen Freund gezittert, und nun war er über sein eignes Schicksal ungewiß. Schubart machte ihm keine große Sorge mehr; das Schlimmste, was er für ihn voraussehen zu können glaubte, war, daß der Herzog ihn, um den Schein gegen den kaiserlichen Hof zu beobachten und zugleich um den eigenen Unwillen an ihm auszulassen, einige Monate auf der Festung lassen und dann etwas müßig und zerknirscht nach Stuttgart berufen würde, um ihn in ein Amt einzusetzen, das erfreulicher und sicherer war als das Chronikschreiben.

Aber was sollte aus unsrem Helden werden? Er war entlassen, ohne eine Andeutung Dessen, was man mit ihm vorhabe. Lag sein Loos in einer gnädigen Hand zu baldiger Entscheidung? oder war er auf die Seite gelegt, mit jenem seltsamen Aberglauben der Großen, die den Zufall, der einem ihrer Werkzeuge in den Weg getreten ist, so oft für einen Wink des Schicksals halten? War er für immer aus den weichen Armen der Mutter Kirche gerissen? und aus den noch weicheren seiner Braut? Liebte er sie nicht genug, um den gehörigen Nachdruck zur Durchsetzung seines ersten Planes anzuwenden? Denn er hätte nur darauf bestehen dürfen, den Fürsten an sein gegebenes Wort zu erinnern: die Pfarre war ihm zugesagt, und ob ein, nach des Herzogs Ansicht, allzu junger Geistlicher mehr oder weniger im Klerus war, das fiel



nicht ins Gewicht; überdies war die Frage, ob er seinem Posten gewachsen sei, etwas, das zunächst vor das Forum der Kirche und vor sein eigenes Gewissen gehörte. Aber hier kommen wir auf einen sonderbaren Punkt im menschlichen Gemüth: eine dämonische Macht scheint uns oft zu hindern, wenn wir den raschen Schritt thun wollen, so lang wir's noch können, den Schritt, der über unser Leben entscheidet; die Menschen nennen es Feigheit, Zerstretheit, Troß — und es war vielleicht unser Schicksal.

Wie dem nun sein möge, der sonst so lebhafte und zu extremen Schritten geneigte junge Mann blieb die nächste Zeit unthätig im schwarzen Adler zu Stuttgart liegen. Unthätig, denn obgleich er seinen Shakespeare kommen ließ und einige Dramen zu übersetzen begann, so war sein Gemüth doch wenig dabei beschäftigt, und die Arbeit mag frostig genug ausgefallen sein. Er verließ das Zimmer nicht, und der Wirth, der diesem Treiben verwundert zusah, suchte ihn vergebens unter die Menschen zu bringen. Er konnte es nicht über sich gewinnen, seinem Schwager und seiner Schwägerin gewissermaßen als Schiffbrüchiger vor die Augen zu treten. Und nun vollends Gottchen! Wenn er an seine letzte hochtrabende Epistel zurückdachte, was sollte, was konnte er ihr jetzt schreiben? Ach, nicht ihr treues blaues Auge war es, was er fürchtete, wenn er das Briefpapier zurechtlegte und wieder auf die Seite warf; es war der ernste Blick des Vaters, den er im Geist auf seine Bekenntnisse gerichtet sah. Nun fühlte er's, wie schnell man durch den ersten Schritt aus der Bahn des Gewöhnlichen, wie weit man seitwärts getrieben wird! Er verschob das Schreiben von einem Tag zum andern; der Herzog konnte ja schicken, es konnte was Neues, Günstiges zu melden sein. Aber der Herzog schickte nicht nach ihm. Wer es schon erlebt hat, dieses dumpfe Brüten, dieses ängstliche Harren, wo die Zeit in gleichgültigem Wechsel an uns vorübergeht, wo die Sphinx unsres Lebens wie ein Alp auf unsrer Seele liegt, die einmal uns andere



schmerzlich aufschreien möchte: „Hüter, ist die Nacht nicht hin?“ — der mag die Lage unsres armen Freundes ermessen. Auf ihm war ein Bann, den auch kein Shakespeare zu lösen vermag.

Ein Genius von minder hoher Bedeutung, aber einer von den freundlichen, sollte ihm diese Gefangenschaft erleichtern. Sie mochte etwa eine Woche gedauert haben, als der Wirth eines Tags zu ihm sagte: „Sie kramen ja den ganzen Tag in Büchern, warum gehen Sie denn nicht auf die Bibliothek, die Ihnen vor der Nase liegt?“ — Heinrich, der das große Gebäude die ganze Zeit über vor den Augen gehabt hatte, war über diese Bemerkung betroffen und ging im gelehrten Instinkt auf der Stelle hinüber. Die Antiken, die ihm auf der Treppe entgegenfamen, wirkten in ihrer großartigen Ruhe erhebend auf ihn, und oben traf er den Professor Balthasar Haug, der die ganze gelehrte und schöne Literatur von Württemberg in seiner Person vereinigte. Dieser freundliche Mann, der häufig auf der neuerrichteten Bibliothek arbeitete, war ihm gleich bei der Frage nach dem ersten Buch behilflich, und sein Betragen munterte die Bibliothekare zu derselben Gefälligkeit auf. Heinrich brachte von jetzt an täglich einige Stunden auf der Bibliothek zu, wo er meist mit Haug zusammentraf; die Bibelausgaben, deren Sammlung sich der Herzog angelegen sein ließ und manche seltene Schätze der Wissenschaft wurden gemustert, oft auch war Schubart, für welchen Haug die innigste Freundschaft fühlte, der Gegenstand ihrer Unterredungen, und sie waren tief gerührt, als sie eines Tages in der Chronik, die nun von dem guten, vorsichtigen Miller fortgesetzt wurde, Schubarts Portrait, das er selbst noch seinem Leser versprochen hatte, mit den ausdrucksvollen Worten angekündigt fanden: „Er weiß es nicht, daß sein Versprechen erfüllt wird! O wüßt' er's! Könnt' er dir selbst dies Geschenke machen! Er kann nicht!“ — Glücklicher Weise wußten sie nicht, wie jammervoll der Arme inzwischen seine Tage hinlebte.



Die Zeit brachte endlich unfrem Freunde eine unbefangene Stimmung, in welcher er sich entschließen konnte, zu seinem Schwager hinzugehen und durch eine offenherzige Darstellung seiner Begegnisse jedes Mißverständniß zu vertilgen. Auch lief die Unterredung freundlicher ab, als er sich gedacht hatte; denn das Geschehene hat eine mächtige Wirkung auf die Menschen, die sich dem Kommenden oft so ungebärdig entgegenstellen. Er wurde sowohl von seinem Schwager, als von Amalien ohne Bitterkeit empfangen, und bei seinem Weggehen sagte der Expeditionsrath in seiner ruhigen Weise: „Der Karren ist eben jetzt verführt; lassen wir ihn eine Zeit lang stecken, mein lieber Freund, und sehen wir zu, ob sich nicht noch der Weg durchs Consistorium machen läßt, den Sie gleich Anfangs hätten einschlagen sollen und der freilich jetzt, da sich der Herzog einmal in die Sache gemischt hat, seine Schwierigkeiten haben wird.“

Nun eilte Heinrich, einen einfachen, treuen und klaren Brief an Lottchen zu schreiben, und schloß, als dies geschehen war, zum ersten Mal seit langer Zeit wieder leicht und ungestört.

Der Herzog aber hatte ihn nicht vergessen. Denn als er um diese Zeit eines Tages hohe Gäste auf die Bibliothek führte, nickte er ihm gnädig zu und sagte im Vorübergehen: „Besuch' Er auch meine Akademie und sag' Er mir, wie sie Ihm gefällt. Weiß Er was? Morgen Abend hat Er die beste Gelegenheit dazu, da wird ein Theater aufgeführt, und übermorgen kann Er zu Tische kommen; dann sieht Er Beides, wie's mit Leib und Seel' bestellt ist.“



## 11.

Des ärgert mich in der Seele, wenn solch ein handfester, haarbüschiger Gefelle eine Leidenschaft in Fegen, in rechte Lumpen zerreißt — ich möchte solch einen Kerl für sein Dramarbasiren prügeln lassen.

Hamlet, nach Schlegel.

Der gute Heinrich hatte die Aufforderung des Herzogs für eine förmliche Ehre Einladung genommen und verfügte sich zur bestimmten Zeit, gepudert und betrefst, in seiner besten Gallatracht nach dem Akademiegebäude, zu welchem seit der Verlegung des Instituts von der Solitude nach Stuttgart eine Kaserne auf der Hinterseite des neuen Schlosses umgeschaffen war. Eben schritt er sorglos auf eine Thüre zu, welche durch die Lampen als Eingang bezeichnet wurde, als ihm eine große Figur mit plumpem, wie aus Holz gehauem Gesichte plötzlich den Weg vertrat; die blaue Livree und der insolente Ton der Rede verriethen den fürstlichen Bedienten.

„Halt! man passirt nicht!“

„Ist hier nicht der Schauspielsaal?“ fragte Heinrich.

„Ja, das Theater ist wohl da, — aber nicht für Jedermann.“

„Ich bin eingeladen,“ versetzte Heinrich kurz und musterte den Burschen.

„So? Das ist was anders,“ brummte dieser etwas geschmeidiger; „wo haben der Herr Ihr Billet?“

„Ich habe keins.“

„So? dann wird auch nicht passirt,“ replicirte der Thürsteher mit dem vorigen ungezogenen Ton und mit einer abweisenden Gebärde.

Heinrich nahm sich zusammen und sagte so imposant wie möglich: „Der Herzog hat mich in Person auf diesen Abend eingeladen, und ich beleidige Seine Durchlaucht, wenn ich



nicht auf dem Eintritt bestehe; Er aber, mein Freund, setzt sich sichern Unannehmlichkeiten aus."

Der Mensch maß ihn vom Kopf bis zu den Füßen, ohne sich von seinem Plaze zu rühren. „Das könnte mir Jeder sagen," erwiderte er endlich.

Unser Freund war ärgerlich und verlegen. Er wollte die Ehre, die er sich auf heute zugedacht glaubte, nicht verscherzen, er wußte, daß man an diesem Hofe sich eher zudringlich benehmen als eine günstige Gelegenheit vorbeilassen dürfe, und sagte zu dem Thürsteher: „Daß ich kein Billet habe, ist ein Irrthum, an dem ich nicht schuldig bin; der Einladung aber muß ich gehorchen und weiß nichts anderes, als daß Er hineingeht und dem Herzog die Sache vorträgt."

„Charles!" rief der Diener und öffnete die Thüre zu einem kleinen unsaubern Käfig, wo ein Anderer vom gleichen Schlage Gog und Magog hinter einer Flasche sich dehnte: „Charles! gehn Sie doch zum Herzog hinein und fragen, ob der Herr — wie ist der wertheste Name?" wandte er sich höhnisch herum.

„Koller."

„Und der Charakter?"

„Ich bin Sr. Durchlaucht unter diesem Namen hinlänglich bekannt."

„Ob der Herr Koller hinein dürfe; er habe kein Billet."

„Es kostet doch," sagte Heinrich bitter lächelnd zu sich, während jener hineinging, „es kostet mitunter große Mühe, dem allmächtigen Herrn im Lande zu Willen zu sein."

Endlich kam Charles zurück und sagte mit nicht sehr respectueusem Tone: „Serenissimus meinen, der junge Mann könne eingelassen werden." — Der Thürsteher wich um einen halben Zoll zurück, und unser Held hatte Noth, sich durchzudrängen und den Saal zu gewinnen.

Die Ouvertüre hatte bereits begonnen. Heinrich sah sich zuvörderst nach dem Herzog um; der Hof saß auf einer Reihe von Stühlen, die unmittelbar ans Proscaenium gestellt waren,



dicht vor einem grünen Vorhang, der, in der Mitte theilbar, bis auf den Boden des Saales herunterhing, so daß man sah, die Bühne sei zu ebener Erde und nicht über den Standpunkt der Zuschauer erhöht. Diese bestanden nächst den fürstlichen Personen aus den Zöglingen der Akademie mit ihren Vorstehern und einer Anzahl von Fremden, vermuthlich Verwandten der Cleven. Alles stand, nur die Standespersonen saßen. Heinrich drängte sich an der Wand des Saales durch, in der stolzen Erwartung, der Herzog werde, seiner Einladung eingedenk, einen Stuhl für ihn haben stellen lassen; er konnte aber nirgends einen leeren Sitz erblicken. Eben wollte er sich präsentiren, als das Auge des Herzogs auf ihn fiel; es glitt aber mit einem so gleichgültigen Blick über ihn weg, daß er sich abgeschreckt sah, einen Schritt zu wagen, der gewiß zu seiner großen Demüthigung ausgefallen wäre. Er begnügte sich daher mit einer stillen Beobachtung. Links vom Herzog saß die Gräfin von Hohenheim. Heinrich hatte sie noch nie so nahe gesehen und betrachtete sie mit einiger Neugier. Francisca trug eine sehr bescheidene Kleidung, die ihren angenehmen Wuchs hervortreten ließ; ihr keineswegs schönes Gesicht zierte ein Ausdruck unendlicher Güte, die durch einen Zug von Langweile, welche sie diesen Abend empfinden mochte, vielleicht noch hingebender wurde. Von Zeit zu Zeit warf sie einen zärtlichen Blick auf den Herzog, der ihn mit einem Händedruck erwiederte. Rechts neben ihm saß der Markgraf von Baden, der, wie Heinrich nachher vernommen hatte, mit auf der Bibliothek gewesen war, der berühmte Karl Friedrich, dessen Streben einer weisen, wohlwollenden Staatswirthschaft zugewendet war, nebst der Markgräfin, deren Sparsamkeit und Begünstigung jeder Art von Industrie eben so sehr gepriesen als angefochten wurde, und einigen verwandten Prinzen; die nächste Reihe der Sitze war von württembergischen und badischen Cavalieren besetzt. Der Markgraf, aus dessen Zügen Gutmüthigkeit und Wohlwollen sprachen, hörte sehr aufmerksam auf die Musik und richtete von Zeit



zu Zeit einige Worte an den Herzog, welche verbindlich lauten mochten, denn dieser erwiederte sie mit einer freundlichen Verbeugung und wandte sich dann wieder mit Kennerblicken gegen das Orchester, welches, um den schuldigen Respekt nicht zu verletzen, an der Seite des Saales angebracht war.

Heinrich fühlte sich dadurch gedrungen, seine Aufmerksamkeit ebenfalls dorthin zu lenken, und fing nun an zu begreifen, an was er vorher nicht gedacht hatte, nämlich daß hier ein Dilettantenkunstwerk aufgeführt wurde. Die Musiker waren sämmtlich Akademisten; sie trugen die stahlblaue Uniform mit Aufschlägen von schwarzem Manchester, weiße Beinkleider, silberne oder vielmehr versilberte Knöpfe, silberne Achselschnüre, und eine fest angeklebte Frisur, die heute, als bei festlicher Veranlassung, aus einer Galerie von doppelten Locken bestand und hinten in einen Zopf endigte; ihre Hälse staken in enggeschnallten schwarzen Lederbinden, was besonders den Violinisten, die den Kopf nicht biegen konnten und daher gleichsam in einer Parabel in ihre Notenblätter schauen mußten, eine ganz närrische Haltung gab. Der Kapellmeister, ein sanftes rundes Gesicht, so jung wie die andern, bewegte sich lebhaft auf seinem Sitz und drehte seinen schlanken Körper, bald beifällig, bald ärgerlich winkend, von einem Instrument zum andern, wobei sein Zöpfchen hinter seinem Rücken die lustigsten Sprünge machte.

Die Länge der Ouvertüre hatte unfrem Freund alle diese Beobachtungen gestattet; jetzt, nach einem rauschenden Schlusse, theilte sich der Vorhang, und auf dem zur Bühne bestimmten Theil des Saales standen zwei Personen in Offizierkleidung, die er an ihrer steifen Haltung sogleich für Akademisten erkannte. Der eine hatte gepudertes Haar, der andere aber, der ohne Epauletten war und seine Rolle ins Unbestimmte hinüber spielen zu wollen schien, trug eine lange schwarze Lockenperrücke im Stil der Ritterschauspiele; sein langer Hals überragte noch die hohe Halsbinde, seine Beine gingen von oben gleich dick bis auf die Ferseu herab und waren nur



in der Mitte durch eine starke Neigung gegen einander, welche die Kniee bezeichnete, unterbrochen. Es hätte nicht des Contrastes bedurft, den die moderne Tracht mit dem romantischen Kopfsputz machte, der Patron sah an sich toll genug aus, und Heinrich erwartete bei dem trockenen Ernst, der in den gespannten Gesichtszügen lag, einen ganz vorzüglichen Komiker zu sehen. Dieser begann jetzt; nach einer Pause, in der er ein Papier zwischen den Händen zerfrittet und einige undeutliche Worte gemurmelt hatte, fuhr er plötzlich auf den Andern los und rief ihn in einem hochtragischen Ton und mit etwas näselnder Stimme an: „Sag' mir, Carlos, glaubst du nicht, daß meine Wochenschrift jetzt eine der ersten in Europa ist?“

Heinrich stand erstarrt: „Um alle neun Musen!“ sagte er vor sich hin, „es ist Clavigo! Wollen sie denn das Stück parodiren?“ — Er gab auf Carlos Acht; dieser spielte seine Rolle mit ruhigem Anstand und gutem Humor, und es schien keineswegs auf eine Posse abgesehen. Clavigo aber erhitzte sich in dieser reinen Conversationscene immer mehr, er wurde immer gespreizter und freischender, rannte wie besessen auf dem Theater umher und donnerte die gleichgültigsten Sachen von der Welt mit einem wüthenden Pathos herunter, in welches sich, um die Caricatur zu vollenden, noch ein gewisser Kanzelton mischte. Als er endlich dem Bedienten zu sagen hatte: „Tragt das Blatt in die Druckerei,“ so klang es, wie wenn ein Tyrann gerufen hätte: „Geht zu meinem Minister! Er soll die Scharfrichter versammeln, in zwei Stunden will ich die ganze Nation rädern lassen.“

Nun trat Marie auf, eine zierliche, etwas magere Gestalt; der junge Mensch, der sie spielte, machte seine Sache recht brav, nur trat einige Male, und zwar gerade an den zartesten Stellen, der mißliche Umstand ein, daß die Stimme in Folge des Uebergangs zum Jünglingsalter brach und in einen tiefen, hohlen Bass hinunterfiel; dann entstand jedes Mal ein lustiges Gelächter unter den Zuschauern, und die



unglückliche Verlassene konnte selbst ein leichtes Lächeln nicht unterdrücken.

Jetzt kam Beaumarchais, ebenfalls in Offiziersuniform, und zwar zinnoberroth; er machte auf unsern kritischen Freund einen sehr angenehmen Eindruck. Gestalt und Spiel waren einander völlig angemessen, er war mittlerer Größe oder noch etwas darüber, kräftig und schön gebaut, stattlicher als die Andern; die wackere Ehrenhaftigkeit und Strenge, die er in sein Spiel legte, waren auch in seinem markirten Gesicht ausgedrückt, und man sah ihm an, daß er sich selber spielte. Mit starker fester Stimme sprach er seine Vorsätze aus, und der Aufzug schloß.

„Wer ist denn,“ fragte Heinrich einen neben ihm stehenden Akademisten, „wer ist das tragische Bullenkalb, das den Clavigo so massacrirt? Der geringste Bediente spielte ja besser.“

Der Gefragte betrachtete ihn hochmüthig, ob er wohl einer Antwort werth sei, und sagte dann: „Es ist ein unglückliches Genie, will überall mehr sein als Andre, ein unruhiger Mensch, der sich in keine Disciplin fügt und dem die Poeten den Kopf verrückt haben.“

„Also auch wieder Einer, der sich ohne Beruf herzu-  
drängt!“ dachte Heinrich, „der thäte besser, was Tüchtiges zu lernen.“ — Sein Unwille über den armen Schauspieler wurde zur Verachtung, und er fand keinen Grund, sich in dieser zu mäßigen, als nach einer kurzen Musik der Vorhang wieder auseinander ging und die Scene zwischen Beaumarchais und Clavigo aufs Theater kam. Als dieser seine Verlegenheit ausdrücken sollte, betrug er sich so abscheulich, daß Heinrich ihm den Kopf hätte herunterreißen mögen. Er fuhr convulsivisch hin und her und ließ große Gefahr, mit dem Sessel zu Boden zu fallen, sein Gesicht verzerrte sich, und als er endlich aufsprang, um seiner Beängstigung Luft zu machen, verschob sich die schwarze Lockenperrücke, und ein rothes Haar kam zum Vorschein, mit dem er wie ein Irwisch auf dem Theater hin- und herfuhr. Das unterdrückte



Gelächter, das bisher unter den Zuschauern umhergelaufen war, wurde kaum noch durch die Gegenwart des Herzogs gemäßigt; Clavigo schien aber nichts zu hören und war nicht aus der Furie zu bringen; auch Beaumarchais blieb in seiner Fassung und ließ ihn, was man sagt, aufs Schändlichste herunterlaufen, was unter diesen Umständen um so größere Wirkung that, weil es aussah, als gelte die verächtliche, vernichtende Sprache, die er gegen ihn führte, fast noch mehr dem schlechten Schauspieler als dem Archivarius des Königs.

Heinrich lachte herzlich, als der Vorhang sich wieder schloß, und suchte seinen Nachbar, der ihm vorhin Auskunft gegeben hatte. Dieser aber war verschwunden, und an seiner Stelle stand ein anderer Akademist, mit offenem ledern Antlitz, der ihn freundlich grüßte. „Nicht wahr, da geht's toll her?“ sagte er mit einem treuherzigen Tiroler Accent.

„Freilich!“ versetzte Heinrich, „aber der Beaumarchais wird sehr gut gespielt.“

„Der ist in guten Händen, ja!“

„Wie heißt denn der Schauspieler?“

„Scharffenstein. Nicht wahr, er hat's ihm scharf gesagt?“

Heinrich lachte. „Und die Marie? Sie bassirt hie und da, aber dafür kann das gute Kind nichts; sonst passirt sie.“

„Heißt Pfaff,“ erwiderte der junge Mensch.

„Carolus geht auch an,“ fuhr Heinrich fort, „wie heißt er?“

„Lempp. Das ist halt 'n g'scheiter Kerl!“

„Nach dem Unthier, das den Clavigo spielt, will ich nicht fragen.“

„Halten's, Herr!“ rief der Andere eifrig, „nit so geschwind! Spielen thut er ganz verteuftelt schlecht, das ist wahr, aber deswegen ist er doch ein ganzer Mensch, und die Akademie hat keinen Aehnlichen aufzuweisen. I hab's vorhin wohl gehört, was Einer von uns zu Ihnen g'sagt hat, aber glauben's ihm nit! Das Lumpenvolk ist nit capabel über so Einen z' urtheilen; weil sie ihn nit verstehen, hassen sie ihn, und weil er nit so zahm ist wie die andern Bestien, verachten sie



ihn. Natürlich, er kann nit überall durchbrechen mit sei'm Kopf. I kenn' ihn nit genau, aber i weiß doch, was hinter'm ist!"

"Wie heißt er denn?" fragte Heinrich.

"Schiller."

"Schiller, so? Und was ist denn hinter ihm?"

"I sehen's, er ist nit bloß 'n guter Kopf, sondern auch 'n freier Kopf, der sich um das Zeug da den Teufel nir bekümmert und seinen eigenen Weg geht. Der denkt: Zopf ist Zopf, aber Mensch ist Mensch! Er trägt zwar auch einen wie die andern Sklavenseelen, und wie ich auch einen tragen muß, aber das ist der einzige Stempel, den ihm der Herzog hat auf den Leib schreiben können; sonst ist er ein echter Capitalkerl, wie nur einer aus unsers Herrgotts Händen gekommen ist, und der Herzog wird ihn nicht verpfuschen können, das sag' Ich!"

"Lieber junger Freund!" sagte Heinrich leise zu ihm, "nehmen Sie sich in Acht! Wenn der Herzog etwas von Ihren Reden erführe! Wie können Sie denn mir, einem fremden Menschen, den Sie zum ersten Mal sehen, solche Sachen sagen?"

"I bin halt 'n ehrlicher Tiroler!" versetzte der Akademist, "und hab' das Schmiegen und Kriechen in dem Loch da noch nicht lernen können, und Sie sehn mir auch grad aus wie Einer, der trättscht und 'n ehrlichen Kerl in den Pfeffer reitet."

"Wie heißt denn," fragte Heinrich, um auf ein andres Thema zu kommen, "wie heißt der Maestro dort? er scheint viel Talent zu haben."

"Viel Talent! ja, das ist ein g'schickter Bursch! Zumsteeg heißt er, und die Musik, die er da spielen läßt, das hat er alles selber componirt; aber er ist auch nicht an seinem Platz! Er ist mehr für das Sanfte, Gefällige geboren; nun liebt der Herzog das Rauschende, was recht Lärmen macht, und der arme Schelm muß wildes Zeug componiren, wenn er dem Herrn gefallen will. Der Herzog läßt Keinen werden,



wozu ihn unser Herrgott bestimmt hat; Alles muß umgeorgelt sein, wie er's bei seinen Festen sonst mit der Natur gemacht hat — wo eine Haide war, da mußte ihm ein See her, und wo Wasser war, da machte er eine trockene Landpartie draus — gerade so treibt er's auch mit den Menschen, nur daß sich die nicht so leicht trocken legen lassen. Zum Beispiel —“

„So wird der arme — wie heißt er? — auch am Ende wider Willen in den Clavigo gefahren sein?“ unterbrach ihn Heinrich theilnehmend, „wiewohl ich fürchte, der Herzog werde mit all' seiner Energie keinen Schauspieler aus ihm machen können.“

„Der Schiller?“ sagte der Akademist, „nein, dazu hat ihn der Herzog nicht gezwungen; das ist eine Lustbarkeit, da haben die Leute gewöhnlich ihre eigene Wahl.“

„Dann erlauben Sie mir aber, an seinem Kopf zu zweifeln,“ sagte Heinrich schnell, „wie wird denn ein vernünftiger Mensch ein Fach wählen, zu dem er so gar nicht paßt.“

„Nu was?“ versetzte der unverbesserliche Jüngling ärgerlich, „das ist jetzt eben ein Irrthum von ihm — Sie werden auch Ihren Sparren haben.“

Der dritte Act, der soeben anhub, verhinderte unsern Freund, eine Replik auf diesen eigenthümlichen Analogieschluß zu geben. Clavigo erschien, und er folgte jetzt mit milderer Gesinnungen seinem verfehlten Spiele, das trotz der erschöpfenden Anstrengungen der vorigen Acte an Kraft eher gewonnen als verloren hatte. Zwar schien der Schauspieler sich gebessert zu haben: in der Rückkehr eines reuigen Geliebten mochte etwas liegen, das er mitempfinden konnte, und sein Spiel drückte diese Empfindung aus; er stand, sanft geneigt, mit ausgebreiteten Armen vor dem Mädchen, und seine von Rührung gedämpfte Stimme sprach zu dem Herzen; er schien ganz der Täuschung hingegeben; aber eben diese Selbstvergeffenheit war sein Unglück, plötzlich, wie ein Nachtwandler, der bei seinem Namen gerufen wird, warf er einen erschrockenen Blick auf die Zuschauer, die Arme fielen ihm herunter, und



er stand einen Augenblick regungslos da, in der miserablen Stellung eines Menschen, der sich ein Kleid will anmessen lassen. Die Heiterkeit des Publikums und die Kraftanstrengung, deren er bedurfte, um aus dieser bösen Situation herauszukommen, warf ihn rettungslos in die frühere Unnatur zurück, womit er jeden Gedanken an die Zuschauer übertäuben zu müssen schien. Er raste vor Marien umher, brüllte sich heiser und warf sich mehrmals mit einer Gewalt vor ihr nieder, daß man fürchten mußte, er zerschelle sich seine Kniee am Boden. Ohne das Gelächter, das durch den Saal rauschte, im Geringsten zu vernehmen oder zu beachten, stürzte er wieder hinaus, nachdem er seine Rolle abgestampft hatte.

„Sie haben so freundlich meinen Cicerone gemacht,“ wandte sich Heinrich im Zwischenact zu seinem Nachbar, „wollen Sie nicht auch die Güte haben, mich mit Ihnen selbst bekannt zu machen?“

„I bin ein Maler,“ versetzte der junge Mensch, „oder vielmehr i möcht' einer werden, und das wollen's nit leiden, und i kann auch nix lernen hier, drum gedenk' ich nächster Tagen andre Saiten aufz'zieh'n, dann können's mich —“

Er schlug sich auf den Mund, als ob er zu viel gesagt hätte, und war den Rest des Stückz über sehr schweigsam.

Die Tragödie ging zu Ende. Clavigo wurde erstochen, ließ seinen Degen vorn im Proscenium, wohin er sich, wie ein Löwe fechtend und Beaumarchais' ganze Tapferkeit auf die Probe setzend, „durchschwadronirt“ hatte, mit der Spitze zwischen Francisca's Füße, die sich schnell zurückzogen, in den Boden fahren, wankte einige Zeit auf dem Theater herum, so daß es Beaumarchais für nöthig fand, ihm noch einen Stich beizubringen, und stürzte dann mit einem welterschütternden Getöse über Mariens Sarg. Der Vorhang schloß sich während der sichtbaren Anstrengungen der Leiche, sich unter ihm hervorzarbeiten.

Der Herzog gab lachend das Signal zum Klatschen; hierauf kamen die Schauspieler hervor, wurden im Costüme



vorge stellt und erhielten jeder ein gnädig Wort. — Heinrich sah sich vergebens nach dem Tiroler um und ging nachdenklich in seine Wohnung, wo er das Schauspiel noch einmal vornahm und mit ruhigem Geistesgenusse durchlas.

---

12.

Die Weisheit baut sich einen Tempel,  
Und ihre Zwillingsschwester, Wahrheit,  
Wandelt in den Säulengängen;  
Die Böglinge der Weisheit

— — — — —  
Hörchen der Weisheit und Wahrheit.  
Karl dacht' es zu thun und that's!

Schubart.

Heinrich besann sich den ganzen nächsten Vormittag, wie es denn mit der gestrigen und heutigen Einladung eigentlich möchte gemeint gewesen sein. Endlich kam er auf das Resultat, der Herzog habe gestern, da die Komödie seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch genommen, nicht Zeit finden können, sich ihm zu widmen; heute, da er die Ehre haben sollte, mit ihm oder doch wenigstens in seiner Gegenwart zu speisen, werde er hervorgezogen, vielleicht gar vor den badi- schen Gästen ausgezeichnet werden. Kaum hatte er diese Hypo- these aufgestellt, so glaubte er auch schon mit unerschütterlicher Festigkeit daran. Er ließ das Essen auf heute absagen und begab sich Punkt zwölf Uhr in die Akademie, wo er sich den Speisesaal zeigen ließ.

Durch eine halbdunkle Rotunde trat er ein und sah sich in einem großen hellen Saal, den oben eine Gallerie um- gab; die allegorischen Deckengemälde erinnerten ihn an die Solitude, und er mußte sich gestehen, daß das Tübinger Stift seinen Alumnus kein so vornehmes Refectarium zube-



reitet habe. Die Tafeln waren gedeckt, und eine lange Reihe von Stühlen, an welchen er im Hinuntergehen flüchtig die Namen las, erwarteten ihre Besitzer. Er fand an einem Fenster eine Gruppe von neugierigen Fremden, denen er sich in Erwartung des Weitern beigesellte. Gleich darauf trat der Herzog mit dem ihm eigenen raschen Schritt herein, hinter ihm der Markgraf, die Gräfin Francisca am Arm; er mochte seiner ehemaligen Unterthanin diese Ehre nicht ganz gern erweisen, denn er machte ein etwas saures Gesicht.

Ein starkes Geräusch verkündigte jetzt die Ankunft der Akademisten, welche zur entgegengesetzten Thüre des Saales in soldatischer Ordnung, nach der Größe gereiht, hereinmarschirten, von Majors, Hauptleuten und Lieutenants umgeben. Sie machten in vier Gliedern, welche, Adelige rechts und Bürgerliche links, zwei Linien formirten, Front gegen die Tafeln, ein Adjutant näherte sich dem Herzog mit dem Rapport, und jetzt nahm dieser den Markgrafen bei der Hand, oder vielmehr bloß beim Finger, und zog ihn mit sich an den Reihen der Zöglinge vorüber, wobei er höchst charakteristisch zur Behauptung seines Ranges dem Gast immer um einen Schritt vorauszu bleiben suchte. Er stellte ihm einzelne Zöglinge vor, welchen dann ein freundliches Wort von dem Markgrafen zu Theil wurde. Bald waren Verdienste der Eltern, bald Geschicklichkeit der jungen Leute, bald auch irgend ein Scherz, den der gnädige Stifter vorhatte, die Veranlassung zu solchen Präsentationen. „Sehen Ew. Liebden,“ wandte er sich zu seinem Gast, als er ans Ende der einen Linie in die Nähe der Zuschauer kam, und deutete auf einen Kleinen mit rundem naseweisen Gesicht, „sehen Ew. Liebden, das ist der Muthwilligste in meinem ganzen Institut!“ — Der Markgraf klopfte den verlegenen Knaben auf die Schulter und sagte: „Nur heiter, junger Mann! das ziert die Jugend — aber nicht ausgelassen!“ — Dann schritten sie an der andern Linie wieder hinauf, das ganze Gefolge der Offiziere, Lehrer und Aufseher hinter sich, während Francisca bei den



jüngsten Böglingen, die zum Theil noch Kinder waren, verweilte.

Ein Commandowort mahnte die junge Schaar ans Gebet, welches einer der Jüngsten von der in der Mitte stehenden Kanzel vortrug; alle Hände wurden zugleich mit klatschendem Laut gefaltet, und als dies vorüber war, die Stühle mit so schnellem und egalem Geräusche gerückt und besetzt, wie wenn ein Bataillon die Gewehre abfeuert. Dann blieben sie eine Weile steif und unbeweglich sitzen, bis der Herzog, an die oberste Tafel tretend, deren junge Inhaber theils Medaillen, theils Kreuze und sogar Sterne trugen, mit den Worten: „Dinez, Messieurs!“ welche mit einer tiefen Verbeugung erwidert wurden, das Zeichen zur Mahlzeit gab.

So weit hatte Heinrich sich mit einer ruhigen Beobachtung begnügt, bei dieser Aufforderung aber begann er an sich zu denken und sich nach einem Couvert umzusehen. Der Herzog hatte doch wohl nicht die Absicht, ihn unter die Eleven zu setzen und mit diesen speisen zu lassen? Aber auch hier war kein leerer Platz zu erblicken. Endlich gerieth er auf die Vermuthung, der Herzog werde sein Diner nachher ebenfalls in der Akademie halten und ihn dazu ziehen, ein Gedanke, welcher seinem Stolze tröstlicher klang als seinem Magen.

Er suchte seine Augen wieder zu beschäftigen und musterte die einzelnen Gesichter der speisenden Jugend, wozu er, da ihn seine Umgebung in die Mitte des Saales gezogen hatte, hinlängliche Gelegenheit fand. Ein lautes Gelächter an den Tischen der Jüngsten machte ihn aufmerksam; die Ursache davon blieb nicht lang verborgen, sie lief von Tisch zu Tisch, und so hörte er bald darauf in seiner Nähe erzählen, der Herzog habe den Kleinen Apfelfüchlein vorsetzen lassen, welche sie schnell angebissen, aber noch schneller wieder weggeworfen, weil dieselben mit Berg und Roßhaar gefüllt gewesen seien. Alles blickte lachend dorthin; es war lustig anzusehen, wie sie arbeiteten, den Unrath wieder aus dem Munde herauszuspinnen. Eben trug man ihnen neue Schüsseln vom echten



Gericht auf, welche zum Erfasse dienten; sie machten keine Miene, sie abzuweisen, und hieben tapfer ein. Francisca näherte sich ihnen und sprach ihnen zu; der Herzog stieg mit dem Markgrafen, immer einen Schritt voraus, im Saale auf und ab und führte ein lebhaftes Gespräch, von dem die Zuschauer, wenn die Fürsten an ihnen vorüberkamen, jedes Mal einige Worte erhaschten. „Das muß ich sagen,“ hörten sie den Markgrafen einmal sprechen: „Ew. Durchlaucht Projecte sind sehr gut gelungen.“ — „Bis auf eins, Herr Nachbar!“ versetzte der Herzog schnell, „Ew. Liebden wissen ja, was uns Beiden mißlingt!“ — Der Markgraf wurde feuerroth, und die Zuschauer sahen einander mit verbissenem Lachen an; denn Jedermann wußte, was Karl damit sagen wollte. Der Markgraf von Baden hatte nämlich früher einmal die mißmuthigen Worte, die natürlich nicht verschwiegen blieben, ausgestoßen: „Ich gebe mir alle Mühe, mein Land emporzubringen, und der Herzog von Wirtemberg läßt sich's sauer werden, das seinige zu ruiniren, aber Keinem von uns Beiden gelingt's!“ — eine Aeußerung, die er bei Karls gutem Gedächtniß nothwendig wieder einmal zu verdauen bekommen mußte.

Der Herzog verwickelte ihn darauf in ein Gespräch mit Francisca, ließ ihn bei ihr stehen und ging allein mit Späherblicken im Saale hin und her. Heinrich glaubte, er werde ihn jetzt anreden, und setzte sich, als der Herzog plötzlich auf ihn zuschoß, in Positur; es galt aber nicht ihm, sondern einem Tische, wo das scharfe Auge des Stifters irgend eine Unordnung bemerkt haben mußte. „Warum eßt ihr nicht, meine Söhne?“ fragte er.

„Euer Durchlaucht! das Wildprät hat nicht den besten Geruch,“ erwiderte einer der Böglinge mit ruhigem und bescheidenem Ton.

„Laßt mich's versuchen,“ befahl der Herzog und kostete die Speise in eigener höchster Person. „Hi Teufel!“ rief er, „das ist ein scheußliches Fleisch! Wo steckt der Küchenmeister?“



Der Unselige war bald zur Stelle und wurde mit einem zornig spöttischen Ton angefahren: „Hör' Er, ich sag' Ihm! kann Er kein besser Fleisch aufstischen? Wozu hat Er denn Seine Besoldung? Wozu hat Er den großen Abtrag von der Tafel?“ — Er faßte den Mann, der einen neuen Rock anhatte, schärfer ins Auge und fuhr fort, indem er ihm auf das Kleid deutete: „Das ist doch lauter Hasenbalg! Alles vom Abtrag! Will Er das Beste schon vorher verschachern? Sieht Er, damit Er sich's merkt und ihm nichts mehr der Art passirt, so bringt Er augenblicklich ander Fleisch, und heut' Abend trägt Er für diesen ganzen Tisch Gökkel auf, Einen à Person, versteht Er? Auf Seine Kosten. So, jetzt kann Er gehen.“

Der Küchenmeister entfernte sich niedergeschlagen, der Herzog aber wandte sich zu den jungen Leuten, denen er eine so glänzende Genugthuung verschafft hatte: „Warum habt ihr denn nicht geklagt?“ fragte er, „ich war ja zugegen, und ihr werdet mich kennen.“

„Wir wollten vor den fremden Herrschaften kein Aufheben machen,“ antwortete Einer, den Heinrich an seinem rothen Haar und seiner näselnden Stimme sogleich für den Clavigo von gestern Abend erkannte.

„Brav, meine Kinder!“ versetzte der Herzog sehr freundlich, „das macht euch alle Ehre; laßt euch denn heut Abend die Gökkel recht wohl schmecken!“

Er ging wieder auf und ab; Heinrich folgte ihm mit den Blicken und beobachtete seinen raschen stolzen Gang. Hierauf fiel sein Auge auf ein andres Schauspiel; in seiner Nähe, seitwärts von einer der Tafeln, stand ein Bögling, der keinen Antheil an der Mahlzeit nahm, mit niedergeschlagenen Augen; ein zusammengefaltetes Papier ragte ihm aus der Uniform. Die Zuschauer, wenn sie an ihm vorüberkamen, betrachteten ihn halb mitleidig, halb neugierig, auch der Markgraf hatte vorhin im Aufundabgehen einen verwunderten Blick auf ihn geworfen. Unser Freund brauchte sich nicht lang zu besinnen,



um zu errathen, daß dies irgend eine Strafe bedeuten sollte; um darüber aufgeklärt zu werden, sah er sich unter den Zuschauern nach einem um, den er befragen könnte. Nicht weit von ihm stand ein junger Mensch mit beinahe weißen Haaren und einem runden Gesicht, aus dem eine unbeschreibliche Kindlichkeit sprach; er starrte wie verloren nach einem der Tische hin. Heinrich redete ihn an, er fuhr etwas zusammen und gab ihm auf seine Frage mit schüchternem Tone Bescheid: „Ja, es ist allerdings eine Strafe, der junge Mann hat ein Billet erhalten und muß nun cariren.“

„Was ist denn das, ein Billet?“

„Wenn Einer etwas peccirt hat,“ wurde ihm entgegnet, „so schreibt einer der Vorgesetzten das Vergehen auf ein Blatt Papier, das ihm zwischen die Weste gesteckt wird, um es bei Gelegenheit dem Herzog zu überreichen und von diesem die weitere Strafe zu erwarten.“

„Das ist ein lustiger Brauch,“ sagte Heinrich, „das kommt mir vor wie auf den alten Bildern die Figuren mit einem Zettel im Mund, wodurch sie den Beschauern anzeigen, wer sie sind und was sie wollen.“

Sein Nachbar lachte zutraulich und versetzte dann: „Es ist aber doch hart für den armen Schelm, gerade heute, vor einem so hohen Besuch, an den Pranger gestellt zu werden.“

Er schrak heftig zusammen, denn eben traf ihn das Falkenauge des Herzogs, der in diesem Augenblicke vorüberschritt. Dieser schien etwas von seinen Worten vernommen zu haben, denn er ging stracks auf den Missethäter zu und fragte: „Womit hat Er diese Ehre verdient?“

In militärischer Haltung, aber mit Angstblicken, zog der Angeredete sein Billet aus dem Busen und überreichte es. Karl schlug es aus einander und las laut: „Hat zu dem Cleven von Wolzogen gesagt:

'n Cavalier, so dumm und stolz,  
Schnik' ich aus jedem Scheite Holz!“



Eine tiefe Stille entstand in dem Saal; die Magnatentafel, für welche dieser Auftritt eine Lebensfrage war, blickte aufmerksam herüber und erwartete gespannt den Richterspruch.

„Hat Er schon mehr Billets bekommen?“ fragte der Herzog.

„Es ist das erste, Ihre Durchlaucht,“ erwiderte der Delinquent aufathmend.

„Nun, so laß 'mal sehn!“ rief der Herzog und winkte einen Aufwärter herbei, der nach wenigen Augenblicken mit einem mächtigen Holzseil aus der Küche zurückkam. „Wenn Er ein solcher Künstler ist, wie Er sich berühmt,“ fuhr der Herzog fort, „so leist' Er jetzt, was Er geprahlt hat, und schnitz' Er mir einen Cavalier; dann soll Ihm die Strafe erlassen sein.“

Der Herzog hatte dies mit einer angenommenen Strenge gesagt, gegen welche kein Widerspruch galt; dem Jüngling wurde ein großes Tranchirmesser überreicht, und er mußte wohl oder übel Hand ans Werk legen. Der Speisesaal erbebte unter dem Gelächter, das an allen Tischen entstand; der Markgraf, der näher gekommen war und die Procedur mit angehört hatte, hielt sich den stattlichen Bauch, Francisca aber trat freundlich herzu und sprach: „Arbeite getrost, mein Sohn; Seine Durchlaucht werden zufrieden sein, wenn's nur ähnlich ausfällt.“

Alles blickte unter wiederholtem Gelächter auf die vergeblichen Bemühungen des neuen Pygmalion. Als es endlich still wurde, hörte Heinrich eine näselnde Stimme halblaut jagen: „Ich müßte doch lachen, wenn er einen herausbrächte.“ — Nun ging das Gelächter mit verdoppelter Stärke los und lief nach und nach, so wie die Ursache bekannt wurde, an allen Tischen fort; die Cavaliere wandten sich unwillkürlich mit einiger Aengstlichkeit nach dem Bildschnitzer herum. Heinrichs Auge suchte den fecken Sprecher, und siehe, es war wiederum Clavigo! Er saß ganz ruhig da, ein leichtes Lächeln



spielte um seinen Mund, und die Augen glitten mit einem schlaun Blinzeln über die Lacher hin.

Der Herzog, der sich eben in einem entfernteren Theil des Saales befand, war mit drei Schritten zur Stelle und fuhr auf einen vorübergehenden Aufseher los, einen dicken Regal, dessen faltenreiches und bornirtes Gesicht unfrem Helden schon vorhin aufgefallen war. „Nies!“ rief er, „Ich sag', Nies, was gibt's hier?“

„Ihr' Durchlaucht,“ antwortete dieser, „der Eleve Schiller hat da eine Anmerkung gemacht.“

„Was für eine Anmerkung?“ fragte der Herzog rasch.

„Er hat gesagt,“ versetzte Nies mit der größten Trockenheit, „er müßte doch lachen, wenn er einen herausbrächte.“

Der Herzog verzog den Mund ein wenig und erhob den Finger gegen seinen Zögling. „Schiller, nicht naseweis!“ rief er. Dann fuhr er gegen den Aufseher herum und sagte mit einem Blick auf den Markgrafen: „Einen wie Er, nicht wahr? Wer heißt euch denn heute diese Prangerscene aufführen?“

„Ihr' Durchlaucht!“ sagte Nies, hoch und heilig be-theuernd, „Ihr Durchlaucht halten zu Gnaden, der Herr Intendant haben es so befohlen.“

„Ach was!“ stieß der Fürst heraus, — „hol' Er den Intendanten.“

Ein hagerer Offizier mit einem Orden eilte herbei. „Wozu der Clat, Herr von Seeger?“ redete ihn der Herzog verdrießlich an.

„Ew. Durchlaucht,“ versetzte der Intendant, „man hat mir nichts von dem hohen Besuch gemeldet;“ — und der Herzog, da ihm das Ziel seines Unmuths immer weiter entfloß, ließ diesen fahren und ging mit dem Intendanten eine Weile auf und ab, indem er ihm Aufträge ertheilte und einige flüchtig mit dem Bleistift geschriebene Notizen übergab; denn die Akademie war gewissermaßen zugleich sein geheimes Cabinet.

Nach einer Weile ließ der Herzog den Intendanten stehen



und kam zu dem Akademisten zurück, der noch immer eifrig mit seiner Schnitzerei beschäftigt war und nur von Zeit zu Zeit aufblickte, ob ihm seine Strafarbeit noch nicht erlassen sei. — „Wie geht's?“ rief er ihm zu, „ich glaube, darin ist Er dem größten Poeten ähnlich, daß Seine Prosa nicht hält, was Seine Verse versprochen haben. Ei, sieh doch!“ fuhr er fort, indem er die Arbeit näher betrachtete, „einen leidlichen Kopf hat der Schelm bereits zuwege gebracht, den man mit einigem Puder, einem Zopf und einem Ordensband um den Hals ziemlich à la cavalier zustutzen könnte.“ — Er trat der Cavalierstafel näher und sagte: „Merken Sie sich's, meine Herren! So unartig der Einfall von ihm war und so wenig er auf Denjenigen paßte, den er beleidigen wollte, so entnehmen Sie sich doch daraus die Lehre, daß ein hohler Kopf, bürgerlich oder adelig, nicht mehr werth ist, als ein Stück Holz, daß Geburts- und Rangstolz jedem Vernünftigen lächerlich erscheinen muß, und daß nur das Verdienst den Menschen adelt.“ — Bei diesen Worten ließ er einen scharfen Blick über die Tafel hinlaufen und wandte sich dann an einen jungen Mann von angenehmem und bescheidenem Aussehen, der die ganze Zeit über in der peinlichsten Verlegenheit unter seinen adeligen Tischgenossen gefessen hatte. „Ce n'est pas à vous que j'en veux, mon cher Wolzogen!“ sagte er gütig zu ihm. Zugleich erließ er dem unfreiwilligen Künstler den Rest seiner Arbeit. „Laß Er Seine Kunst nach Brod gehen,“ sagte er, indem er ihn zu Tische schickte.

Alles Dies war rascher und kürzer vor sich gegangen, als sich erzählen läßt; der Herzog ging auf den Markgrafen zu und entschuldigte sich: „Sw. Liebden verzeihen mir, daß ich Sie abandonnirt habe; man nennt mich bekanntlich einen Schulmeister, und ich muß meine beste Zeit an diese ungezogene Jugend verlieren.“

„Es ist eine liebe und muntere Jugend,“ versetzte der Markgraf freundlich, „und die Beschäftigung mit ihr muß Sw. Liebden ein belohnendes Gefühl gewähren.“



„Ja, ja!“ entgegnete Karl achselzuckend, „aber man hat auch viele Last davon.“ — Der Ton, mit dem er dieses sagte, widersprach den Worten und bewies, wie sehr er sich in seinem Elemente fühlte. Er nahm seinen Gast bei der Hand und führte ihn einem Credenzische zu, der indessen mit Erfrischungen besetzt worden war.

Durch den eben vorgefallenen Auftritt war Heinrichs Aufmerksamkeit dem unglücklichen Dilettanten von gestern zugewendet worden, und er begann zu ahnen, daß hinter dem schlechten Schauspieler wenigstens ein guter Kopf stecken könnte. Er rückte langsam aufwärts, bis er ihm fast gerade gegenüber zu stehen kam, und betrachtete seine Gestalt mit forschenden Blicken. Was ihm zuerst auffiel, war unter einem buschigen dunkelrothen Haar die breite schöngewölbte Stirne, die man, wenn man auch nur im Entferntesten an Lavater glaubte, für einen Thron von mächtigen Gedanken halten mußte. Sie hatte, so wie die dünne, weiße, sehr gebogene Nase, etwas Felsiges und glich einem Vorgebirge, unter welchem die Augen wie in einer sichern Bucht verwahrt lagen; die halbgeschlossenen Augenlider hatten eine krankhafte Röthe; die Augenbrauen, von derselben Farbe wie das Haupthaar, liefen in einem kühnen Bogen über den Rand der Stirne und bildeten an der Nasenwurzel eine Art von Dem, was man Nägel heißt. Hiedurch kam etwas Eigensinniges in den obern Theil des Gesichts, der vielleicht abstoßend schroff erschienen wäre, wenn nicht der feine Mund, um den ein Zug von grenzenloser Güte spielte, und die dichten Sommersprossen, welche den blassen Wangen eine kindliche Naivetät gaben, diesen Eindruck wieder gemildert hätten. Dazu kam noch ein langer, schwanenweißer Hals, den die Binde kaum zur Hälfte bedecken konnte, und durch den die ganze Gestalt einen rührenden Anhauch edler Jungfräulichkeit empfing. Aber der vorherrschende Charakter, zu dem die vorspringende, gewölbte Brust beitrug, war Stolz und Selbständigkeit, auffallende Eigenschaften an einem Jüngling, der, obgleich er die meisten



der neben ihm Sitzenden an Reife übertraf, doch höchstens neunzehn Jahre zu zählen schien. Der Gegenstand dieser Beobachtung war indessen aufrecht dagesessen und hatte, ohne zu speisen, wie sinnend vor sich hin gesehen; doch schien er dieselbe bemerkt und ruhig geduldet zu haben, denn auf einmal schlug er, als ob sie ihm jetzt lästig würde, zwei blickende Augen auf und warf einen so scharfen Blick auf seinen Physiognomen, daß dieser unwillkürlich die seinigen ablenkte und sich aus Verlegenheit die Structur des Saales zu mustern beschäftigte.

Während er diese Diversion machte, trat jener junge Fremde wieder zu ihm und redete ihn mit einer bescheidenen Vertraulichkeit an. „Sie sind gewiß zum ersten Mal hier,“ sagte er, „ich schließe dies aus dem Erstaunen, womit Sie diesen magnifiken Saal betrachten. Er ist hundert neunzig Schuh lang und acht und dreißig breit, gerade so groß wie der Rangirsaal, der eine Etage weiter unten liegt und aus dem die Eleven in Reih' und Glied hieher marschiren. Sehen Sie einmal diese gekuppelten Wandsäulen im jonischen Stil, es sind zwei und achtzig an der Zahl; kann man eine schönere Arbeit sehen? Die Büsten, die Sie zwischen ihnen erblicken, sind die Bildnisse der größten Beförderer der Künste und Wissenschaften —“

„Ist der Herzog auch darunter?“ fragte Heinrich lächelnd.

„Der hat seine Statue besonders, sehen Sie, dort unten in der Mitte; bei dieser wird das Gebet verrichtet; und außerdem hängt in jedem Lehr- und Schlaßsaal sein Bild mit den Attributen der betreffenden Wissenschaft. — Und nun betrachten Sie die schöne Galerie, die von den Säulen getragen wird; die prächtige Uhr, die über ihr angebracht ist, zeigt uns an, daß das Essen bald zu Ende sein wird. Aber das Beste kommt zuletzt, das sind die herrlichen fünf Plafonds, die von Guibal gemalt sind; zwei junge talentvolle Maler, Heideloff und Getsch, die der Herzog in der Akademie erzogen hat, haben daran mitgearbeitet. Neben diesem



Saale," fuhr der gefällige Erklärer fort, ohne unfrem Freunde Zeit zu längerer Betrachtung zu lassen, „ist ein runder Tempel, welchen vier und zwanzig freistehende und vier und zwanzig gekuppelte Wandsäulen im korinthischen Stile schmücken; die drei Thüren, die Sie dort sehen, führen dahin; hier hält gewöhnlich der Herzog seine Tafel, denn er speist, wie Sie vielleicht wissen, äußerst selten im Schlosse drüben.“

„Sagen Sie mir,“ unterbrach ihn Heinrich, „wer sind denn die großen Herren, die dort zu oberst tafeln? Wenn sie nicht so jung aussähen und die Uniform der Akademie trügen, so müßte man sie für Staatsmänner ersten Ranges halten. Sind es etwa Prinzen, die hier studiren?“

„Nein, das sind die Chevaliers.“

„Von welchem Orden?“

„Vom akademischen. Wer in einer Prüfung vier Preise erhalten hat, wird in diesen Orden aufgenommen und mit der schweren goldenen Medaille decorirt; wer es aber gar zu acht Preisen auf einmal gebracht hat, wird Grandchevalier mit dem Großkreuz um den Hals und dem Stern auf der Brust.“

„Erhalten auch bürgerliche Gleven diesen Orden?“

„Ja wohl, mehr als adelige!“

„Und werden dadurch förmlich dem Adel gleichgestellt?“

„Noch höher! Sie sehen ja, daß der Chevalierstisch über dem Cavalierstisch rangirt. Freilich bei dem Austritt aus der Anstalt hat die Herrlichkeit ein Ende; doch bleibt sie immerhin von Einfluß auf die künftige Carrière.“

„Und den größten Einfluß muß sie auf die gesellschaftlichen Meinungen und Vorurtheile ausüben!“ sagte Heinrich lebhaft. „Zwar mag das Wettrennen nach den meisten Nummern seine Schattenseite haben, aber in den bestehenden Verhältnissen weiß ich doch kein wirksameres Mittel, den schauderhaften Kastengeist unserer Tage in den jungen Gemüthern an der Wurzel zu erschüttern. Fürwahr, ich muß diese Einrichtung bewundern, die den Junker und selbst den Prinzen unter das Verdienst des Roturiers erniedrigt!“



„Das ist denn doch nicht so ganz der Fall,“ fiel sein Nachbar ein. „Wenn sich Prinzen in der Anstalt befinden, was selten ausbleibt, so werden Sie ganz zu oben an, über der Ordens- und der Adelsstafel, einen besondern Prinzentisch erblicken. Indessen haben die Chevaliers doch den Vorzug, daß sie zwischen Fürsten- und Edelmannsöhnen den mittleren Rang behaupten. Auch genießen sie gleich den beiden andern Klassen die Ehre des Handkusses; denn die bürgerlichen Glevén, die es zu keiner solchen Auszeichnung gebracht haben, dürfen nur den durchlauchtigsten Rockflügel küssen.“

Heinrich lächelte still vor sich hin. „Seltsame Dämmerung des Jahrhunderts,“ sagte er zu sich, „worin Großartiges und Kleinliches, Bildung und Herkommen, Aufklärung und Vorurtheil mit einander streiten! — Sie scheinen hier sehr unterrichtet zu sein,“ bemerkte er gegen seinen Nachbar.

„Ich komme häufig in die Akademie,“ versetzte der junge Mann mit einiger Lebhaftigkeit, „eigentlich ist es die Musik, welche —“

„Nun, wie gefällt Ihm meine Akademie?“ fragte der Herzog, der auf einmal zwischen ihnen stand. Der Redner entwich mit sichtbarem Schrecken, auch Heinrich fühlte sich durch die unerwartete Anrede ein wenig außer Fassung gebracht und mußte sich zusammennehmen, um etwas Schickliches zu antworten. Der Eindruck, den die Großartigkeit des Lokals, die überall herrschende Ordnung, das Persönliche, das, bei aller Majestät, in dem Verhältniß des Landesfürsten zu seinen freimüthigen Schülern obwaltete, und endlich der Eindruck, den die hübsche, halb militärische Kleidung der Zöglinge im Vergleich mit den groben, schwarzen Kutten der Klosterschüler auf ihn machte, ließ ihn die schmeichelhafte Rede, die ihm durch die Macht der Umstände in den Mund gelegt war, mit Ueberzeugung und jener nachdrücklichen Lebendigkeit vortragen, welcher auch ein mißtrauischer Menschenkenner Glauben schenkt.



„Es soll mich freuen, wenn meine Bemühungen den öffentlichen Beifall finden,“ erwiderte der Herzog mit herablassender Freundlichkeit.

Heinrich wollte etwas darauf sagen, der Herzog aber unterbrach ihn und fuhr fort: „Ich muß zu meiner Freude sagen, die Akademie schreitet vorwärts, sie erhält mit jedem Jahre neuen Zuwachs, und ich muß von Zeit zu Zeit auf Erweiterungen denken. — Ja, was ich sagen wollte, Er hat hauptsächlich Philosophie studirt? — nicht wahr?“

„Wie ich Eurer Durchlaucht schon früher sagen durfte,“ erwiderte er, „so hat mich die Philosophie mit ihren Nebenzweigen mehr anzuziehen gewußt als —“

„Gut,“ unterbrach ihn der Herzog, „es ist eine schöne Wissenschaft um die Philosophie, sie macht den Menschen zu Dem, was er eigentlich sein soll, sie gibt ihm eine allgemeine durchgängige Bildung, so daß nachher alle einzelnen Wissenschaften und Kenntnisse sich in freiem Spiel bei ihm entwickeln können. Doch ist es nicht hinlänglich, sich der Philosophie allein zu widmen; sie ist mehr Vorbereitung, Propyläe; ich sage, sie macht den Menschen zu Dem, was er sein soll, zu einem Menschen; allein es ist nicht genug, ein Mensch zu sein, sondern Jeder hat seine eigene Bestimmung, der er nachkommen muß: zum Beispiel, Ich muß regieren, und ihr Andern müßt eure Unterthanenpflicht erfüllen; das sind Sachen, die vielfache Kenntnisse erfordern, über die man insbesondere nachdenken muß, namentlich das Erstere; Jeder muß einen Beruf haben — (wenn er mir nur endlich einen anwiese, dachte Heinrich) — Jeder muß der Welt durch eine zweckmäßige Anwendung seiner Talente nützlich zu werden suchen, und hiefür reicht die Philosophie nicht aus.“

Heinrich nahm diese Lehre mit einer tiefen Verbeugung hin.

„Was sagt Er dazu, Schiller?“ rief der Herzog über den Tisch hinüber.

Der Cleve richtete sich empor, drückte seine Augen zu dem Blinzeln zusammen, das wir bereits gesehen haben, und ent-



gegnete: „Ew. Durchlaucht erlauben mir, Dero hohen Worten gemäß, meine eigene Bestimmung im Auge zu behalten und als Mediciner zu antworten. Als solcher finde ich die Ansprüche, welche die Philosophie gegenwärtig macht, zu hoch: sie thut, als wenn die Erschaffung und Erhaltung der Welt allein ihre Sache wäre, und vergißt ganz, daß die Welt bestand, noch eh' es Philosophen gab, und daß sie auch ohne solche bestehen kann, freilich durch so gemeine Mittel, die ein Anderer, als ein Mediciner, nicht zugeben wird, nämlich durch Hunger, Durst und Liebe.“

„Was weiß Er von der Liebe!“ rief der Herzog spöttisch, konnte aber den wohlgefälligen Blick, den ihm sein witziger Zögling ablockte, nicht ganz verbergen.

Heinrich wollte sich rechtfertigen, aber der Herzog ließ ihn nicht zu Worte kommen. „Wie steht es denn gegenwärtig mit der Philosophie in Tübingen?“ fragte er das dritte Mal seit jenem Jagdabenteuer: „Was macht denn unser alter Ploucquet?“

„Er beschäftigt sich noch immer mit der Leibnizischen Monadologie.“

„Das ist sehr vernünftig; man muß nicht immer selbst etwas erfinden wollen, sondern lieber einem bedeutenden Vorgänger folgen. Leibniz war ein großer Mann.“

Dieses mit imposanter Miene vorgetragene Axiom wußte Heinrich nur mit einer Verbeugung zu beantworten.

„Stellt der Ploucquet die Ewigkeit immer noch unter dem Bild eines Hundes und eines Hasen dar, die einander unaufhörlich nachlaufen?“ fragte der Herzog weiter.

„Er bedient sich dieses Gleichnisses noch jährlich, seit er die Gnade gehabt, diesen Gegenstand vor Ew. Durchlaucht in der Aula zu traktiren.“

„Ja, es wurden damals mächtige Reden gehalten,“ sagte der Herzog lachend. „Jetzt, hoff' ich, wird meine Carolina nächstens der Eberhardina die Stange halten können. Was ist denn gegenwärtig das Neueste in der Philosophie?“



„Man beginnt nach und nach,“ erwiderte unser Held, „von der Ontologie zurückzukommen, namentlich seit Hume einen so großen Riß in die Metaphysik gemacht hat; das Neueste, was sich bemerklich macht, ist eine Wendung gegen die Psychologie, welche, wenn ich nicht sehr irre, einer Schrift des Abbé von Condillac zugeschrieben werden muß, obgleich die philosophische Stimmung in Deutschland sich schon seit einigen Jahren nach dieser Seite hinzuneigen schien.“

„Wir müssen machen, daß wir auch einmal wieder einen deutschen Philosophen bekommen,“ versetzte Karl, „man muß nicht Alles dem Ausland verdanken wollen.“ — Er blieb einen Augenblick überlegend stehen und spielte mit seinem Stöckchen. — „Komm' Er doch geschwind mit mir!“ rief er plötzlich, ging schnell nach dem Chevalierstisch, neben welchem die Professoren versammelt standen, und näherte sich einem noch jungen, liebenswürdig aussehenden Manne. „Da will ich Ihn dem Professor Abel vorstellen,“ sagte er: — „Abel, examinir' Er mir doch den jungen Philosophen da, aber in aller Geschwindigkeit, und sag' Er mir, ob Er ihn zum Gehilfen brauchen kann; Er weiß, wir müssen die Fakultät erweitern.“

Der Professor verbeugte sich, betrachtete den Vorgestellten mit freundlich forschenden Blicken und richtete einige Fragen an ihn, nach deren Beantwortung er dem Herzog seinen Bericht abstattete. „Also, richtig?“ sagte dieser und fuhr auf Abels bejahende Verbeugung gegen Heinrich fort: „Komm Er heut Abend präcis um sechs Uhr zu mir ins Schloß, dann soll Er Seine Bestallung als akademischer Lehrer empfangen.“

Bei diesen Worten sah sich der Herzog um; die Zöglinge hatten abgespeist und machten ungeduldige Bewegungen. Er gab einen Wink, unter donnerähnlichem Geräusche wurden die Stühle gerückt, und die Jugend marschirte nach Abhaltung des commandirten Gebets hinaus, wie sie herein gekommen war. Die drei Thüren zu dem Tempel öffneten sich



und ließen eine gedeckte Tafel erblicken. Der Markgraf, der den Speisesaal verlassen hatte, erschien mit seiner Suite, der Herzog ging auf ihn zu, und Heinrich sah im Abgehen eben noch, wie sich die Pforten zu dem Mahl der obern Götter für ihn verschloßen.

## 13.

En disant ces paroles Mentor le prit par la main et l'entraînait vers le rivage. Télémaque suivait à peine, regardant toujours derrière lui. Il considérait Eucharis qui s'éloignait de lui. — Quoiqu' absente, il la voyait. — Aussitôt le sage Mentor poussant Télémaque, qui était assis sur le bord d'un rocher, le précipite dans la mer, et s'y jette avec lui. Télémaque surpris de cette violente chute but l'onde amère et devint le jouet des flots.

Fénélon,  
les aventures de Télémaque.

Während unser Freund durch das Treppenhaus hinunterstieg, kreuzten sich verschiedene Gedanken in seinem Kopfe. Er war noch etwas betäubt durch die schnelle Entscheidung, die sein Schicksal erhalten hatte. Obgleich er wußte, daß der Herzog zu raschen Resolutionen geneigt sei, so war er doch von einem bescheidenen Staunen befangen. Dabei erfüllte ihn der Gedanke an den Verkehr mit so manchen aufgeweckten jungen Geistern, die wohl, wie der Darsteller des Clavigo, der Philosophie nur im Scherze den Krieg erklärten, die Hoffnung, etwas zu der Entwicklung dieser vielversprechenden Jugend beitragen zu können, mit einer lebhaften schönen Freude; er träumte sich als einen Prometheus, der den Feuerfunken in die aufkeimenden Seelen wirft und den entzündeten zu höherer Gluth entfacht. Mitten unter diesen freundlichen Phantasien trat ihm das Bild seines Mädchens vor die Seele und erfüllte ihn mit unaussprechlicher Fröhlichkeit; er



lachte hell auf über die häuslichen Freuden, die einem Philosophen blühen sollten, und malte sich's schon aus, wie er nach beendigtem, etwas trockenem Vortrag vom Katheder weg dem Weibe seiner Liebe in die Arme fliegen und sich an ihren Lippen erquicken werde. Die Abneigung des Pfarrers gegen die Residenz hoffte er durch vollwichtige Gründe zu beseitigen, um so mehr, als ihm jetzt kein Abfall mehr von der Wahl seines Berufes vorgeworfen werden konnte; er hatte ja nur, so meinte er, das Lehramt in einer höhern und seinen Neigungen mehr angemessenen Form ergriffen. Zulezt aber behielt, wie es sich bei dem schnellen Durcheinanderwühlen der Gedanken oft ereignet, einer die Oberhand, der seltsam gegen die übrigen abstach. Heinrich war nämlich, eben als er sich zum Fortgehen aus dem Speisesaal anschickte, noch Augenzeuge eines Beispiels von der schnellen und prompten Justiz des Herzogs geworden. Die Zöglinge waren im Abmarschiren an dem Marmortischchen, wo der Markgraf, vielleicht an eine frühere Mittagsstunde gewöhnt, etwas zu sich genommen hatte, vorbeidesilirt; einer derselben schien von irgend einem seltenen Leckerbissen unwiderstehlich gereizt zu sein; es war eben jener Kleine, den der Herzog dem erlauchtesten Gaste als seinen Muthwilligsten vorgestellt hatte; er blickte behutsam um sich, ob er sich keiner Beobachtung eines Vorstehers ausseze, und als er die Gelegenheit günstig fand, escamotirte er mit seltener Geschicklichkeit den Gegenstand seiner Begier in die Tasche. Heinrich hatte den Vorgang mit angesehen und still für sich gelächelt, aber das Auge eines Andern, das, wie die Vorsehung, überall gegenwärtig war, hatte den Raub ebenfalls bemerkt; der Herzog trat freundlich näher, als wollte er seine Schaar noch einmal übersehen, und als der Taschenspieler an ihm vorüberzog, klatsch! hatte er eine Ohrfeige, von so guter Währung, als die untadelhaften Münzen, welche Karl prägen ließ. Diese eigenhändige allerhöchste Ohrfeige nun war es, was unsrem Helden nicht aus dem Sinn kommen wollte und alle näher liegenden



Gedanken nach und nach verdrängte; immer sah er noch den Herzog vor sich stehen, wie er mit majestätischer Ruhe ausholte und das hartgebackene Confect dem nichts Urges ahnenden Sünder an den Kopf sausen ließ.

In dieser Träumerei unterbrach ihn ein Akademist, der aus einem Seitengang auf ihn zueilte; es war der junge Tiroler, den er von gestern Abend her kannte; er schien sich aus seiner Schlachtreihe weggeschlichen zu haben, um eine Unterredung mit Heinrich zu suchen.

„Sie haben mit dem Herzog gesprochen“ — begann er.

„Sei'n Sie ruhig,“ fiel ihm Heinrich lächelnd ins Wort, „es ist nichts von Ihnen vorgekommen, wiewohl ich Sie jetzt vor mir warnen muß; reden Sie behutsam mit mir, denn Seine Durchlaucht haben mich so eben zum akademischen Lehrer zu ernennen geruht.“

Der freiheitliebende Tiroler sah ihn fast mitleidig an und sagte in einem gedehnten Tone: „So? ich gratulire.“

„Und wenn die Künstler,“ fuhr Heinrich freundlich fort, „es nicht verschmähen, bei den Philosophen in die Schule zu gehen, so können wir recht gut mit einander zu stehen kommen.“

„Ja, wenn's g'wiß ist!“ war die naive Antwort. „Wollen sehen, was die Zeit bringt,“ sagte der junge Mensch nach einer Pause und empfahl sich schnell.

Heinrich eilte gleichfalls, die Akademie zu verlassen; er dachte nicht mehr daran, für seines Leibes Nahrung zu sorgen, sondern begab sich schleunigst zu seinen Verwandten, welchen er, ehe die Thüre sich ganz hinter ihm geschlossen hatte, seine Neuigkeit entgegen rief. Dann sah er sich erst im Zimmer um und bemerkte zu seinem Verdrusse, daß der Baron zugegen war. Dieser sprang auf und rief geräuschvoll: „Wie? unser Freund ist befördert worden! Ich gratulire, Herr Professor, ich gratulire! Hab' ich's nicht immer gesagt, daß der Herzog Ihren Verdiensten noch werde Gerechtigkeit widerfahren lassen? Sehen Sie, Sie haben Freunde bei Hof! Sie wollen sich nur nicht errathen lassen, diese Freunde.“



„Wäre unser Freund vielleicht Ihnen Dank schuldig geworden, Herr Baron?“ fragte Amalie und sah ihn forschend an.

„Bitte, Madame, bitte!“ rief er und lachte, „das sind Geheimnisse, die ich nicht ausplaudern dürfte, auch wenn ich sie wüßte.“

Heinrich biß die Zähne auf einander; diese Art, sich halb und halb ein Verdienst zuzueignen, ohne doch einer geradezu ausgesprochenen Lüge schuldig zu werden, ärgerte ihn ganz unsäglich; statt aller Antwort erzählte er den Vorgang in der Akademie umständlich und schloß, er erkläre sich den Zusammenhang so, daß der Herzog sich über ihn zuvor bei seinen ehemaligen Lehrern erkundigt haben werde.

„Wo er nur Gutes erfahren konnte,“ fiel der Baron verbindlich ein, „ja, natürlich! Der Herzog geht auf keinen Antrieß, ohne die Sache näher zu untersuchen. — Was ich sagen wollte — der Herr Professor werden jetzt bald Ihre schöne Braut heimführen, und ich schmeichle mir, sagen zu dürfen, daß sie als eine Zierde der hiesigen Gesellschaft glänzen wird.“

Heinrich sah seine Schwägerin mit einem peinlichen Blicke an; er hätte das Gespräch von selbst gern auf diesen Punkt gelenkt, wenn der lästige Zeuge nicht zugegen gewesen wäre. Zum Glücke kam der Expeditionsrath dazwischen und sagte: „Man muß nur vorher wissen, wie viel Besoldung mit dieser neuen Stelle verbunden ist, ehe man vom Heirathen sprechen kann.“

„Ist auch wahr, mein Freund!“ rief der Baron mit einem Strom von Gelächter, „Sie geben doch immer den Ausschlag! Sie wissen das Eine, was noth ist!“ — Er sah auf die Uhr und entfernte sich zu Heinrichs großer Beruhigung. Dieser kam jetzt ernstlich auf sein Vorhaben zu sprechen und führte aus, wie er das Haupthinderniß, den Widerwillen des Vaters, zu bekämpfen gedenke. Amalie setzte ihm Zweifel auf Zweifel entgegen, behauptete, Lottchen taugte ihrer ganzen Erziehung nach durchaus nicht in die Stadt, stellte die Ver-



muthung auf, der Herzog werde die Lehrerstelle nur gering dotiren, und malte ihm ein so widerwärtiges Bild von einer beschränkten, mit Mangel kämpfenden Haushaltung in der Stadt vor, daß er sie in der höchsten Verstimmung verließ.

Glücklicher Weise jedoch fühlte er jetzt einen Hunger, der anderweitige Nahrungsorgen vorerst nicht aufkommen ließ. Bei Tische wichen mit der Nüchternheit alle Zweifel, und eine Flasche Wein versetzte ihn in die frohmüthigste Laune. Er weidete sich lang an den scherzhaften und heitern Einfällen, die ihm durch den Kopf gingen, und als er endlich nach der Uhr sah und fand, daß er noch einige Stunden bis zur Audienz vor sich hatte, so beschloß er, inzwischen den Professor Abel zu besuchen.

„Nun, ist Alles in Richtigkeit?“ rief dieser ihm entgegen und führte ihn in ein Zimmer, wo eine große Junggesellen-Unordnung herrschte.

„Noch nicht!“ entgegnete Heinrich, und als ihn der Professor verwundert ansah, fuhr er fort: „Ich komme eigentlich nur, um Ihnen meinen Dank für das gelinde Examen zu sagen.“

„Ah so!“ lachte Abel, „gar nicht Ursache! Wenn ich auch nicht dem Herzog seinen Willen an den Augen abgesehen hätte, so würde ich Ihnen schon deßhalb meine Stimme gegeben haben, weil die paar wenigen Worte, die wir bei dieser Gelegenheit wechseln konnten, mir so sehr im Einverständniß mit meinen eigenen Ideen zu sein schienen, daß ich mich auf einen solchen Collegen nur freuen konnte. Wiewohl, es ist vielleicht nicht politisch von mir, denn gerade deßwegen sollt' ich Ihnen feind sein; es geht mir wie dem König Franz von Frankreich, der jenem Mönch auf die Ermahnung, mehr nach dem Evangelio zu handeln und mit seinem Bruder Karl von Deutschland nicht länger um Mailand zu hadern, die Antwort gab: das ist's ja eben, was uns entzweit, daß ich das Gebot der Schrift so wörtlich befolge, denn was mein Bruder will, das will ich auch.“



„Sie werden an mir keinen Rain finden,“ versetzte Heinrich lustig.

Abel lachte. „Aber mein Bruder will die Psychologie, und die will ich auch!“ rief er.

„So will ich dabei literarische Abstecher machen und vorzüglich auf den Shakespeare recurriren.“

„Ei zum Kuckuk!“ rief Abel, „das ist just meine Hauptpassion! Kommen Sie, ich sehe schon, wir müssen uns vergleichen.“

Die beiden jungen Männer theilten ihre philosophischen Ländereien unter sich aus und schieden als die besten Freunde; gewiß ein feltner Fall! aber übereinstimmend mit dem Namen des „engelgleichen Mannes“, den Abel's Freunde und Schüler ihm gegeben haben.

„Nun?“ rief der Herzog seinem Schützling entgegen, als dieser um sechs Uhr im Schloß erschien, „bleibt's bei unsrer heutigen Abrede?“

Heinrich versicherte ihn seiner Ergebenheit und berichtete ihm die vorläufige Conferenz mit Professor Abel.

„Wohlan!“ versetzte der Herzog und nahm ein Papier vom Schreibtisch, „hier ist Seine Bestallung, bereits unterschrieben und confirmirt. — Will Er wissen, was drin steht?“ fuhr er fort, als er die schlechtverhehlte Spannung bemerkte, womit Heinrich das Papier entgegennahm; „mach' Er's herzhast auf! Er soll die Kaze nicht im Sacke kaufen.“

Heinrich verbeugte sich tief und öffnete das Diplom.

„Wie? ist Er nicht zufrieden?“ rief der Herzog rasch.

„Ew. Durchlaucht halten zu Gnaden,“ stammelte der Jüngling in großer Verlegenheit; „mir war schon ein Mal vergönnt, meinem gnädigsten Herzog anzuvertrauen, daß mein Glück unzertrennlich an das einer geliebten Person gekettet ist.“

„Was? Er hat eine Braut?“ rief der Herzog verdrießlich und schien sich jener ersten Unterredung auf keine Weise mehr erinnern zu wollen.

Auf Heinrich's Zunge schwebten die Worte: „Es ist die



Tochter des Pfarrers von Illingen!" aber ein unbezwingliches Gefühl hinderte ihn, sie auszusprechen, obgleich er ahnte, seine ganze Zukunft könnte an diesem Augenblicke hängen.

"Freilich," fuhr der Herzog fort, "für eine Familie ist der Gehalt nicht berechnet — da wird's etwas knapp hergehen."

"Es ist unmöglich, Ew. Durchlaucht!" fiel Heinrich ein.

"Das steht bei Ihm!" rief der Herzog in hohem Tone, "wenn Er nicht will, so darf Er's nur sagen, es werden sich genug Andre finden. — Das muß doch gleich geheirathet haben! Kann man denn nicht leben ohne das?"

Heinrich schwieg und sah zu Boden; von allen Replikten, die sich hierauf hätten geben lassen, war leider keine einzige anwendbar.

"Ich kann Ihm jetzt nicht helfen," fuhr der Herzog nach einer Pause etwas freundlicher fort: "das Decret ist nun einmal ausgefertigt und läuft bereits unter dieser Summe in den Rechnungen. Wenn ich Ihm gut zum Rathe bin, so sag' ich: laß' Er der Sache ihren Lauf und fahr' Er nicht oben hinaus; dagegen versprech' ich Ihm, Er soll avanciren, sobald es möglich ist. Dann kann Er ja Seine Dulcinea heirathen. Hat Er aber nicht Geduld bis dahin, so probir' Er's in Gottes Namen, und such' Er sich nebenher durch Stundengeben und dergleichen noch etwas zu verdienen. — Na, will Er, oder will Er nicht?"

Heinrich wußte wohl, daß er sich durch eine abschlägige Antwort jeden andern Weg zu seinem Fortkommen abschneiden würde, und sagte: "Im Vertrauen auf die Gnade Eurer Durchlaucht will ich's wagen, obwohl ich jetzt bedauern muß, meine geistliche Laufbahn verlassen zu haben."

"Ah was! ein Taff!" rief der Herzog, der den Hieb wohl fühlte, und ging heftig auf ihn zu, "ein Taff, sieht Er, ist gar nichts! Wenn ich Ihn auf Seinem Dorf angestellt hätte, so wär's mit Ihm aus für dieses Leben, aber



jetzt, sag' ich, bleiben Ihm noch die größten Aussichten offen. Nun, also Ja?"

Was blieb unfrem armen Freunde übrig, als sich in den Willen des Herrn zu fügen? Die günstige Stunde war nun einmal vorüber, die nichtwiederkehrende Gelegenheit verscherzt.

Nachdem er seine Annahme des Diploms erklärt hatte, erwartete er das Zeichen der Entlassung; der Herzog aber ging ein paar Mal auf und ab und trat dann wieder zu ihm mit den Worten: „So, das wäre denn im Reinen. Jetzt bleibt nur noch eine Kleinigkeit übrig, eine Kleinigkeit, sag' ich, für den Dienst, womit ich Ihn soeben versehen habe. Wir wollen's gnädig machen: hundert Gulden, denk' ich, sind nicht zu viel für jährliche dreihundert.“

Heinrich sah ihn verblüfft an. „Na, versteht Er mich nicht?“ rief der Herzog, „Er soll mir hundert Gulden geben für Seinen Dienst; das ist doch sehr klar.“

„Ew. Durchlaucht —“

„Was, Ew. Durchlaucht! Ist Ihm das nicht genehm? Wo soll ich denn die schweren Kosten für meine Akademie aufbringen, für die mir die Landschaft nichts beisteuern will? Meint Er, Er dürfe für nichts und wieder nichts jedes Jahr Seine dreihundert Gulden einstreichen? Will Er's besser haben als Seine Collegen? als Seine Universitätslehrer? Die haben Alle Haar lassen müssen. Nur der Ploucquet,“ setzte er lachend hinzu, „der wußte sich mit guter Manier zu dispensiren. Aber — hört Er? — Er braucht Niemanden von den hundert Gulden etwas zu sagen! Die Andern wollen's sonst auch so billig haben. Ich habe besondere Consideration für Ihn gehabt!“

Mit diesem Troste wurde unser Held entlassen und trat nicht in der angenehmsten Laune aus dem Schlosse. Er hatte Amalien versprochen, sie das Resultat der Audienz sogleich wissen zu lassen, und begab sich nun zögernd in ihr Haus.

„Das hätt' ich Ihnen voraussagen können,“ versetzte sie,



auf seinen Bericht bitter lächelnd, „daß Ihnen nicht auf Rosen gebettet werden würde.“

„Bin ich daran schuldig?“ rief er mit überströmendem Unmuth.

„Das kann man nicht geradezu behaupten,“ sagte der Expeditionsrath, den sie aus seinem Arbeitszimmer gerufen hatte, „und doch haben Sie vielleicht zu schnell, zu willig eingestimmt, als der Herzog Ihnen Ihren ersten Vorsatz ausredete. Man muß sich den Menschen kostbar machen, wenn man ihrer versichert sein will.“

„Das kann ich noch jetzt!“ rief Heinrich, den ein solcher Vorwurf aufs Tiefste erbitterte. „Ich habe als ein ehrlicher Junge gehandelt und einer fürstlichen Verheißung getraut; dessen brauch' ich mich nicht zu schämen! Aber kostbar machen kann ich mich und bin es sehr gesonnen! Sie dürfen mir wahrhaftig nicht viel sagen, so send' ich dem Herzog seinen Wisch zurück, und adieu, Akademie!“

„Und adieu, Kirche, und adieu, Lottchen!“

„So geh' ich ins Ausland —“

„Und setzen sich am ersten besten Ort und leben in gloria. Als ob das so schnell ginge! Wo haben Sie denn Ihre Empfehlungen? Lieber Freund, draußen ist's gerade wie hier. Warum haben Sie denn keine Hoffnung mehr auf die Pfarre? Weil Sie versäumt haben, sich den geistlichen Machthabern zu empfehlen, und mit dem Herzog hierin nichts mehr anzufangen ist. Wie würde das erst draußen sein, wo Sie keine Seele haben! Nehmen Sie guten Rath an: die Sachen sind zu weit gediehen, als daß Sie umkehren könnten. Fügen Sie sich in das Unabänderliche. Der Herzog hat einen Fehler begangen, indem er Sie vom sichern und — Sie werden's wohl selbst gestehen — vom bessern Wege abwendig machte und Ihnen jetzt kein Aequivalent dafür geben kann; er fühlt das, Sie dürfen versichert sein, und auch ich glaube diesmal seiner Zusage. Er wird Sie über kurz oder lang entschä-



digen, dann sind Sie auf einem kleinen Umwege zum Ziel gelangt."

Heinrich blickte ihm prüfend ins Gesicht; wußte er ja doch nicht, ob er hier trauen dürfe, ob man es hier gut mit ihm meine. „Bürgen Sie mir dafür?" sagte er.

Der Expeditionsrath zuckte die Achseln. „Das kann ich nicht," erwiderte er, „aber ich zeige Ihnen den Weg, der unter vielen zweifelhaften der beste ist."

„Sie sind jetzt zu aufgereggt," nahm Amalie das Wort, „um einen ruhigen Entschluß zu fassen; was Sie auch thun mögen, verschieben Sie's bis morgen."

„Ja," rief er, „ich bin aufgereggt, ich mag's nicht leugnen. Und ich weiß nicht, was mich am meisten erbittert: ist es, daß das Elendeste, was es auf Erden gibt, das Geld, mich hindert, einen Entschluß zu fassen, der einem edlen Manne ziemt, oder ist es das unfürstliche Benehmen des Herzogs, der das Glück meines Lebens zu gründen verspricht und nun auch mich zum Wortbrüchigen macht; denn so kann ich meiner Braut die Hand nicht reichen! In Mangel, in Verlegenheiten aller Art kann ich sie nicht einführen. Und der schmäbliche Tribut, den ich noch zahlen soll! Es ist mir nicht um die hundert Gulden, obgleich ich sie nicht wegzuwerfen habe, aber gestehen Sie, es liegt etwas Unwürdiges in diesem Handel, für den Fürsten und noch mehr für mich selbst! Es sieht ja aus, als ob ich mich durch diesen Kauf des Amts erst würdig machen müßte. Wenn das meine Fähigkeiten nicht bewirken können, so soll er's einem Andern geben."

„Ja," lachte der Expeditionsrath, „da haben Sie nun den berühmten Diensthandel von Angesicht zu Angesicht kennen gelernt! Trösten Sie sich, jetzt geht es doch gelinder her; seit ihn der Herzog in eigener Person betreibt, darf er Schanden- und Ehrenhalber doch nur taugliche Leute anstellen, also wirft das keinen Schatten auf Ihre Qualitäten. Aber früher, als der Wittleder noch seine Bude in Ludwigsburg hatte! Davon könnt' ich Geschichten erzählen, daß sich Ihnen die Haare



sträuben sollten. A propos, da fällt mir eine hübsche Schnurre ein, die dem Herzog einmal auf einer seiner Landesvisitationen passirte: er war mit dem Schultheißen eines Dorfes sehr unzufrieden, der ihm auf keine seiner Fragen gehörigen Bescheid geben konnte, und rief vom Pferd herab den versammelten Bauern zu: Hört 'mal, Bauern! ich sag', euer Schulz ist'n rechter Esel! — Da trat ein alter Bauer, die Mütze in der Hand, unerschrocken hervor und versetzte: Ihr' Durchlaucht, drum ist's 'n einkauster! — Darauf soll der Herzog seinem Roß die Sporen gegeben haben und davon gejagt sein, ohne sich umzusehen.“

Heinrich mußte unwillkürlich lachen, und sein Zorn war, wenn auch nicht verslogen, doch wenigstens etwas gedämpft.

„Es kommt eigentlich nur auf das Kleid an, in welchem sich eine Sache präsentirt,“ sagte der Expeditionsrath im Verlaufe dieses Gesprächs; „bei uns hatte dieses Kleid freilich eine starke Lumpenfaçon und sieht auch noch jetzt nicht ganz honett aus; aber denken Sie zum Beispiel an England, diese gepriesene Republik! Dort ist es seit langen Jahren herkömmlich, daß die Aemter gekauft werden, wenigstens, so viel ich weiß, die militärischen, allerdings unter andern Formen; aber es ist eben doch auch ein Aemterkauf, ein Diensthandel. Ich sehe die Sache so an: wo der Bauer von seinem Bischen Grund und Boden, der Gewerbsmann von seiner Profession seine Steuer zahlen muß, wo der Kapitalist von dem Vermögen, das er geerbt oder erworben hat, an den Kosten der Staatseinrichtungen, die ihm Sicherheit gewähren, seinen Theil tragen muß oder wenigstens tragen sollte, da find' ich es keineswegs unbillig, wenn man auch auf Fähigkeiten, Talente, die dem Inhaber ihren guten Nutzen tragen, indem sie vom Staate belohnt werden, wenn man, sage ich, auf diese ebenfalls eine Steuer legt —“

„Die aber dann von der Staatskasse eingezogen werden müßte,“ unterbrach ihn Heinrich, „und nicht vom Fürsten oder seinen Kreaturen.“



„Mein lieber Freund!“ versetzte der Expeditionsrath, „unser Herr, den es beständig zu neuen und großartigen Organisationen drängt, hat schon vor Jahren eine Staatskasse errichtet, aber — bis Ihre Ideen von einer Staatskasse realisirt werden, bis dahin hat's noch gute Wege.“

Heinrich ging, und der Rath bezeugte seiner Frau seine Verwunderung über die hochfahrenden Ansprüche des vierundzwanzigjährigen jungen Menschen und setzte ihr auseinander, wie sauer er sich's habe werden lassen müssen, bis er es so weit gebracht. „Was mag er sich nur vorgestellt haben,“ sagte er, „als ihn der Herzog an sich ziehen wollte? Glaubte er denn, man werde ihm das Ruder des Staats in die Hände geben? Ich fürchte, er ist ein Phantast oder gar ein Poet, und dann wird es gerathen sein, daß wir die gute Lotte noch in Zeiten von ihm losmachen.“

Als Heinrich am nächsten Morgen bei kühlerem Blute seine Angelegenheiten erwog, sah er freilich keinen andern Ausweg vor sich, als sofort seinen Posten anzutreten. Er schrieb nach Illingen und erhielt umgehend eine Antwort, die er zwar hätte erwarten können, die ihn aber doch überraschte. Ein paar freundliche, aber kurz gehaltene Zeilen des alten Pfarrers bedeuteten ihm, da er unschlüssig gewesen sei, sogleich die sichere Zukunft zu ergreifen, an deren Schwelle er gestanden habe, so sei es wünschenswerth, daß die Verbindung mit Lottchen vorderhand aufgehoben werde. Der Verlobungsring war ihm schon bei Eröffnung des Briefes in die Hände gefallen. Eine Nachschrift von Lottchen, halb durch Thränen verwischt, schien bestimmt zu sein, den bitteren Eindruck dieser Erklärung bei ihm auszulöschen. „Der Würfel liegt!“ rief er und legte Ring und Schreiben in das entfernteste Schubfach; den seinigen sandte er ohne Antwort an Amalie, denn er zweifelte keinen Augenblick, daß sie es sei, welcher er diesen Dienst zu verdanken habe. Nach einigen Stunden aber besann er sich anders und schrieb einen ziemlich langen Brief an Lottchen, worin er sie seiner unverbrüch-



lichen Liebe versicherte. Die gehorsame Tochter gab ihm keine Antwort.

Sein Eintritt in die Akademie war ebenfalls von keinem guten Omen begleitet: der junge Tiroler, auf den er sich im Stillen herzlich gefreut hatte, entfloh zwei Tage darauf nach Italien und sandte dem Herzog aus der Schweiz ein Dank-  
sagungsschreiben, in welches — sein Zopf gewickelt war.

---

## 14.

Vom Corridor her schimmert Licht. — Still! horch! wer spricht da? —  
Die Stimme kenn' ich — — — Was für ein Ruf  
Des Sammers weckt die Schläfer dieses Hauses?

Wallenstein.

In einem der vielen Gänge des Akademiegebäudes be-  
ggnen wir einem nächtlichen Wanderer. Die Lampe in seiner  
Hand wirft ihren Schein auf ein noch immer blühendes Ge-  
sicht, in das aber ein abgemessener oder gar etwas grämlicher  
Zug sich eingegraben hat. Bald geht er rasch vor sich hin  
und blickt mit einer gewissen Strenge rechts und links, als  
müßte er sich der umgebenden Ordnung und Stille versichern;  
bald bleibt er an einem der Fenster stehen und sieht gedanken-  
voll in die Nacht hinaus. Er scheint ein Vorgesetzter zu sein,  
vielleicht sogar ein Mensch.

Ein entferntes Geräusch weckt ihn aus einer seiner Träu-  
mereien. Es ist ein leises Gehen und Rutschen, wie von  
vielen Füßen, dazwischen ein unterdrücktes Richern, und wie  
er näher kommt, so zeigt sich ihm ein seltsames Schauspiel.  
Er sieht ein Bett im Gange stehen, worin Einer ruhig schlum-  
mert, seiner ungehörigen Lage unbewußt; die Geister aber,  
die ihn hergetragen, sind verschwunden.

„Schlechter Spaß!“ murmelte der Nachtwandler im augen-  
blicklichen Mergel, doch siegte bald ein Lächeln über den an-



genommenen Ernst, als der Schein der Lampe den Schläfer erweckte, der mit unbeschreiblicher Bestürzung um sich sah und dem fragenden Vorgesetzten keine Rechenschaft über sein ungewöhnliches Nachtlager zu geben vermochte.

Dieser öffnete die Thür des nächsten Schlaffaales, der fünfzig Zöglinge unter der Obhut eines Offiziers und zweier Aufseher beherbergte. Jede dieser perlgrau angestrichenen Bettstätten war, weil die Schlaffaäle am Tage zugleich als Arbeitssäle dienten, mit einer kleinen Haushaltung umgeben. Jede war durch ein Gitter zwischen zwei Säulen abgeschlossen, innerhalb dessen sich der Arbeitstisch des Zöglings nebst dem darüber an der Wand befestigten Bücherbrette befand. Hinter diesen schwarzen Gittern abgesperrt, an diesen bläulichgrauen Tischen eingeeengt, auf welchen in Abwesenheit des Bewohners nicht einmal ein Buch bis zur Rückkehr desselben aus dem Lehrsaale liegen bleiben durfte, rang sich eine junge Welt mit rebellischen Pulschlägen, gährendem Moste gleich, einer freieren Zukunft entgegen. Für den Augenblick freilich herrschte die tiefste Stille, und die Bewohner des Saales schienen kaum weniger der Ruhe und Ordnung ergeben zu sein, als ihre Strümpfe, welche reglementsmäßig über den beiden Enden jeder Bettstelle hingen. Der Vorgesetzte jedoch, der die Runde machte, ließ sich durch dieses trügerische Schauspiel nicht täuschen. Er überzeugte sich zuerst vom arglosen Schlafe der Wächter, deren Betten oben und unten im Saale standen, und spähte dann beim Lichte der in der Mitte hängenden großen Nachtlampen sorgfältig umher. Bald entdeckte er ein jugendliches Gesicht, das halb muthwillig, halb ängstlich aus den Kissen lauschte. Ein strenger Wink berief den Akademisten, der im schnell umgeworfenen Ueberrock mit bittenden Gebärden dem verehrten Lehrer zueilte.

„Schämt euch doch der tollen Possen, Kinder!“ sagte dieser, „werdet ihr denn nie vernünftig werden? — Nun, nun,“ setzte er mit aufgehobenem Finger hinzu, „ich will nichts gesehen haben, aber tragt ihn gleich wieder hinein.“



Nun erhob sich ein regsames Gewimmel, die eingeschlossene Jugend, die der gefesselten Phantasie in tausenderlei Pöffen Luft zu machen suchte und diesmal den gegen das gewöhnliche Opfer ihrer Laune gerichteten Streich mißlungen sah, war froh, so leichten Kaufs davonzukommen, und eilte rings in Ueberröcken herbei, um dem Vorgesetzten, dessen Milde Aller Herzen gewonnen hatte, Gehorsam zu leisten.

Während nun das muthwillige Werk der Nacht so schnell, als es entstanden war, wieder vom Schauplatze verschwand, setzte jener seinen beaufsichtigenden Gang fort, noch ein paar-mal zurücklaufend, ob kein gefährlicheres Ohr als das seinige vom Geräusch erwacht sei; er war aber kaum um die nächste Ecke gekommen, als ein neuer Auftritt seine Aufmerksamkeit erforderte.

Eine dickköpfige, stark beleibte, kürbisartige Figur stand ihm im Wege, die sich rasch wie ein Kreisel um sich selber drehte und dabei die Hand heftig in die Lüste schleuderte. Ein Strom von Flüchen begleitete diese sonderbaren Gesticulationen.

„Sind Sie es, Herr Lieutenant Nies?“ rief der Andere, als er näher kam, „was ist Ihnen denn?“

„Die vermaledeiten gottlosen Racker!“ versetzte der Cereberus der Akademie mit schmerzlichem Stöhnen, „da sehen Sie selbst! Die Buben! Die Bösewichter! Weil sie wußten, daß ich kommen und visitiren würde, so haben sie die Thürklinke heiß gemacht; meine Finger sind verbrannt, daß Zeit-lebens kein Haar mehr dran wachsen wird. O wenn doch sieben und siebenzigtausend Schock schwere Teufel —“

„Ei, ei!“ rief der Andere, „fluchen Sie doch nicht so, Herr Lieutenant! wir wollen die Sache gleich untersuchen.“

„Untersuchen!“ äßte Nies mit wildem Spott, „hat sich was zu untersuchen! Wenn die Teufelsbrut nicht an einander hänge wie Kletten! Man bringt ja niemals nichts heraus! Aber ich will's ihnen eintränken,“ setzte er giftig hinzu, „ich will! — Was untersuchen! Kartoffeln will ich mir schaben, das wird geschaidter sein, als Ihr Untersuchen.“



„Sei'n Sie doch nicht so grob!“ erwiderte der Andere, „ich hab's ja gut gemeint.“

„Ach was! Sie haben gut reden mit Ihren kühlen Fingern.“

„Nun, da mich's nicht brennt, so will ich's auch nicht blasen.“ — Mit diesen Worten entfernte sich der junge Vorgesetzte, der noch lange die Flüche und Seufzer des Verbrannten hinter sich hörte.

Wer wird den Nachwandler nicht auf den ersten Blick erkennen? Noch immer das jugendliche Herz, nur etwas zahmer und stiller geworden im überwältigenden Dienste des Berufes, etwas abgestandener, möchte man sagen, in den pedantischen Umgebungen. Doch hat es ihm nicht an Leben und Frische gefehlt, die Jugend, der er mit redlichem Herzen seine Dienste weihte, hat ihm vergolten, wie nur sie es vermag mit dem gesunden Blute, mit der rothwangigen Heiterkeit; von den älteren Böglingen namentlich hat sich ein eng verwandter Kreis um ihn gezogen, dessen Vertrauen und männlichem Streben er auf die freisinnigste Weise und im Gefühl seiner eigenen noch nicht überschrittenen Jugend fast um den Preis seiner amtlichen Stellung entgegengekommen ist; wenigstens hätte der fürstliche Rector des Instituts manchen Zug von Nachsicht, von geheimer Uebereinstimmung, wenn er in das wahre Verhältniß des Lehrers und seiner Schüler eingeweiht gewesen wäre, nach seiner jähren Art für verbrecherisches Complotiren erklärt. Daneben ist der junge Mann auch mit der Welt etwas bekannter geworden, nicht bloß mit der gelehrten, die bei Prüfungen und sonstigen Anlässen in die Säle der Karlschule pilgerte, sondern auch mit der feineren Gesellschaft. Der Akademie nämlich stand ein Schwesterinstitut zur Seite, die Ecole des Demoiselles, welche, wie jene unter dem Herzog und seinem Intendanten, so unter der Leitung der Gräfin von Hohenheim und der Aufsicht der Frau von Seeger stand und in einem Theile des alten Schlosses ihren geräumigen Sitz inne hatte; adelige und



bürgerliche Böglinge wurden hier, wie in der männlichen Anstalt, herangebildet, die einen für das Leben, die andern für Oper und Theater. Sie genoßen den Unterricht verschiedener akademischer Lehrer, und so waren unserem Freunde geschichtliche und ästhetische Vorträge zugefallen, die ihn nicht nur in die freundliche Nähe Francisca's führten, sondern ihm auch manches angesehenes Haus erkenntlicher Eltern und den Zutritt in manche Kreise des vornehmen Lebens öffneten, — ein Vorzug, den er in seiner träumerischen Weise hinnahm, ohne für seine äußere Bildung oder sein äußeres Fortkommen sonderlichen Nutzen daraus zu ziehen.

Denn noch immer war er in der bescheidenen Stellung, die wir ihn vor drei Jahren mit Widerstreben antreten sahen. Noch war nichts geschehen, was ihn in Stand gesetzt hätte, eine Absicht zu erreichen, wie diejenige, die er bei seinem ersten Besuch auf der Solitude einem allzu unsichern Nachen anvertraut hatte. Oft gedachte er mit Wehmuth seiner hinschwindenden Jahre und manches Klostergenossen, der jetzt schon das Weib seiner Jugend in den Armen wiegte; ihm schienen die Freuden der Erde fremd bleiben zu sollen. Das Bild des Pfarrtöchterleins hatte er nicht vergessen, noch war es ihm gleichgültig geworden, aber ein dämmernder Schleier lag davor, der es in eine gewisse Ferne entrückte. Sie waren gar zu früh wieder getrennt worden durch das rasche Abbrechen des Vaters, worein das Mädchen, wie es ihrem Freunde schien, nur gar zu willig eingestimmt; und wenn Zeit und Nachdenken den ersten Groll in ihm gemildert hatten, war zugleich damit auch das heftige Feuer der Leidenschaft, das an Beruf und Beschäftigung sein sicheres Dämpfungsmittel findet, nach und nach wieder erloschen. Mit den einstigen Stuttgarter Verwandten war er in dieser ganzen Zeit nicht ein einziges Mal zusammengetroffen; Erkundigungen, die ihm dann und wann bei Gelegenheit auf der Zunge waren, drängte er wieder zurück, denn wozu sollten sie dienen? Das Mädchen, das ihn so glücklich gemacht hatte, schien nicht



mehr auf Erden für ihn zu sein, sie hatte sich, mehr noch als ihm bewußt war, in einen stillen Winkel seines Herzens zurückgezogen, und die schönen Tage von Jllingen glichen jetzt einem längstgeträumten Traume, der nur zuweilen in einem unbewachten Augenblicke wehmüthig mahnend vor die Seele tritt. — Der Herzog war gegen ihn derselbe wie sonst, manchmal besonders gnädig, und doch schien immer etwas wie ein leerer Raum zwischen ihnen zu sein; unter seinen Vertrauten pflegte Heinrich, wenn er auf dieses Kapitel kam, zu sagen: „Er hält mich nicht fest und läßt mich auch nicht fahren.“

Dagegen hatte sich seit einigen Wochen ein neuer Eindruck seiner Seele bemächtigt, der immer herrschender zu werden begann. Freundlich aufgenommen in einem Hause, das er, wegen einer ansehnlichen Sammlung von Meisterwerken älterer und neuerer Malerei, gerne zu besuchen kam, war er einst mit einer Dame vor einer sterbenden Virginia zusammengetroffen, und mochte sie nun von einer seiner Aeußerungen über die Kunst oder den Gegenstand oder auf welche Weise sonst angezogen sein, genug, Aurora näherte sich ihm mit lebhafter Theilnahme, und bald brachte er jede freie Stunde an ihrer Seite zu. Nachdem die erste reizende Verlegenheit über den Abstand des Ranges und der Formen überwunden und der Neuling nah genug gerückt war, um ihr geistreiches Gespräch und ihre Weltkenntniß unbefangen sich zueignen zu können, kam die Freundschaft zwischen ihnen gar bald ins Wachsen und nahm eben jetzt eine leidenschaftlichere Färbung an, der die schöne Frau kein Hinderniß in den Weg legen zu wollen schien. Ihr Gemahl war abwesend, in Paris, und zwar für längere Zeit; so viel vernahm er aus ihren gelegentlich hingeworfenen Reden, der einzigen Quelle, woraus er sich über ihre Verhältnisse unterrichtete. Wenn wir hier wieder auf eine seiner Eigenheiten stoßen, so müssen wir von ihm bekennen, daß er zu wenig Weltkind war, um sich aufs Fragen und Umherhorchen zu verstehen,



ein Mangel, der schon für manchen jungen Mann von bitterm Folgen gewesen ist und selten auf einen günstigen Zufall rechnen kann, da eben Das, was alle wissen, wenig besprochen wird, und am wenigsten in Gegenwart eines Betheiligten. Andernseits aber ist nicht zu läugnen, daß dies gerade bei ihm auf jener tiefen sittlichen Zartheit beruhte, die sich vor jedem Mißtrauen scheut und die Freunde, wenn es möglich wäre, ohne Namen und Wohnung besitzen möchte, um die Theoponie im Verkehr der Menschen desto reiner zu genießen. Auch seinen nächsten Freunden verschwieg er dieses Verhältniß, er hatte nicht den Muth, wenn er sich die schlanke vornehme Gestalt vergegenwärtigte, ihren Namen über die Lippen zu bringen, und außerdem gebot ihm ein gewisser bürgerlicher Stolz, jeden Schein eines Prunkens mit ihrem Stande zu vermeiden.

Und nun, welch' ein seltsamer Widerspruch, wenn er sich, die nächtliche Lampe in der Hand, als Zuchtmeister durch die Hallen der Wissenschaft wandeln sah! Zwar hatte dieser Beruf mit seinem Lehramte nichts zu schaffen und war auch nur vorübergehend; eine Laune des Herzogs, der die Kränklichkeit eines der militärischen Aufseher schonen wollte, hatte ihm den Auftrag gegeben, dessen Posten für einige Zeit zu versehen und bei diesem Anlaß neben den täglichen officiellen Berichten noch einen besondern „von seinem Standpunkt aus“ über den „physischen und moralischen“ Zustand der Anstalt zu entwerfen.

In seine Gedanken vertieft, war unser Freund in den entlegeneren Flügel des Gebäudes, der an den Garten stieß, gekommen, als er in der Ferne einen Lichtschimmer wahrte. Er ging den Gang hinunter, einer lauten Stimme folgend, die seltsam durch die nächtliche Stille klang. Er wollte seinen Ohren nicht trauen, als er abgebrochene Laute der gräßlichsten Verwünschung hörte, den „Fluch glühenden Rachedursts vor den Augen der Schöpfung, vor des Ewigen Angesicht!“ So lauteten die Worte einer halbbekanntem Stimme, die sich nun



wieder in ein entfernteres Gemurmel verlor. „Sind denn alle Teufel los in dieser Nacht?“ sagte Heinrich, indem er sich einer Thüre näherte, hinter welcher das Gespenst schlurfend auf und nieder ging. Jetzt kam es wieder näher, die Worte wurden vernehmlicher: „Und Entsetzen um sie!“ hörte er mit Donnertönen ausgestoßen: „fahr' ich da wüthend auf! stampfe gegen die Erd', schalle mit Sturmgeheul deinen Namen, Verworfener, in die Ohren der Mitternacht!“

Das anfängliche Grausen des jungen Vorgesetzten machte einem herzlichen Gelächter Platz. Er riß unvermuthet die Thüre auf und fand sich einer Gestalt gegenüber, die in weitem Schlafrock und ungeheuren Schlappschuhen wie ein Geisterbeschwörer in der Mitte des Zimmers stand, jetzt aber in sichtlichem Schrecken dem Tisch zueilte, mit der unzweideutigen Absicht, eine daselbst befindliche Bierflasche zu salviren. Doch schien eine solche moralische Niederlage den Erdestampfenden und Sturmheulenden wieder zu gereuen, er hielt inne, nahm sich zusammen und trat mit stolzer Haltung dem unwillkommenen Besuch entgegen.

„Si zum Henker, Schiller!“ rief dieser, noch immer lachend, „halten Sie denn die Mitternacht für taubstumm, daß Sie ihr so gräßlich in die Ohren schreien?“

„Ach, jetzt erkenn' ich Sie erst!“ erwiderte der Bögling halb beruhigt, halb beschämt.

„Räumen Sie nur die Flasche weg,“ fuhr jener fort, „man kann nicht wissen — So, und nun sagen Sie mir, wer ist denn der Verworfene, und was hat er gethan, daß Sie der Mitternacht so grimmig in den Ohren liegen?“

„Fragen Sie mich lieber nicht; es ist eine alte Ode, die ich schon vor ein paar Jahren machte, und welcher ich mich jetzt zu schämen anfange.“

„Aha!“

Mercur sah sie und lachte,  
Drum fliegt sie nur bei Nächten.“



recitirte Heinrich neckend. „Wer ist denn der Gegenstand Ihrer Flüche?“

„Ein Eroberer.“

„Ein Eroberer? Was in aller Welt geht Sie denn ein Eroberer an? Wir leben ja im tiefsten Frieden.“

„Aber ich sage Ihnen ja, der Paroxysmus ist längst vorüber,“ versicherte der Dichter.

„Oder feiern wir heute,“ fragte Heinrich, „irgend einen Klopstock'schen Kalendertag, zu dessen Ehren der alte Geist noch einmal verstohlen durch die Nächte hinbraust?“

„Nein, es hat seinen besondern Zweck, ich möchte mir eine gewisse musikalische Stimmung aus dem Gedichte reproduciren, die ich eben jetzt nöthig habe, und da ich Ihnen, beim sauren Bier erwischt, ohnehin eine Beichte schuldig bin, so will ich sie ablegen, wenn Sie gut und ernsthaft sein wollen.“

„Geschwind, was ist's? Ich bin gut und ernsthaft und sehr begierig.“

„Ein — Sie müssen mich aber nicht auslachen — ein Trauerspiel.“

„Ein Trauerspiel! Bewahre, das ist nichts zum Lachen. Wie? Also das wäre das Leiden, wegen dessen Sie sich auf den Krankensaal bringen ließen? Nun, ich will's auf mich nehmen. Poesie ist eine Musterkrankheit. Ich will's vor dem ganzen medicinischen Collegio verantworten.“

„Es ist nicht die erste Verpflichtung,“ sagte der Jüngling mit Feuer, „wie viel haben Sie schon für mich gethan! Aber mein Dank und mein Vertrauen kennt auch keine Grenzen mehr.“

„Still davon!“ entgegnete sein Vorgesetzter lächelnd, „ich befinde mich hier in einer Collision von Pflichten, wo ich mir den Ausweg selber suchen muß. Aber nun rechtfertigen Sie mich bei mir und verrathen Sie mir Ihr Sujet. Also ein Eroberer? Aus den finstern Zeiten roher Volksansänge?“

„Gewissermaßen ein solcher, aber mitten im Schooß unserer friedlichen Zeit.“



„Das geht nicht mit rechten Dingen zu,“ versetzte Heinrich, indem er ein wenig nachsann. — „Er müßte nur in den Rang Derer gehören, die sich bei Shakespearre bescheidener Weise die Fürsten Dianens nennen.“

„Beinahe getroffen, nur noch etwas schlimmer.“

„Räuber und Mörder!“ rief Heinrich mit komischem Entsetzen.

„Räuber und Mörder!“ wiederholte der junge Dichter und sagte ihm sein Räuberlied vor.

„Nicht übel,“ bemerkte Heinrich, „aber etwas starker Tabak. Der Sonnenwirthle ist ein Kind dagegen. Uebrigens, beiläufig gesagt, Der wär' auch kein schlechter Stoff.“

„Warum nicht gar!“ lachte der Dichter. „Eine Lederhose auf den tragischen Rothurn zu stellen! Der Modegeschmack wird mir meine Extravaganzen ohnehin kaum verzeihen.“

„Nun, so lassen Sie hören.“

„Ich sage Ihnen nichts vom Plan voraus,“ sagte Schiller, während jener sich einen Stuhl an den Tisch rückte. „Vielleicht errathen Sie ihn.“ — Er las mehrere Scenen ohne innere Folge vor, wobei ihn der ältere Freund nur von Zeit zu Zeit mit der Bitte, nicht so sehr zu schreien, unterbrach.

Als er geendigt hatte und seinen Kunstrichter erwartungsvoll ansah, sagte dieser: „Ist das nicht die Geschichte von den zwei Brüdern, die ich neulich im Schwäbischen Magazin gelesen habe? Der eine gleicht dem verlorenen Sohn im Evangelium aufs Haar, und der andere ist das saubre Frächtchen, das den Frommen spielt, zu Hause bleibt und im Stillen Vater und Bruder zu verderben sucht. Nicht?“

Der Dichter nickte.

„Sie scheinen mir einen guten Griff gethan zu haben,“ fuhr Heinrich fort, „ich dachte damals gleich, das Sujet könnte zu brauchen sein. Freilich, daß der Held unter die Räuber geht, das ist etwas bedenklich, gibt aber Gelegenheit zu kräftigen Schilderungen. Nur sehe ich nichts von einem großen tragischen Stoff — es ist eben eine Familiengeschichte.“



„Ich habe Ihnen noch zu wenig gelesen,“ erwiderte der Dichter leise und bescheiden.

„Gut! so viel hab' ich verstanden, daß Ihre Räuber einigermaßen der ganzen Welt den Krieg erklären. Was setzen Sie aber den Verbrechen der Empörung entgegen?“

„Da liegt es ja eben, die Verbrechen des Friedens.“

„Ah! nun geht mir ein Licht auf. Das ist freilich eine Welt. Davon muß ich noch mehr hören. Wohin verlegen Sie aber die Versöhnung?“

„Versöhnung?“ wiederholte der Dichter nachdenklich. Nach einer Weile stützte er den Kopf auf die Hand und sagte leise: „Daran hab' ich nicht gedacht — ich bin eingesperrt.“

Ein langes Schweigen entstand. Endlich legte Heinrich dem Dichter die Hand auf die Schulter und sagte: „Auf jeden Fall muß Ihr Catilina zuletzt den Katzenjammer bekommen.“

„Katzenjammer!“ fuhr der Dichter zornig empor, „ja, und hören Sie, was für einen!“ — Er las mit anfangs zitternder Stimme die Stellen, wo ein zerspaltenes edles Herz sich aus der Rohheit und Verödung nach der verlorenen Unschuld, dem vergessenen Friedensthale der Heimath, zurücksehnt und mit Thränen wieder die Schwalbennester, das Gartenthürchen und die goldenen Maienjahre der Knabenzeit begrüßt.

„Das ist rein schön!“ rief Heinrich, „geben Sie mir die Hand, das haben Sie vortrefflich gemacht. Aus diesen Zeilen spricht das Gemüth des Dichters, oder daß ich's eigentlich sage, ein Stück von seinem Leben. Da sehen Sie selbst, wie viel die Poesie durch Erlebtes gewinnt.“

„Sagen Sie vielmehr, sie ist gar nichts andres als Erlebtes. Das hab' ich am deutlichsten gefühlt, als ich Goethe sah.“

„Wie?“ rief Heinrich lebhaft, „Sie haben ihn gesehen?“

„Nun freilich! vor vielen Jahren, hier, in der Akademie! Er war mit dem Herzog von Weimar da und wohnte einer öffentlichen Preisvertheilung bei.“

„O sprechen Sie mir von ihm! Wie erschien er Ihnen?“



„Ein schöner, stiller junger Mann, mit dem Siegel Apollo's auf der Stirne und mit dem Prometheusfeuer in den Augen. Man sah ihm gar nichts Wildes, Sturm- und Drangmäßiges an; er wurde feuerroth, als einer der Redner eine Stelle aus seinen Werken citirte. Damals hatte ich die Knabenschuhe noch an, und doch hätt' ich ihm an den Hals fliegen mögen. Ach, wie beneidete ich ihn! Nicht weil er geehrt unter den Großen und Vornehmen stand, sondern weil er, noch so jung, die Welt frei beschauen durfte, an der Seite seines Fürsten und Freundes auf Abenteuer ausreitend. Jetzt bin ich selbst in dem Alter, wo er schon so viel erlebt hatte, und wenn ich daran denke, möcht' ich durch die Wände brechen.“

„Und selbst auf ein paar Wochen unter Räuber gehen, um sie desto besser schildern zu können?“

„Nein!“ lachte der Dichter. „Das brauch't's nicht, die sind auch ein Stück Leben. Sehen Sie sich um, ich will Ihnen die Originale nicht verrathen, Sie finden Sie leicht selbst heraus, freie Seelen, Schleicher, Schufte, Alles, was man braucht.“

„Richtig! Da haben Sie die ganze Brüderschaft, mit der Sie, wie Sie sagen, eingesperrt sind, unter die Flügel genommen und incognito in die böhmischen Wälder getragen. Ein sauberes Complott, das ich entdecken muß! Und natürlich, je größer hier der Zwang, desto ärger dort die Lizenzen.“

„Lauter Portraitmalerei!“ fuhr der Dichter fort, „brave Kerls, die für einen braven Kerl was riskiren, und wenn auch der Galgen drauf stünde; zum Beispiel —“ Er sah den Vorgesetzten schalkhaft an.

„Ich will nicht hoffen!“ rief dieser erröthend.

„Man kann nicht wissen,“ sagte Schiller, „die dramatis personae sind noch nicht alle getauft.“

„Nun, nun! Compromittiren Sie mich nicht bei den Verbrechen der Empörung. Gehen wir jetzt zu den Verbrechen des Friedens über. Franz heißt die Canaille? Wie?“



Schiller nahm sein Manuscript und las. Koller hörte verwundert zu, schüttelte den Kopf immer stärker und sprang endlich auf. Nachdem er ein paar Mal heftig im Saale hin und her gegangen war, kam er zurück, ergriff die Lehne des Stuhls und rief: „Das ist eine Mißgeburt, die man in Spiritus aufbewahren sollte, wenn sie nicht leider dessen schon zu viel hätte! Nein, lieber Schiller, das ist ein moralisches Unding, das müssen Sie mir ändern. Es ist nicht bloß ein Diebstahl, sondern zugleich ein Verrath an Shakespeare, den man hierin kaum nachahmen, geschweige überbieten sollte, weil seine Bösewichter eine besondere Menschensorte sind, die nur in England wächst, pathologische Abnormitäten, hinter deren Treiben eine gewisse Narrheit steckt, ein Spleen, daher man ihm in diesem Punkte mehr nachsehen muß als einem deutschen Poeten. Ja, der Bösewicht, das ist immer die gefährliche Klippe für diese jungen Genies. Wie sieht's doch in der wirklichen Welt so ganz anders aus! Wer mir ein paar Menschen schildern könnte, die von Haus aus gut scheinen, aber durch Gegensatz und Leidenschaft böse und zuletzt, ohne Umkehr ihren Weg fortrennend, schlecht, ja mit Bewußtsein schlecht werden und damit ihren eigenen Untergang decretiren, — wer Das könnte, den wollt' ich einen Dichter heißen, das wäre ein tragisches —“

Er hielt plötzlich inne. Auch Schiller sah betroffen auf; Beide schwiegen und horchten einen Augenblick. Leise, nicht zu beschreibende Schwingungen kamen durch die Luft, die, wie sie sich näherten, in ein eigenthümliches, kaum fühlbares Schüttern des Bodens übergingen und instinktmäßig auf die beiden jungen Männer wirkten. Koller stand kerzengerade und nahm eine Amtsmiene an; Schiller hatte mit einem Griff das Trauerspiel zusammengerafft, und im nämlichen Moment, wo es in ein verborgenes Schubfach flog, sprang die Thüre auf, und der Herzog stand vor ihnen.

„Was macht Er da?“

Heinrich wollte nicht lügen, aber auch nicht die volle



Wahrheit sagen. Er versuchte den goldenen Mittelweg und versetzte: „Ich habe den Eleven Schiller wegen seiner poetischen Versuche getadelt.“

„Ich sage, da hat Er wohl gethan; das ist reiner Zeitverderb. Wie? Wo steckt denn das Corpus delicti?“ — Er eilte an Schillers Arbeitstisch und las in der inzwischen aufgelegten Schrift: „Ueber den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen.“ Hierüber mußte der Bögling ein hastiges Examen bestehen, das aber zur Zufriedenheit des durchlauchtigsten Rectors ausfiel. „Es gefällt mir,“ sagte er am Ende, „daß Er die Seele nicht ganz unabhängig vom Körper gemacht hat, wie ich nahezu von Ihm vermuthet hätte. Er hat sich hier als Mediciner gehalten; aber vergess' Er nicht, daß die Bestie im Menschen doch unterworfen werden kann durch moralische Freiheit oder, was ein wohlthätiges Surrogat dafür ist, durch strenge Erziehung, worüber freilich die Bestie seufzt.“

Er sah seinem Bögling scharf in die Augen und kramte darauf wieder in dessen Papieren. Unglücklicher Weise stieß er hier auf die Ode, welche liegen geblieben war. Er las sie und warf sie verächtlich wieder hin. „Wenn Er Beruf zur Dichtung hätte,“ sagte er, „so würde Er nicht nach solchen Nebelbildern von Eroberern haschen. Das ist die unnatürliche neue Mode, die sich in Stoff und Form vergreift. Ich weiß nicht, ob es von der deutschen Uncultur herkommt oder vom Shakespeare. In diesem hab' ich denn kürzlich auch ein Mal gelesen: mon Dieu, welch' barockes Zeug! Genie hat er freilich, und das zeichnet ihn vor seinen Nachtretern aus; aber seine Manier wird immer nur bei jungen unerfahrenen Menschen Anklang finden, die keinen Geschmack haben. Was ist das für eine Poesie, wo Kothurn und Narrenkappe, wo die tollsten Gegensätze und Widersprüche sich durcheinander treiben! Es ist mir überhaupt eigentlich nicht darum zu thun, daß ein Dichter aus meiner Anstalt hervorgehe. Die Franzosen haben den Kreis der Dichtkunst abgeschlossen. Alle künf-



tigen Autoren werden sich, wenn sie Beifall erwerben wollen, an Voltaire's Manier halten müssen, und doch hat dieser den Gipfel vorweg eingenommen, leider freilich auf Kosten der Religion! Ueber ihn hinaus kann Keiner mehr. Wozu nun enfants perdus heranziehen? während es auf einer anderen Seite Noth thut! Dichter haben wir genug, aber eines Denkers bedarf die Zeit, der ihr wieder einen Umschwung gibt. Zwar die Bewegung ist schon da: es braucht keine große geistige Spürkraft, um zu wittern, daß neue Ideen auf dem Wege sind; aber sich ihrer zu bemächtigen, sie auszusprechen und zwischen festen Dämmen zu leiten, dazu bedarf es eines hellen Kopfes. Ihm hätt' ich so was zugetraut, Schiller: das heißt —“

Ein flüchtiges Blinzeln des Zöglings begleitete diese pädagogische Einlenkung.

„Das heißt, ich meine, daß er nach dieser Richtung vielleicht etwas Brauchbares hätte beitragen können, das den rechten Mann hervorgerufen oder secundirt haben würde. Deshalb hab' ich Ihm auch immer den philosophischen Tic innerhalb Seiner Fachwissenschaft nachgesehen. Aber seit Er sich auf das liederliche Versemachen gelegt hat, scheint Er den Kopf nicht mehr auf dem rechten Fleck zu haben.“

„Gew. Durchlaucht,“ wagte Heinrich einzuwenden, „erlauben mir zu fragen, ob diese neuen Ideen nicht auch von einem Dichter ausgesprochen werden könnten? Die Wirkung wenigstens wäre stärker und sicherer.“

„Nein!“ rief Karl. „Der Dichter ist nur der Colporteur des Philosophen, der seine Abschnitzel in zierliche Quincailleriewaaren umschmelzt. Und wozu dann die Verse? Warum nicht in einfacher überzeugender Form? Bedarf denn die Wahrheit einer glänzenden Täuschung?“

Bei einem so absoluten Mißverständniß war es am besten, zu schweigen.

„Gestatten Sie, gnädigster Herr,“ nahm Schiller das Wort, „mich des so hart verurtheilten Shakespeare ein wenig



anzunehmen, wiewohl er sich selbst am besten zu vertheidigen weiß.“

„Ich will nichts davon hören!“ rief der Herzog ungeduldig. „Es ist ein unnatürliches Wesen mit rohen Natürlichkeiten im Einzelnen, im Ganzen aber ein Tollhaus von Contrasten, die so gegen alle Natur und Wahrheit aus einander fahren, daß kein Hexenmeister sie unter Einen Hut bringen könnte.“

„Aber, gnädigster Herr,“ versetzte sein Zögling lächelnd, „ich hatte immer gemeint, in den Gegensätzen bestehe eben das Wesen des Drama's.“

„Das werd' ich von Ihm lernen sollen!“ rief der Herzog. „Allerdings, aber es sind einfache Gegensätze, die auf klaren Fundamenten ruhen und einander direkt gegenüberstehen, Gegensätze, die dann mit einem einzigen Soyons amis, Cinna! wieder zu vereinigen sind. Sieht Er? die Einheit ist's, woran es jenem Britten fehlt, also die Poesie; denn das Wesen der Dichtkunst ist Einheit, weil sie uns auf uns selbst zurückführt.“

„Die Schlacht geht scharf,“ dachte Heinrich. „Er hat schon wieder ein neues Roß bestiegen.“

Der Dichter aber versetzte blinzeln: „Und in uns selbst, durchlauchtigster Herzog, treffen wir jene Mannigfaltigkeit wieder. Die psychologische Betrachtung zeigt uns eine große Reihe von Thier- und Menschengattungen, die in Einem Individuum beisammen wohnen, so daß es aufs Haar einem Shakespeare'schen Drama gleichen wird: eine Welt der tollsten Contraste, die doch am Ende unter Einem Hut vereinigt sind.“

Mochte nun Karl bei diesen Worten an sein eigenes dreieckiges Hütchen denken, oder hatte ihn die Einwendung etwas verwirrt, er schwieg einen Augenblick, spielte mit seinem Stöckchen und fuhr endlich heraus: „Er will Alles besser wissen! — Mach Er jetzt, daß Er zur Ruhe kommt!“ fügte er hinzu. „Er hat eine feuergefährliche Krankheit, die ich mit Nächstem genauer untersuchen lassen muß, wenn sie sich nicht von selber gibt; obnehin gegen das Poeten- und Er-



oberersfieber werd' ich Ihm eine gute Dosis Tartarus emeticus verschreiben lassen. — Und Er," wandte er sich zu Koller, „seh' Er zu, daß Er mir den Bericht über die Anstalt in Bälde liefert; es ist mir darum zu thun.“

Er ging, und Heinrich mußte ihn begleiten. „O der Erzstatistiker!“ rief ihm der Dichter nach, der über des Freundes Drangsal seinen eigenen Aerger vergaß.

---

## 15.

Gefelle!

Du seist ein guter oder schlimmer,  
Leg' dich aufs Ohr und rühr' dich nimmer!

Uhländ.

Noch einen Gang durch den Tempel Salomonis!

Wir feiern den Abschied unsres Helden aus der Akademie, der nicht zwar als Lehrer, aber als interimistischer Aufseher nach langem Warten und großem Mißmuth endlich des verdrießlichen und mühseligen Amtes enthoben wurde. Morgen durfte er seine Wohnung wieder in der Stadt aufschlagen, und diese Nacht mußte er die letzte Runde bei seinen schwer zu hütenden Truppen machen. Eine Abschiedsfeier eigener Art war ihm zubereitet: nichts Geringeres als die Vorlesung der Räuber, wozu Schiller den nachsichtigen Vorgesetzten eingeladen hatte. Seit jener Nacht war Heinrich ein Freund und heimlicher Beschützer der vielversprechenden Arbeit geworden; er sah sie wachsen oder vielmehr reif werden, und wenn es auch zu spät war, einen Einfluß auf die ursprüngliche Anlage auszuüben, so wirkte doch bald seine Billigung, bald seine Verwerfung vortheilhaft auf die Gestaltung des Einzelnen und auf den Ausbau des Ganzen.

Der Dichter hatte alle Segel aufgezogen, um wenigstens mit den Hauptscenen für diese Nacht fertig zu werden; es war



ein Fest, auf das er sich kindlich freute. Die erste Leseprobe hatte er vor wenigen Wochen im Kreise seiner Mitschüler auf einem der spärlichen Ausflüge, die ihnen vergönnt waren, mitten im dichtesten Walde der strengen Disciplin abzustehlen gewußt: jetzt sollte die Hauptprobe folgen.

Doch wo? Zwar hätte der Akt ohne viele Umstände am einfachsten auf Heinrichs Zimmer vorgehen können; aber dort war man von Lauschern oder Störern umgeben: über Niesen konnte trotz der verbrannten Finger der Speculationsgeist kommen, ein Aufseher konnte etwas zu melden, zu fragen haben, denn das Rapportiren ging wie eine Seuche um. Ja, vor dem Herzog selbst, den eine Galerie vom Schloß herüber führte, konnte man keineswegs sicher wohnen. Die Krankenzimmer waren ein abgenütztes und für den Augenblick nicht zu brauchendes Motiv, und mancher Rath wurde von Schiller und seinen Verschworenen gepflogen, bis endlich einer von den wenigen bewährten Mitzöglingen, der Componist Zumsteeg, der bei den Gefängen des Trauerspiels zu Gevatter stand, vom Geist erleuchtet wurde. Er hatte noch in den letzten verzweifelten Stunden aussündig gemacht, daß die Thüre zum Carcer zufällig offen geblieben war, und dorthin wurde, ominöser Weise, der Schauplatz der Tragödie verlegt.

So begleiten wir denn unsern Freund auf dem Razenweg ins oberste Stockwerk des hintersten Flügels. Doch diesen Charakter nimmt seine Wanderung erst später an. Jetzt ist sein Schritt noch fest, sein Gang noch unbefangen; er ist noch der Vorgesetzte, der die Kunde macht. Es ist doch eine eigene Sache um das Gewissen! In diesem Augenblick dürften ihm alle höllischen Legionen die Straße verlegen, er würde sich nichts darum bekümmern, denn er ist auf seinem Berufsweg; aber nach wenigen Minuten wird sein Gang unsicher, sein Tritt leise werden, sein Auge wird ängstlich umherschweifen, und das einzige geringfügige Ungethüm, Nies genannt, würde ihm durch seine Erscheinung einen größern Schrecken einjagen, als das gehörnte Oberhaupt des rebellischen



Reiches, das den Menschen zu jeglicher Insubordination zu verleiten beschuldigt wird.

Als er das Ende eines der mittleren Flügel, welche die Schlaffsäle enthielten, erreicht hatte, hörte er etwas die Treppe heraufpoltern. Er zog sich ein wenig zurück und sah, wie ein sehr betrunkenener Aufseher über den Gang taumelte und hart neben ihm seine Operationen gegen die Thüre eines Schlafsaales richtete. Zwei, drei Mal machte er höchst kunstgerechte Ausfälle auf die Klinke, bis es ihm endlich gelang, sie zu ergreifen. Er ruderte, die Thüre hinter sich offen stehend, in den Saal hinein, wo über eine Abtheilung der jüngsten Pflänzchen der Bock zum Gärtner gesetzt war. Die Lampen im Schlaffaal brannten hell und gestatteten eine genaue Beobachtung der verschiedenen Manoeuvres, die Jener brauchte, um endlich zur Ruhe zu kommen. Erst hielt er sich an seiner Bettstelle und starrte nachdenklich vor sich hin; offenbar schien er mit großer Umsicht zu Werke gehen zu wollen. Dann begab er sich an das Geschäft, seinen Rock auszuziehen; da er sich aber in den Ärmeln verwickelte, so fiel er mehrmals auf das Bett, wobei er aufplatterte und zurückfiel wie eine Fledermaus. Endlich hatte er sich herausgeschält und setzte sich mit einem Seufzer der Erleichterung auf das Bett, um ein wenig zu rasten. Ein kummervoller Gedanke schien in ihm aufzusteigen: er erhob sich und blickte auf dem Boden umher; als ihm aber der Stiefelzieher in die Augen fiel, den ein wohlthätiger Genius schon bereit gestellt hatte, da heiterten sich seine Mienen wieder auf. Von militärischem Geist durchdrungen, recognoscirte er seine Stellung und lehnte dann den rechten Flügel an das Bettende. Diese Taktik wurde mit solchem Nachdruck ausgeführt, daß die Bettstelle gewaltig krachte. Hierauf besetzte er mit dem linken Fuß das erwähnte Instrument, versuchte mit dem rechten einige Umgehungen und brachte ihn endlich glücklich in die Gabel. In diesem kritischen Augenblick aber rutschte der treulose Stiefelknecht vorwärts: ein schwerer Fall, ein



dumpfer Fluch, dann Stille. Nun erhob er sich halb, griff nach dem unentbehrlichen Instrument, schob es an den vorigen Platz zurück und stand mit grenzenloser Anstrengung wieder auf. Endlich war er auf den Beinen. „Infamer Stiefelhund!“ brummte er und bediente ihn mit einem Fußtritt. Dann wiederholte er den Versuch, aber, als wäre die so gescholtene Bestie wirklich belebt, sie wischte ihm abermals unter den Füßen weg, und es erfolgte dieselbe Katastrophe. Heinrich hatte dieselbe das erste Mal einem Zufall zugeschrieben, jetzt aber, da er genauer hingesehen, stiegen aus physikalischen Gründen Zweifel in ihm auf, und der Umstand, daß die junge Bevölkerung bei den zwei schweren Fällen sich so still und schlafergeben verhielt, bestärkte seinen Verdacht. Er trat leise näher an die Thüre, wo er den Schlaßaal übersehen konnte, und suchte als scharfsinniger Philosoph die bewegende Ursache außerhalb des bewegten Etwas. Er durfte nicht lange forschen; bald regte sich etwas in der Ecke, und sein gutes Auge zeigte ihm einen Cleven, der halb aus dem Bette hing und eine Schnur in der Hand spielen ließ. Diesen Conduktor verfolgte er; derselbe verlor sich bald in der Dunkelheit, bald tauchte er an erhellten Stellen wieder auf und leitete sein Auge bis zu dem Stiefelknecht zurück, welchem er somit Leben, Absicht und Handlung mittheilte. Der Betrunkene hatte sich inzwischen zum dritten Mal in Positur gestellt; schnell blickte Heinrich auf den kleinen Spiritus rector. Der Geist des Muthwillens war nicht müßig: siehe da, ein Ruck! und die alte Wirkung wiederholte sich zum dritten Mal, krachender als zuvor. Diesmal aber sprang der Gestürzte mit einem gräßlichen Fluch alsobald wieder auf die Beine; ein zweiter Satz brachte ihn gestiefelt und gespornt ins Bett, wo er nach wenigen Sekunden ruhig zu schnarchen anfing. Kaum war dieses Signal erschollen, so regte es sich in den Betten, wo es vorher so still gewesen war; Köpfe kamen zum Vorschein, nickten einander zu, und fünfzig junge Stimmen lachten einen lustigen Chorus.



Das geheime Publikum im Carcer war schon längst versammelt, als Heinrich ankam. Durch eine kluge Vorrichtung hatte man das Licht außer Stand gesetzt, einen Schein auf das Fenster zu werfen, und als die Hauptperson auf dem bereit gehaltenen Stuhle Platz genommen hatte, besetzte Schiller, dem man die Ungeduld in den Augen ansah, den andern noch übrigen und begann zu lesen, während der Rest des Auditoriums stehend den Tisch umgab.

Es ist die schönste Aufgabe der Poesie, den Menschen über sich selbst zu erheben, das Wahre in der Wirklichkeit aus dem mannigfaltigen Schein herauszulösen und das schwankende, verworrene Dasein auf das ruhige Maß der Schönheit zurückzuführen. Diesen Beruf haben die griechischen Dichter ausgeübt, und unsere deutschen Dichtkuren, nachdem sie die ungebundene Jugendkraft versprudelt, haben sich nach langem Widerstreben auf demselben Wege brüderlich zusammen gefunden. Jeder vollendete Dichter wird ihn einschlagen, und wenn seine Zeit, mit ihrer Noth und ihren Leidenschaften im Gedränge, nicht Zeit hat, auf ihn zu hören, so werden die folgenden Geschlechter mit dankbarer Vergütung zu ihm zurückkehren; denn nichts Echtes kann auf die Dauer verloren sein. Wer aber das Wohl und Wehe seiner Zeit im Herzen bewegt, ihren ganzen Zwiespalt ungelöst ausspricht, der herben Gegenwart ihr herbes Bild im Spiegel zeigt und mit der Stimme von Tausenden und aber Tausenden redet, dem wird im gleichen Augenblick ein tausendstimmiges Echo des Beifalls entgegentönen, Ein Tag wird ihm vollere Kränze bringen, als Jener sich in Jahrhunderten erwirbt, und auch die Späteren werden ihm seinen unbestrittenen Platz unter den Lenkern der Geschichte zugestehen. Sein Dichterkranz vielleicht wird weck auf die Nachwelt kommen, aber der mächtigste von allen Herrschern, der so reich belohnt, weil er nur Einmal lohnen kann, der Augenblick, hat ihm gehuldigt.

Solches widerfuhr dem Erstling von unseres Dichters Muse. Er fand schon in seinen Freunden einen Hörerkreis,



den er nicht dankbarer hätte wünschen können. Jede Saite der jungen Herzen war in dieser Dichtung angeschlagen: gleich in der ersten Studentenscene war dem unüberwindlichen Triebe, den verhaßten Zwang abzuschütteln, sich ins unbekannte Leben zu stürzen, die Welt mit der von Gottes Gnaden zu allem Großen geborenen Jugendkraft zu erobern und zu erfrischen, und zugleich dem immer übertäubten, immer wiederkehrenden leisen Zweifel: „Aber was denn eigentlich anfangen?“ ein so lebendiger Ausdruck geliehen, und von Seiten der Zuhörer kam jeder halben Anspielung, die, den nächsten Kreisen entlehnt, von Fremden nur dem äußeren Zusammenhange nach verstanden werden konnte, ein so rasches Verständniß entgegen, daß er bei dieser Vorprobe im Jubel der Seinigen einen vollkommenen Vorschmack der Triumphe genoß, welche die Welt, im Großen eben solch' ein Gefängniß wie die Akademie im Kleinen, seiner Dichtung vorbehalten hatte.

Der Dichter sollte aber auch erfahren, wie der Becher mit dem süßen und schäumenden Trank des Augenblicks seine Hefe hat, wie der Stoff, der, weil er der Zeit entnommen ist, die allgemeinste Theilnahme findet, eben darum auch die bittersten Anfeindungen, die abgeschmacktesten Mißverständnisse herausfordert: — das ganze künftige Schicksal seines Gedichtes sollte wie in einem Spiegel an ihm vorübergehen.

Er hatte, ohne sich eine Pause zu gönnen, und mit unaufhaltsam wachsender Kraft bis zum fünften Aufzug fortgelesen und war eben an jener Vision, worin er den alten Propheten ihre Riesenbilder und der Offenbarung ihre geheimnißvollen Schauer abgelauscht — seine heftige, alles Maß übersteigende Stimme entsprach dem schrankenlosen Inhalt Dessen, was er las, und von den begeisterten Zuhörern merkte keiner mehr, daß er sie so entfesselt walten ließ, als wären sie in einer Wüste und nicht in Herzog Karls Akademie, ja selbst der ältere Freund, dem die Dichtung so im Zusammen-



wirken aller Theile völlig neu war, hatte die ganze Welt darüber vergessen — da pochte es auf einmal laut an der verschlossenen Thüre. „Aufgemacht!“ rief eine nur zu bekannte Stentorstimme, und die Stürme und Engel des jüngsten Gerichts zerstäubten vor einem Hauch aus dem Munde des Lieutenants Nies.

„Aufgemacht, Herr Schiller!“ wiederholte dieser. „Werden Sie aufmachen? Meinen Sie, ich hätte Sie nicht erkannt am Gebrüll?“

Zumsteeg öffnete die Thüre, nachdem der unglückliche Dichter sein Manuscript verborgen hatte.

Der Verhaftete trat herein, von einem Aufseher gefolgt, der eine ungeheure Laterne trug. „Das ist nun schon das zweite Mal,“ sagte er zu Schiller, „daß ich Sie so fluchen und durniren und krafeelen höre. Sie sollten sich recht schämen, so wüßt auf ein Institut zu schimpfen, dem Sie Ihre Existenz verdanken und Alles, was Sie sind.“

Der Dichter maß ihn mit Löwenblicken, gab aber keine Antwort.

„Aber so wahr ich Melchior Nies heiße,“ fuhr der Lieutenant fort, „wenn ich noch einmal so was höre, so rapportir' ich's dem Herzog. Seine Durchlaucht werden so einen schwarzen Undank zu belohnen wissen, wie er's verdient. Hab' wohl gehört, was mir der junge Herr neulich nachgerufen haben: Ein confiscirter Kerl! O, ich weiß recht wohl, was das bedeutet; hab' mir's auch ins Wachs gedruckt. Man wird dem Herrn Schiller auch noch Allerlei confisciren, wenn das so fort geht.“

Unter diesen Reden hatte ihn Schiller wie in tiefer Berstreuung angesehen; auf einmal schien ein Gedanke in ihm aufzusteigen, und er trat schnell ans Fenster.

Diese völlige Gleichgültigkeit brachte den Zuchtmeister aufs Aeußerste. „Was haben's da am Fenster zu schaffen?“ rief er, einige Schritte vortretend und gespreizt wie ein falctischer Hahn. „Allomarsch, meine Herren! Sie gehören



nicht daher. Gehen Sie gleich zu Bett, wo Sie hingehören. Wollen Sie in den Rapport kommen oder —?“

Schiller trat vom Fenster mit erheiterten Blicken zurück, wünschte dem Lieutenant mit gesetztem Wesen gute Nacht und eilte hinaus, die andern Cleven folgten. Nies sah verwundert nach, schloß dann die Carcerthüre ab und ging mit seinem Begleiter ebenfalls die Treppe hinunter.

„Alle Wetter!“ sagte Dannecker zu den Andern, während sie ihrem Schlaffaal zueilten. „Wo ist unser Doctor hingekommen?“

„Das weiß ich wohl!“ versetzte Schiller lachend. „Den muß ich vom Galgen erretten. Deshalb hab' ich während Niesens Philippika immer drauf studirt, wie ich ihm die Schlüssel entreiße. Ich sah in den Hof hinunter und bemerkte, daß in der Anatomie noch Licht ist. Ich hab' was ganz Tolles vor, weiß mir aber nicht anders zu helfen. Geht nur zu Bett und haltet euch ruhig; ich komme bald. Gut' Nacht inzwischen!“

Er rannte über Gänge und Treppen zu den anatomischen Zimmern hinab, wo er auch seine Vermuthung nicht getäuscht fand. Einige Mediciner saßen bei den Karten zusammen.

Er stürzte herein. „Kinder!“ rief er athemlos, „thut mir den Gefallen und spielt so laut, daß ihr mir den Nies herbeilockt. Riegelt alle Thüren ab, daß er nur durch die Todtenkammer herein kann, und dann retirirt euch auf der andern Seite hinaus. Gebt mir einen weißen Ueberwurf, und fragt nicht lang, ich will euch nachher Alles sagen.“

Die Spieler sahen ihn erstaunt an, da sie aber seine Gast gewährten und begriffen, daß es dem gemeinsamen Feind einen Streich zu spielen gelte, so säumten sie nicht. Einer brachte dem Kameraden ein weißes Tuch, und ein Anderer leuchtete ihm nach der Todtenkammer, wo er sich im dunkelsten Winkel versteckte.

Bald hörte er mit innigem Behagen, wie es im Neben-



zimmer laut und lärmend wurde. Und gleichwie, wenn die Mäuse zirpen, auch die Katze nicht fern ist, so vernahm er nach einer kleinen Frist Tritte, die sich näherten; es rasselte an mehreren Thüren, die Spieler löschten das Licht und entflohen mit Gepolter; endlich drehte sich der Schlüssel im Schlosse zur Todtenkammer, und herein kam der Schrecken aller Akademisten im Geleite seines Unteroffiziers. Ihm voraus aber ging ein starker Duft des schlechtesten Rauchtobaks, den sein Mund verbreitete. Er nahm dem Aufseher die Laterne ab und hielt sie vorsichtig in die Höhe. „Pfui,“ sagte er, „da tödelt's, da stinkt's! Es sind doch abscheuliche Leute, diese Mediciner.“ — Er zog seine große Horndose hervor, drehte den Deckel, der einen markzerreißenden Ton von sich gab, und nahm eine volle Prise. „Was war denn das für ein Lärm?“ hob er wieder an. „Jetzt ist's ja ganz still. Es wird doch auch geheuer sein? — Sieh da, der macht eine Grimasse, die wird mir im Schlaf nachgehen. Dem muß der Tod weh gethan haben. Ein scheußlicher Kerl!“

Er war unter diesen Worten halb unschlüssig vorwärts gekommen: da erhob sich auf einmal hinter den Todten hervor eine lange Gestalt im weißen Leichengewande und führte mit der Faust einen wohlgezielten Streich, der dem Lieutenant die emporgehobene Laterne aus der Hand schlug und ihn noch obendrein ziemlich derb auf die Nase traf. Der Aufseher schrie wie ein Kalb und entfloh; Nies fiel lautlos zu Boden. Das Gespenst sprang jetzt hervor, beugte sich zu ihm hinab und nahm ihm die Schlüssel. „Wenn der Scherz nur nicht zu weit gegangen ist!“ murmelte er besorgt. „Aber jetzt ist keine Zeit.“ — Er raffte die Schlüssel zusammen, blies das noch in der Laterne brennende Licht aus und rannte die Treppe hinauf.

Heinrich war inzwischen in einer üblen Lage gewesen. Als er den Lieutenant an der Thüre hörte und die Vorlesung unterbrochen wurde, war sein erster Gedanke, zum Fenster



hinauszuspringen, um nur nicht hier gefunden zu werden. Aber er war im obersten Stockwerk! Schnell sah er sich um. Kein anderer Schlupfwinkel war vorhanden, als die Bettstelle, welche glücklicher Weise mit ihrem Strohsack bedeckt war. Während Zumsteeg die Thüre aufschloß, kroch er unter dieselbe und hörte mit einer Art von Verzweiflung, wie Alle fortgingen und die Thüre geschlossen wurde. Nun wagte er endlich wieder hervorzukommen, und nachdem er sich abgestäubt hatte, trat er ans Fenster und malte sich seinen peinlichen Zustand aus. Ein Borgesezter und Lehrer an der Anstalt — und im Carcer eingesperrt! Er konnte sich keiner Seele entdecken und wußte nicht, wie er loskommen sollte.

Es huschte die Treppe herauf, es klirrte im Schloß, und während er wieder unter das Bett fahren wollte, sprang die Thüre auf. „Herr Doctor!“ rief's herein, „wo sind Sie? Herr Koller! geschwind! ich bin's, Schiller!“

Heinrich sprang auf den Ketter zu: „Schiller, das werd' ich Dir in meinem Leben nicht vergessen!“ rief er. „Wir sind Brüder von diesem Augenblick! Hörst Du?“

„Von Herzen!“ rief Schiller, indem er ihm die Hand hinstreckte. „Ich hab' in die Geisterwelt gepfuscht und den Nies auf den Tod erschreckt. Was thut man nicht für einen Freund? Nur heraus! schnell! fort!“

Er zog den Staunenden zur Thüre hinaus, schloß wieder ab, eilte mit ihm die Treppe hinunter, sprang an ein Fenster, warf die Schlüssel in den Hof, „gute Nacht!“ rief er athemlos und jagte von dannen.

Heinrich wußte nicht, wie ihm geschehen war, und ging noch ganz bestürzt nach seinem Zimmer. Da hörte er ein Rennen und Laufen und ein Gemurmel vieler Stimmen. Er folgte dem Geräusche und stieß auf den Intendanten, welcher, von Aufsehern und Bedienten umgeben, eilig daherkam; der erschrockene Aufseher zeigte ihnen, ungern genug wie es schien, den Weg. Heinrich schloß sich an und gelangte mit ihnen zur Todtenkammer, wo ihm das Räthsel alsbald klar wurde;



denn hier lag Nies, der ohnmächtig in eine Ecke getaumelt war, wie todt am Boden. Man bemühte sich, ihn wieder in das Leben zu bringen. Ein herzugekommener Mediciner, der ihn vielleicht lieber gleich secirt hätte, goß den Weingeist von einem Präparat ab, rieb ihm die Stirn damit ein und gab ihm, als er endlich zu sich kam, sogar davon zu trinken. Nies schaute mit wilden Blicken um sich und behauptete, von einem Geist einen Nasenstüber bekommen zu haben. Die Einen lachten, die Andern bekreuzten sich. Herr von Seeger schüttelte mißtrauisch den Kopf, unser Freund aber entfernte sich mit dem tröstlichen Glauben, daß auch die strengste Untersuchung dem Gespenste nicht auf die Spur kommen werde.

## 16.

## Wie schwach

Von diesen starken Geistern! Weibergunst,  
Der Liebe Glück der Waare gleich zu achten,  
Worauf geboten werden kann! Sie ist  
Das Einzige auf diesem Rund der Erde,  
Was keinen Käufer leidet als sich selbst.  
Die Liebe ist der Liebe Preis.

Schiller, Don Carlos.

Ein Rosabriefchen, das Heinrich am andern Tag auf dem Wege zur Ecole erhielt, berief ihn eilig zu seiner Dame. Er begab sich nach geendigtem Unterricht in ihr Haus, fand sie schöner und geistreicher denn je und wurde, nachdem sie ihm liebevoll sein ganzes gegenwärtiges Treiben und Befinden abgefragt hatte, mit folgender Anrede von ihr überrascht:

„Es hat sich, schneller, als wir denken konnten, eine Freundschaft zwischen uns befestigt, der wir, so lang unser Schicksal noch in unsrer Hand ist, Gesetze und eine Staatsverfassung zu geben uns angelegen sein lassen müssen. Sie, mein Freund, sind ein lieber Träumer und wandeln in Ihrem



somnambulen geraden Striche vor sich hin, ohne zu sehen, was links und rechts etwa mitzunehmen oder zu vermeiden ist; Sie erlauben daher, meinem Weltfinn für die Dehors zu sorgen. — Zuvor aber von etwas Anderem. Zwischen Freunden, wie wir sind oder zu werden beginnen, muß, dünkt mich, reines Feld sein, nichts Unklares darf zwischen Ihnen liegen, keine zu späte Entdeckung der Freundschaft Gefahr bringen. In diesem Sinne wenigstens, hoff' ich, werden Sie mich zu achten nicht aufhören. Ist es wirklich? Sie wissen nichts von meinen Schicksalen?"

„Nein,“ erwiderte er, sie ruhig anblickend.

Sie sah ihm lang in die Augen und sagte dann mit einer Mischung von Spott und Bewunderung: „Das sieht Ihnen gleich.“

Ein Bedienter trat ins Zimmer. „Ist angespannt?“ rief sie ihm ungeduldig entgegen. Der Diener verbeugte sich bejahend.

„Nun, so kommen Sie,“ wandte sie sich zu unfrem Helden, „wir fahren ein wenig aus und wählen einen einsamen Weg, zu solchen Mittheilungen geeignet.“

Sie ging und bot ihm im Gehen den Arm, so daß er unten mit ihr im Wagen saß, ehe er sich besinnen konnte. Die rasche Ehre, die ihm widerfuhr, seine seltsame Lage — in einem wahrhaft fürstlich ausgestatteten Wagen von prächtigen Rossen gezogen, an der Seite der kostbar gekleideten Dame — Das alles betäubte ihn so sehr, daß er stumm vor sich hin sah, ohne zu bemerken, wie ihm dann und wann ein bekanntes Gesicht mit Bewunderung nachblickte. Endlich schlug er die Augen auf und sah — o Himmel! — in Lottchens Augen. Sie war es, sie stand am Fenster mit Amalien, unter deren Hause der Wagen so eben hinfuhr. Beide Schwestern erkannten ihn im nämlichen Augenblick, wo er empor sah, ein Blick, und sie wandten sich und verließen das Fenster. Aber, welche Entdeckung hatte er in seinem Innern gemacht! Ein elektrischer Schlag, der ihn bei diesem Anblick durchfuhr



und ihm alles Blut zum Herzen zurück und wieder heraus aus dem Herzen jagte, hatte ihn belehrt, daß das keine Halbvergessene sei, welcher er in einem stillen Eckchen seiner Erinnerung ein wohlwollendes Denkmal errichtet zu haben glaubte. Er hatte ihr in die Augen gesehen, und ihre Seele hatte ihn wieder angerührt; in seinen heftig klopfenden Pulsen arbeitete die Seligkeit und die Pein dieses Augenblicks.

Aurora schien nichts davon bemerkt zu haben. Vor dem Thor angekommen, hielt sich der Wagen eine Zeit lang auf der Straße nach der Solitude, lenkte dann rechts auf einen fahrbaren Feldweg ein, wo keine störende Begegnung zu fürchten war, und umfuhr in einem weiten Bogen die Stadt.

Mittlerweile hatte Aurora ein Heftchen hervorgezogen, das sie dem Freunde mit den Worten übergab: „Sie werden, wenn Sie gelesen haben, das natürliche Gefühl billigen, das mich abhielt, meine Beichte mündlich abzulegen. Sie ist in diesen Blättern enthalten. — Und nun,“ fügte sie mit feuchten Augen und zitternder Stimme hinzu: „Nun lesen Sie, gleich, hier, an meiner Seite! Ich muß dabei sein, damit die Lectüre Das ist, was sie sein soll, eine Unterredung zwischen uns, und ohne Qual des Harrens auf die Entscheidung. Lesen Sie, mein Freund, wir gehen Beide einer schweren Probe entgegen.“

Heinrich nahm die Blätter zerstreut und bang, aber mit dem Lesen stieg seine Aufmerksamkeit, so daß er seine Gesellschaft, die sich still genug verhielt, bald ganz darüber vergessen hatte. Die Confession war mit edlen Schriftzügen französisch abgefaßt und lautete im Wesentlichen so:

„Ich war ein armes Fräulein. Meine Eltern gaben mir eine sehr sorgfältige Erziehung und beschäftigten meine Einsamkeit mit Lectüre. Ich wuchs mit den großen Frauencharakteren der französischen Tragödie auf, und die römischen Lucretien und Virginiën waren mir Vorbilder, welche mich für die Märtyrerkrone der Tugend schwärmen machten. Ach, leider war meine Imagination zu hoch gespannt, als daß ihre Gebilde nachher vor den Farbenmischungen der wirklichen



Tageswelt hätten bestehen können. Meine Eltern starben fast zu gleicher Zeit, und ich sah mich allein. Mein Schwager nahm mich zu sich in die Hauptstadt, und in seinem Hause war ich nur um so verlässener, die Scenen der Wirklichkeit, von welchen ich so oft geträumt hatte, umbrausten mich hier; sie ließen mich leer und schienen mir nichtiger zu sein als alle meine früheren Träume. Ich verlebte meine Tage in dumpfer Erwartung; das eigentlich Wirkliche, meinte ich immer, werde erst nachfolgen, und jeden Morgen erwachte ich mit einer gewissen Neugier, ob sich nicht jetzt die Leere des äußeren Daseins für mich bevölkern würde. Diese Schilderung verräth es, daß mir die Liebe noch nicht bekannt war. Ich sah achtungswerthe junge Männer um mich, aber mein Herz wurde sie nicht gewahr, das, von der Einbildung getragen, hoch über den Wolken wandelte.

„Mein Schwager war einer von den Menschen, die nach Umständen gut oder schlecht sind. Er hätte mich immer als eine arme Verwandte mit Güte behandelt und mich nichts von der Rauheit meines Schicksals fühlen lassen, wenn ich nicht — schön gewesen wäre. Aber meine heranblühende Jugend fiel ihm auf und führte ihn auf ein Project, das seinem Ehrgeiz wie seinen Bedürfnissen schmeichelte; denn weder seine Stellung noch sein Einkommen konnte seiner Sucht nach einer glänzenden Rolle genügen. Lang entging mir die vermehrte Rücksicht, die steigende Achtung, mit der er mich behandelte; auch die Andeutungen, die er sich entschlüpfen ließ, gingen spurlos an meinem unbefangenen Ohr vorüber.

„Endlich eines Tages — o, diesen Tag werd' ich nie vergessen! — kam er im Triumph nach Hause, der Fürst, erzählte er, sei sehr gnädig gewesen und habe ihm zugesagt, heute in seinem Abendzirkel zu erscheinen. Das ganze Haus kam in Bewegung und wurde mit Zubereitungen erfüllt; mich aber nahm er bei Seite, um mir Vorschriften für mein Verhalten zu geben, und nun ging mir endlich ein Licht auf! Meine erste Empfindung war heftiges Erschrecken; ich warf



mich ihm zu Füßen, ich bat, weinte, drohte. Er blieb kalt. Mein Muth, mein Stolz erwachte in seiner ganzen Kraft; ich legte mich zu Bette, und alle Bemühungen des Niederträchtigen, mich in die Gesellschaft zu bringen, scheiterten an meiner Festigkeit. Unglücklicher Heroismus! wie leicht zu beugen, wenn man die Mittel anwendet, welche die Dichter in der Regel nicht zu schildern pflegen. Seine Rache war so wohlberechnet als abscheulich. Der Prinz hatte das Haus unzufrieden verlassen, doch ohne eine Ahnung von meinem Widerwillen zu haben; Gott weiß, was er ihm für Entschuldigungen vorgeschwaßt haben mag. Von nun an behandelte er mich wie eine Magd, und das ganze Haus beeilte sich, in den neuen Ton einzustimmen. Welch' ein Gefühl, sich von dem elenden Bedientengeschmeiße, das man sonst fast nur auf den Knien sah, mit Hohn und Verachtung behandelt zu finden, auf einen Befehl keinen Gehorsam, auf eine Bitte ein leeres „Sogleich!“ ohne Folge, auf eine Frage keine Antwort zu erhalten. Wenn ich aus Furcht vor unwilligen Blicken, aus Abscheu vor unwürdigen Reden nicht zu Tische kam, so brachte man mir kein Essen aufs Zimmer. Das hätt' ich nun zwar wohl verschmerzen können, aber die Demüthigung, die Schmach! und diese eben da erleiden zu müssen, wo man zuvor Ehre und Ansehen genoß! Das wirkt.

„Aber es wirkte noch nicht genug. Man gab mir zu verstehen, eine erwachsene Person habe die Pflicht, für sich selbst zu sorgen, und könne Niemanden zumuthen, sich mit ihr zu belästigen. Der Wink war so gegeben, daß er nicht mißverstanden werden konnte. Ich erwiderte, daß mir nichts übrig bleibe, als betteln, und wenn man sich nicht der Verwandtschaft halber bedenke, so werde ich die Erlaubniß auf der Stelle benützen. Nun wurde diese Saite nicht mehr berührt. Ich hatte keinen Menschen auf der weiten Welt, bei dem ich eine Zuflucht hätte finden oder auch nur suchen können. Ein kleines Gut, worauf sich mein ganzes Erbe beschränkte, war schon zu Lebzeiten meiner Eltern bestritten und



wurde bis zum Austrag der Sache von den Gerichten verwaltet. Nicht einmal, was ich in Romanen immer noch als den letzten Trost gefunden hatte, nicht einmal ein alter ehrlicher Diener war im Hause, um mich durch Theilnahme und Zuspruch aufrecht zu erhalten. Ich war allein mit meinem Elend. Wie beneidete ich die armen Spinnerinnen und Näherinnen, deren glückliche Niedrigkeit ihnen die Mittel gab, sich selbst zu ernähren und von sich selbst abzuhängen! Darauf war meine Erziehung nicht berechnet gewesen.

„Ich begann jetzt ernstlich auf die Flucht aus dieser Hölle zu denken, aber ach, wie passend fand ich den Volksausdruck von den Grenzen der Welt! Das Leben ist überall mit Brettern vernagelt, und Das, was der jugendlichen Phantasie gar keine Schwierigkeit macht, ja gar nicht in die Augen fällt, das ist das einfach Unmögliche. Nur Ein Ausweg war hier zu betreten, und er war mir willkommen. Meine Träume von dem männlichen Ideal nahmen eine andre Richtung, aus dem Helden ward ein Ketter, und dieses Bild stand der Menschlichkeit bei Weitem näher als jenes; ja, ich hätte einem Soldaten, einem Tagelöhner meine Hand reichen können. Wenn ich in stiller Nacht meine Pläne machte — o, wer hat je die Gedanken eines Mädchens belauscht! Das Schicksal, die Bestimmung des Weibes hat etwas Unausprechliches, sich einem andern Wesen, sich einem Manne ganz und gar zu eigen geben! Kann Eine diesen Gedanken denken ohne Erröthen, ohne banges Herzklopfen? Und vollends, wenn nicht Liebe diese Hingebung herbeigeführt hat, wenn der Beschluß dasteht als eine kalte Nothwendigkeit, noch ohne Gegenstand! Der Preis war hoch, aber ich entschloß mich, ihn zu wagen. Der Gegenstand fand sich, und ich hätte mir kaum einen bessern wünschen können. Es war ein wackerer Mann unter meinem Stande, nicht zur Liebe, aber zur Achtung geschaffen; seinem Charakter war Alles zuzutrauen. Ich sah, daß ich ihm nicht gleichgültig sei, und seine Ehrerbietung rechtfertigte mein Entgegenkommen. Schon



hatte ich gegründete Hoffnung, durch ihn frei zu werden, und dünkte mich höher als eine Königin. Mein Schwager, so meinte ich, werde in meine Erniedrigung mit lachendem Munde willigen, aber das war nicht seine Absicht! Noch ehe das Verhältniß zu einer Verständigung geblieben war, wußte er den biedern Freund zu entfernen und dieser Maßregel den Schein zu geben, als ob sie von mir selbst ausgegangen wäre. Ein Moment, und er war mir unwiederbringlich verloren! Als meine arglosen Augen aufgingen, war es zu spät. Wenn es wirklich die Höllenstrafen gibt, welche die Kirche lehrt, so kann ich den Verräther manchmal bemitleiden; denn die Tage und Nächte, die ich nach dieser Entdeckung zubrachte, müssen ihm dereinst die härtesten hilflosesten Qualen zuziehen. In der bodenlosen Tiefe meines Elends sah ich den letzten Weg der Rettung vor mir, der mir jäh und schwindelnd aus der ewigen Nacht entgegenwinkte. Ich betrat ihn. Rechne mir, o du endlose Barmherzigkeit, diesen Versuch nach seinem Ausgang an, nicht nach meiner Absicht! Er mißlang, und schauernd flog ich vom Abgrunde weg, die Religion, die mir streng und warnend an den Pforten der Ewigkeit erschien, führte mich wieder ins Leben zurück.

„Ach, hätte sie mir auch jenen tiefen Halt gegeben, der allein dem Leben einen Werth zu leihen vermag! Wie leicht hätt' ich den Hohn und die Verachtung der Menschen getragen, wie hätt' ich durch unerschütterte Geduld die Schläge des Unglücks, die Pläne der Bosheit gelähmt! Aber ich kannte den Glauben nur durch Ueberlieferung; ich hatte ihn nie geprüft, und noch jetzt erscheint er mir nur wie ein Instinkt, der mich bei bedeutenden Wendungen meines Geschicks ergreift. Dahin rechne ich auch den Muth, der mich antrieb und in den Stand setzte, für meinen Freund diese Bekenntnisse niederzuschreiben.

„Mein Schwager mochte fühlen, daß der Bogen für jetzt nicht stärker gespannt werden dürfe. Er ließ mich in Ruhe und behandelte mich gleichgültig, doch nicht unfreundlich. Ich



hätte dieses so wenig empfunden, als ich jenes empfand, denn auf die gewaltsamste Aufregung war eine dumpfe Versunkenheit gefolgt, und die Tage gingen an mir vorüber wie an den Abgeschiedenen im Reich der Schatten. Doch auch dahin drangen endlich die Gerüchte, die das Land seit einiger Zeit in Bewegung setzten. Die fürstliche Regierung war in immer größern Zwiespalt mit der Constitution getreten; Eigenmächtigkeiten gegen die Gesetze, Gewaltschritte gegen Einzelne waren geschehen. Eine gährende Unzufriedenheit bemächtigte sich der Gemüther. Schon führten die Stände eine entschiedenere Sprache, und Feindseligkeiten drohten auszubrechen, von welchen man nicht vorhersehen konnte, wie lang sie bloß auf dem Papiere geführt werden würden. Ich hörte von diesen Zuständen ohne Theilnahme, wie mir anfangs schien; aber eh' ich's gewahr wurde, hatten sie meine Seele eingenommen und waren ein Theil meines Denkens geworden. Denn der Mensch hat eine unergründliche Lebenskraft; was ihm auch begegnen mag, er stellt sich immer wieder her. Wenn der Schlag nicht zum Tod oder zum Wahnsinn geführt hat, so ist in irgend einem Punkte seines Wesens ein Lebensfunke zurückgeblieben, und wenn auch noch so klein und schwach, das Fünkchen glimmt fort, wächst, breitet sich aus und belebt die abgestorbenen Theile wieder; nicht lang, so lebt und webt das Individuum und bewegt sich seiner alten Organisation gemäß. Das mußt' ich bald empfinden. Es waren die alten Phantasieen eines unbelehrten Heroismus, welche wieder erwachten; die großartigen Gestalten des geliebten Rothurns tauchten wieder vor mir auf, und die tiefe dumpfe Lähmung machte einer Anspannung Platz, die, unnatürlich wie sie war, mich auch jetzt noch einmal alle Grenzen der Wirklichkeit übersehen machte. Ich begann zu glauben, das Geschick habe die große Rolle in meine Hände gelegt, als Friedensengel zwischen dem Regenten und dem Lande aufzutreten; meine Ansprüche an das Leben waren vernichtet, und so wollte ich, aus Beweggründen, die schon manchen



Märtyrer geschaffen haben, all mein Glück, ja meine Ehre einer großen Idee zum Opfer bringen, von der Mitwelt verkannt, von der Nachwelt angebetet werden. Ich Arme wußte nicht, daß man für den höchsten Gedanken nicht immer auch die höchsten Accorde greifen darf; ich ahnte nicht, daß diese Rolle einer viel gewöhnlicheren Seele zu Theil werden, daß diese festliche Arbeit einen weit werktäglicheren Gang nehmen sollte.

„Diese Stimmung traf mit erneuerten Versuchen meines Schwagers zusammen und wurde zum Theil durch sie erzeuget; denn auch ihm waren die politischen Conjunctionen, freilich aus ganz andern Gründen, eine Aufforderung, sein Project wieder aufzunehmen. Aus der ersten leisen Andeutung — denn ich hütete mich wohl, ihn von meiner wahren Absicht auch nur etwas ahnen zu lassen — entnahm der verschlagene Kaufmann, daß seine Waare brauchbar zu werden beginne. Es bedurfte keiner weitläufigen Vorbereitungen. Ich wurde eines Abends auf einem Hofball so gestellt, daß der Prinz gerade auf mich zugehen mußte. Er redete mich sehr gnädig an, und nun hat ich vorgeschriebener Maaßen um Verwendung in meiner Rechtsache. Diese wurde mit Freuden zugesagt: nur mußten zuvor die Documente vorgelegt werden, und dazu bedurfte es natürlich meiner mündlichen Erörterung. Wie es die Umstände doch fügen können, daß ein unerfahrenes Mädchen wichtige juristische Nachweise zu geben vermag!

„Mein Schwager ließ das Eisen nicht kalt werden, und der nächste Tag fand mich schon im Schlosse. Ich wurde in ein freundliches Cabinet geführt. Die halbgeöffnete Seitenthüre zeigte mir den Fürsten im Gespräche mit dem berücktigten, seither gestürzten Günstling. Laß sie nur raisonniren, rief er, laß sie nur klagen! Ich will noch mit Skorpionen gegen diesen privilegierten Landschaden zu Felde ziehen. Sprengen will ich diese Hemmketten, und wenn auch mein Wagen in donnerndem Sturze bergab müßte.

„Der Inhalt der Unterredung war leicht zu errathen,



obwohl sie bei meiner Ankunft abgebrochen wurde; denn der Minister, der, als er mich gewahr wurde, sich alsbald empfahl, sagte: Ew. Durchlaucht gehen den Weg Cäsars und aller großen Männer — und verschwand, nachdem er mit der Stirne beinahe den Boden berührt hatte.

„Ah, meine holde Supplicantin! rief der Prinz und eilte auf mich zu, tauschen wir die Rollen aus! Nehmen Sie die gebietende Miene an, die Ihnen gebührt. Sie sehen den Demüthigsten aller Bittenden vor sich.

„Dann ist dies hier nicht am Plage, versetzte ich, indem ich lächelnd meine Schrift zerriß. Aber eine Bitte habe ich doch, gnädigster Herr, eine große, schwere Bitte, und was Sie mir darauf antworten, das wird für unser Verhältniß entscheidend sein.

„Nun begann ich mit großem Feuer von den Zuständen des Landes und von der Versöhnung mit seinem Volke als dem Pfande der Uebereinstimmung unsrer Seelen zu sprechen. Ah, es war ein Meisterstück jugendlicher Beredtsamkeit, auf das ich mit Stolz und Beschämung zurücksehe. Ich will es hier nicht wiederholen.

„Er ließ mich ungestört ausreden. Erst hörte er verwundert zu, dann warf er den Kopf in den Nacken und biß sich in die Lippen, ein schneidender Hohn zuckte um seinen Mund, und als ich geendigt hatte, erwiderte er kurz: Ich glaube, Sie wären gekommen, mir etwas Andres zu sagen. Also ohne Umstände: können Sie mich lieben?

„Nein, sagte ich empört.

„Adieu.

„Er ließ mich bis an die Thüre gehen und setzte dann hinzu: Ich wundre mich, wie schlecht man Sie instruirt hat. Ich bin doch wahrlich nicht der Mann, unter dem eine — daß ich sage, ein Weiberregiment aufkommen kann; ich habe keine Lust, das traurige Beispiel meines Veters \*\*\* \*\* zu wiederholen.

„Ich wandte mich um. Sie wissen nicht, wie sehr, wie



tief Sie mich kränken! rief ich und brach in einen Strom von Thränen aus.

„Er schien bewegt. Beruhigen Sie sich, sagte er und nahm mich bei der Hand: ich will ja gern glauben, daß ich Ihnen Unrecht gethan habe. Nun gut, gut! es war Ihr Ernst; glauben Sie mir, daß ich diese Gesinnung schätze. Aber überlassen Sie den Männern, was nur Männer verstehen, und mischen Sie sich nicht in solche Dinge; ich weiß schon, was ich zu thun habe. Daß ein so liebliches Kind sein eigenes schönes Element verkennen kann. Ihre Aufgabe ist federleicht: Sie haben nichts, als zu lieben, und ob Sie das können oder nicht, das überlegen Sie in einer ruhigeren Stunde.

„Er gab mir den Arm und führte mich an die Thüre, wo er mich freundlich auf die Stirne küßte.

„Ich kam betäubt nach Hause und ließ mich den ganzen Tag nicht außerhalb meines Zimmers sehen. Ich war in der sonderbarsten Verfassung. Ach, ich liebte ihn! Er hatte mein Herz gewonnen in demselben Augenblicke, wo er es so schmerzlich mißverstand. Wie dies kommen konnte, weiß ich nicht zu sagen. Es gibt Ereignisse im innern Leben, die keine Seelenlehre vollkommen abzuleiten vermag. Seine Liebenswürdigkeit, die Hoheit seines Wesens, meine Demüthigung, das Gefühl, daß ich werth gewesen wäre, besser von ihm gekannt zu sein — alles Das reicht nicht hin, diese plötzliche wunderbare Erschütterung zu erklären. Genug, ich wußte, daß ich ihn liebte. Es war meine erste Liebe, und mein Herz taumelte zwischen Abscheu und Wonne hin und her. Aber mein Stolz erhob sich gebieterisch über alle andern Gefühle, und ich beschloß, dieses Geheimniß in der Brust zu begraben, als ein süßes Gift, das mir, ohne Ausweg zehrend, bald den erwünschten Tod bringen sollte.

„Es sollte noch anders kommen. Mein Schwager, der jenen Vorgang nur halb erfuhr und gar nicht verstand, zeigte zu meinem Erstaunen nicht den geringsten Verdruß, er glaubte das Eis nun einmal gebrochen und hielt das kleine Miß-



verständnis nur für eine vorübergehende Störung. Auch als er seine Täuschung einsah, beharrte er in seiner Verdacht erregenden Freundlichkeit und schien seinen Plan völlig aufgegeben zu haben. Bald genug zeigte es sich, welchen wohlangelegaten Schlag er bis zuletzt aufgespart hatte. Ein Freier trat plötzlich auf, der widrigste und verhassteste von außen und von innen, der mir in der ganzen Welt hätte begegnen können. Schon längst, bei gleichgültiger Bekanntschaft, war er mir zuwider gewesen, und mit welchem Haß und Ekel ich ihn jetzt empfang, brauche ich nicht zu sagen. Desto entzückter schien mein Schwager über diese Partie, welche mich über meinen Rang erhob und mir einen ehrenvollen Schutz gegen jede Nachstellung, jede schmäbliche Nothwendigkeit versprach. Je mehr es ihm Ernst mit diesem Zureden zu sein schien, um so höher stieg meine Verzweiflung. Jetzt hatte ich alle Ansprüche auf seine Hilfe verloren, jetzt hatte er das Recht wieder, die alte Litanei von Belästigung, von unbilligen Ansprüchen anzustimmen, und er machte einen grausamen Gebrauch von seinem Rechte. Alles drängte mich zu der Heirath, die ich verabscheute; mußte ich sie ja noch für ein Glück halten, denn — mein guter Ruf war schon verloren! Die Welt wußte nur Eine Deutung für jenen Besuch im Schlosse, und das war ihr nicht zu verargen. Zwar konnte mir dieses Gerücht in den höfischen Kreisen nicht eben sonderlich schaden, aber der freie Adel dachte nicht durchgängig so, und auch meine bürgerlichen Bekannten zogen sich zum Theil mit stiller Verachtung, mit vorsichtigem Widerwillen von mir zurück. Ich war von der ganzen Gegenwart abgeschnitten, und die Zukunft lag pestartig vor mir. Meine Lage war jetzt ganz das Gegentheil von jener früheren, hatte ich damals in einer Heirath meine Rettung gesucht, so suchte ich jetzt Rettung vor der Heirath in — Erlassen Sie mir eine weitläufige Schilderung!

„Wenn ich heute auf jene Zeit zurücksehe und meine Gefühle, meine Leiden von damals abwäge, so möchte ich be-



haupten, der Schritt wäre mir leichter geworden, wenn ich den Fürsten nicht geliebt hätte. — Da ich mit diesen Worten etwas Paradoxes gesagt habe, so will ich sie ohne weitere Erörterung stehen lassen.

„Meinem Schwager übrigens war das ganz gleichgültig. Er hatte seinen Zweck erreicht und triumphirte, aber ganz im Stillen. Ja, so weit wußte er die Verstellung zu treiben, daß ich fast das erste Wort auszusprechen genöthigt war; wenigstens gab er einem Seufzer, einem halben Ausruf diese Deutung und stellte sich an, als ob er sehr erstaunt darüber wäre. Mit kaltem Lächeln ließ er mir die Wahl, und ich — ich wählte! Festen Muthes, aber mit wankender Stimme gab ich meine Erklärung ab. Er versprach, die ehrenvollsten Maßregeln einzuleiten, die ich ihm unbekümmert überließ; auch hielt er, nach seinen Begriffen von Ehre, vollkommen Wort. Schon am folgenden Tage kam er sehr verquält und sagte, er bringe mir einen Gemahl, den bequemsten, lenksamsten, den ich mir wünschen könne. Diese Nachricht setzte mich in neue Verwirrung; ich war aber sogleich aufgeklärt, als er den Ehecontract hervorzog, worin dieser Gemahl sich anheischig machte, mich gleich nach der Trauung zu verlassen, niemals auf meinen Besitz Anspruch zu machen und die Residenz, ja das Land ohne meine Erlaubniß nicht zu betreten. Ich gerieth nicht einmal in Erstaunen, als ich den Namen meines verhakten Freiers las — denn dieser war es — und nun dahinter kam, daß Alles eine längst abgefartete Sache sei; die Entdeckung war ohne Werth für mich, und mit stumpfer Ruhe unterzeichnete ich den Contract, den mein Schwager wieder zu sich nahm, um mich ganz in seiner Gewalt zu haben. Er hatte mich, wie ich nachher erfuhr, sehr theuer verkauft. Den ansehnlichsten Theil der Rente behielt er für sich, mit der Verpflichtung, für meinen standesgemäßen Unterhalt zu sorgen; um eine schöne Abfindungssumme hatte mein Amphitryo seinen Namen feil getragen, und ein bescheidenes Nadelgeld blieb dem abgehetzten Opfer dieser Cabale.



„Die unheilige Ceremonie wurde bei Nacht begangen. Ich darf mir das Zeugniß geben, daß ich den Altar nicht beleidigt habe; eine tiefe Betäubung, die mich nichts hören noch sehen ließ, erwartete mir diese Schuld. Auch habe ich auf die Frage des Priesters nichts geantwortet, man nahm es nicht so genau. Ein bereit stehender Wagen entführte den Bräutigam auf Nimmerwiedersehen; er begab sich nach dem Haag, das er später mit Paris verwechselt hat. Ein anderer Wagen wartete an der entgegengesetzten Kirchenthüre auf mich, um mich nach Hofe zu bringen. Ich nahm mich zusammen, denn nun begann meine Rolle.

„So gewöhnlich endete ein Geschick, das einer rühmlicheren Lösung vielleicht nicht unwerth gewesen wäre. Ich bin am Schluß und kann das Uebrige kurz zusammenfassen. Meine Herrlichkeit dauerte nicht viel länger, als mir jeder Eingeweihte hätte voraussagen können. Der geistreiche, viel-erfabrene Prinz achtete die Frauen nicht und hatte wenig Grund, sie zu achten; die Männer wie die Frauen lieben eigentlich nur einmal, und in der Regel ist die erste Liebe eine Täuschung, die über das ganze Leben entscheidet. Wenn die Liebe jener Zeiten, von welchen uns die Dichter erzählen, keine Fabel ist, so muß sie einen eigenen Gott gehabt haben, der die Führung der Glücklichen übernahm, der aber seitdem sein Scepter niedergelegt hat. Ich habe mich viel umgesehen in den Geheimnissen der großen und kleinen Welt, und mancher Schleier hat sich mir gelüftet, ich entdeckte überall wenig Glück, und auch dieses wenige ließ mich zweifelhaft, ob es nicht ein Schein sei, über den die erste gründliche Probe richten würde. Lächeln Sie über diese Reflexionen! Ich wollte es der ganzen Menschheit gönnen, wenn sich nur mein eigenes und einzelnes Schicksal in denselben abspiegelte. — Aber auch unsre Freundschaft ist vielleicht nur ein Schein.

„Ich selbst besaß zu wenig Elasticität, um meine Eigenthümlichkeiten zu verleugnen; ich ahnte nicht einmal, wie nothwendig die sei. Die Liebe bedarf solcher persönlichen



Wahrzeichen, sie braucht sie als die Gefäße eines verklärenden Cultus. Ach, die Liebe freilich! Aber ich war nicht geliebt. Ich fluchte ihm nicht, als ich wieder vom Schauplatz abtrat, ich hatte ihm früher geflucht; seit ich aber einsah, daß er die geringste Schuld an meinem Unglück trug, daß er nur wählen durfte unter den Opfern, die ihm freiwillig dargebracht wurden, suchte ich und suche noch heute jenen Fluch durch tägliche Gebete und Segenswünsche zu vertilgen.

„Die letzten Tage meiner sinkenden Macht benützte ich noch, um meinem Schwager zu vergelten. Es bedurfte keiner Erfindung, um ein ansehnliches Sündenregister zusammenzustellen. Sein Sturz brachte mich wieder in den Besitz jenes wichtigen Documents, und er lebt jetzt in einer entfernten Stadt von meinen Almosen. Und ich! — um mein ganzes Lebensglück betrogen, umgeben von einem leeren Menschen- schwarme, den mein Rang, mein Reichthum und mein nie ganz erloschenes Ansehen um mich versammelt hat, setzte ich bis jetzt ein trauriges Dasein fort. Die Ideale meiner Jugend hab' ich weggeworfen; an ihre Stelle ist eine kalte Lebensansicht getreten, die, genau betrachtet, gar keine Grundlage hat. Ich mache mir kein Gewissen daraus, meinen wohlfeil und doch so sauer erworbenen Reichthum zu genießen, er bietet mir die tausend kleinen Surrogate der Glückseligkeit, und während er sonst seinen nach wahrhaft menschlichen Zwecken so schwer zu berechnenden Weg durch die Kanäle des gesellschaftlichen Verkehrs gegangen wäre, setzt er mich nun in den Stand, unmittelbar an Ort und Stelle der Menschheit die Hand zu bieten, zu erfreuen, zu lindern, zu trösten, und unermüdlich in dieser Beschäftigung, erlange ich in ihr das einzige Gefühl, das mit dem Glück verglichen werden kann.

„Längst hatt' ich auf alles Andre verzichtet. Und nun sollte mir noch ein Spätsommer der Freundschaft, ein Schimmer der Jugend zu Theil werden, reicher, als ich ihn je verlangt, ja, ich will es offen sagen, schöner, als ich ihn verdient habe. Ich mag mir nicht mit eiteln Hoffnungen schmeicheln, es ist



einer von den kurzen späten Tagen, wo eine flüchtige Frühlings Erinnerung von der heraneilenden Nacht verschlungen wird, und, ich fühle es, diese Entdeckungen haben ihn noch schneller hinabgeführt. Ich begehre es nicht zu ändern. Mit bescheidenem Danke hab' ich ihn genossen, den vorübergehenden schönen Lohn, den mir ein nicht ganz ungütiges Schicksal für meine früheren Leiden zugebracht. Mag auch diese Aufrichtigkeit mir verderblich sein, ich war sie meinem Charakter, ich war sie der Arglosigkeit meines Freundes schuldig, und wenn er hinfort scheu vor meiner Begegnung zurückweicht, der letzte Act meiner Freundschaft, ich weiß es, die Art, wie ich seine Achtung verlor, wird mir einen Theil dieser Achtung erhalten.“ —

Hier schloßen die Bekenntnisse der unglücklichen Frau. Heinrich hatte sie tief bewegt gelesen und war mit einer schwer zu beschreibenden peinlichen Verwirrung am Schlusse angelangt. Er schien noch immer zu lesen, während rastlose Gedanken sich in seiner Seele stritten. Zuerst schien es ihn zu drängen, ihre Hand zu fassen, sie seiner Achtung, seiner unverbrüchlichen Freundschaft zu versichern, aber — es handelte sich um mehr als das! Wollte er alle Folgerungen dieser sophistischen Freundschaft mit unterschreiben? Er fühlte sein Herz zugeschlossen, die aufkeimende sonderbare Neigung, von einer so reinen Nebenbuhlerin berührt, von einer so schweren Beichte niedergedrückt, war verdorrt, verschwunden, und eine öde leere Empfindung nahm ihre Stelle ein. Wäre eine so beispiellose Offenherzigkeit einer weiblichen Seele nicht einer völligen Absolution würdig gewesen? Er gestand es zu, aber die einzige Losprechung, die hier genügen konnte, die Absolution der Liebe, war ihm versagt, und so mußte er sie wieder versagen. Diese herbe Enttäuschung führte ihn auf hundert Gedanken, deren jeder ein Todesurtheil war; sie machte ihn streng gegen die Sophismen, die er leicht von den Zwangsmitteln der Noth unterschied; sie machte ihn streng gegen den Genuß von Schätzen, die ein echter Stolz weggeworfen hätte,



statt sie einem schwer in Anspruch genommenen Lande zu entziehen; sie erinnerte ihn an die öffentliche Meinung, die er keine Ursache hatte gering zu schätzen, denn er besaß Freunde, deren Achtung sein Leben schmückte, und dies gab den letzten Stoß! Nun fiel ihm auf einmal bei, daß diese Frau ihn vor den Augen des Volks, vor den Augen der einstigen Geliebten durch die Straßen der Stadt geführt hatte, und er glaubte einen Kunstgriff hierin zu sehen, der ihm die weitem Schritte dadurch erleichtern wollte, daß der erste einmal unwiderruflich geschehen war. Er hatte vielleicht Unrecht, aber das menschliche Herz, zumal das Herz einer Frau, selbst einer so aufrichtigen, hat Falten, von welchen es oft selbst nichts zu wissen scheint. Eine stille Bitterkeit stieg in ihm auf, gegen alle Welt, gegen sich selbst, den unbedachtamen Nachtwandler im hellen Sonnenlichte, am meisten aber gegen die schöne Frau, die doch vielleicht eine andre Wirkung von ihrer Confession erwartet haben mochte. Er legte die Blätter neben hin und sah stumm vor sich nieder.

Aurora, welche jeder seiner Bewegungen mit hastenden Augen gefolgt war, sank mit einem tiefen Seufzer in die Ecke des Wagens und verhüllte das Gesicht. Keines von Beiden sprach ein Wort mehr. Der Kutscher, der sich mehrmals umgesehen hatte, fuhr langsam nach der Stadt zurück. Der Wagen hielt vor einem erleuchteten Gebäude; Heinrich erhob sich; Aurora machte eine unverständliche Gebärde; er ergriff ihre Hand, hielt sie lang, ungewiß, was er sagen sollte, und stürzte dann plötzlich hinaus. Mechanisch folgte er dem Menschengedränge, das nach dem erhellten Hause strömte, und erst drinnen ward er gewahr, daß er sich im Theater befinde. Unwillig wollte er zurück, obgleich er eigentlich nicht wußte, wie er die nächsten Stunden zubringen sollte, als auf einmal das Zauberwort „*Emilia Galotti*“, das er von einem der Mitdrängenden hörte, ihn vorwärts trieb, es paßte wunderbar zu seinen heutigen Erlebnissen. Das Trauerspiel hatte schon begonnen, als sich die Thüren hinter ihm schlossen. Er



war eine Weile aufmerksam, sank aber bald in einen Strudel von zerstreuten Gedanken zurück. In den Zwischenacten hörte er bang und verwirrt auf die Reden der Nachbarn, ohne doch einen Sinn davon aufzufassen. Zulezt vernahm er von Bühne und Parterre nichts mehr als ein Schwirren und Rauschen und Sprechen, dem er sich zu entreißen nicht die Kraft hatte; er stand wie gebannt bis zu Ende, und das Stück blieb ihm so fremd, als ob es in einer unbekanntem Sprache gespielt worden wäre.

Der Vorhang fiel, das Publikum erhob sich, und dieses Geräusch brachte ihn zu sich selbst. Indem er sich zum Fortgehen anschickte, wagte er einen schüchternen Blick nach der Galerie zu werfen, ob Aurora wohl zugegen sei. Sie war nicht da, aber in der Loge neben an sah er wiederum — Lottchen! und zwar in der Gesellschaft jenes jungen Edelmanns, den er früher im Hause ihres Schwagers kennen gelernt hatte. Der Baron war eben beschäftigt, ihr den Mantel umzulegen, und that dies mit jener Vertraulichkeit, die oft so viel sagt und so wenig bedeutet. Auch das noch! Unser Freund, dem alle Furien im Nacken saßen, machte, daß er hinauskam. Draußen blieb er in einem Menschennäuel stecken, was den sonst gemäßigten und duldsamen jungen Mann fast unsinnig machte; aber er mußte ausharren, und die Prüffe und Stöße, die er den unschuldigen Nachbarn in seiner Wuth austheilte, wurden ihm mit Wucher zurückgegeben. In diesem Gedränge wurde er ganz nach hinten getrieben und war der Letzte, der ins Freie kam. Die Wagen waren schon alle abgefahren; nur einer stand noch da, an welchem Heinrich vorüber mußte, und zum dritten Mal war es Lottchen, die ihm sein böser Genius zeigte. Sie stieg eben ein, von dem Baron unterstützt, der ihr sodann folgte. Der Kutscher hieb auf die Pferde, und in donnerndem Trabe flog der Wagen davon, aber nicht nach dem Hause, wo Lottchen wohnte, sondern nach einer ganz andern Seite. Heinrich eilte unwillkürlich nach und sah noch, wie der Wagen zum Thor hinaus-



fuhr, und hörte, wie der Lärm der Räder in nächtlicher Ferne nach und nach verhallte. Ein kaltes Kopfnicken sandte er nach; dann preßte er mit den Händen das Herz zusammen, um nicht laut zu stöhnen; aber unaufhaltsame Thränen stürzten ihm aus den Augen.

Hätte er gewußt, welchen Bedrängnissen das unschuldige, liebliche Mädchen entgegenfuhr, wie hätte er alle Kräfte angestrengt, um den Wagen aufzuhalten und sie in die Arme zu nehmen, nach welchen ihre stille Sehnsucht begehrte!

Er wußte es nicht, und nachdem er seinen Thränen zornigen Einhalt gethan hatte, ging er, betäubt von so vielen Schlägen, fast gedankenlos hinweg; nur ein unarticulirter Laut verrieth zuweilen, wie das unbegreifliche Ereigniß in ihm wühlte.

## 17.

O Vierge Marie,  
Pour moi priez Dieu!  
Französisches Volkslied.

Ja, es war wirklich Lottchen, das blonde Pfarrtöchterlein von Illingen, das er heute am Fenster, im Theater und zuletzt im Wagen gesehen hatte! Das gute Kind war der Einförmigkeit des väterlichen Hauses, die sie doch früher nie empfunden, und einem heimlich nagenden Gram entflohen; wenigstens glaubte sie dies zu erreichen, als sie dem guten Vater die Erlaubniß abschmeichelte, eine Woche bei der lang entbehrten Schwester zubringen zu dürfen. Es war nicht ihr einziger Wunsch: sie trug noch einen andern im Herzen, den sie aber dem Vater wie der Schwester sorgfältig verbarg. Nach langem Harren und manchem vergeblichen Blick aus dem Fenster wurde ihr endlich dieser Wunsch, ach, auf eine grausame Weise, gewährt. Sie sah den Mann, an dem ihre



Seele hing, mit einer Andern vorüberfahren, und als ob es an diesem Schmerz nicht genug gewesen wäre, sie mußte auch noch an ihm irr werden; denn was ihm seit Wochen ein Geheimniß war, das hatte das Mädchen, hierin der weiblichen Natur keineswegs ungetreu, schon während eines fünftägigen Aufenthalts erfahren. Dieser eine Blick war genügend, ihr jeden Wunsch eines nochmaligen Zusammentreffens zu benehmen und das Heimweh zu steigern, das seit dem ersten Tage ihres Hierseins in ihrem Herzen eingezogen war.

Sie mußte es bitter bereuen, daß sie auch nur auf kurze Zeit die friedliche harmlose Heimath verlassen hatte, wo Alles klar und eben war. Hier war es nicht so; sie konnte nicht heimisch werden. Schon fünf Tage war sie in diesem Hause und wußte immer noch nicht, wie sie dran sei. Ihr Schwager beharrte in seiner rücksichtsvollen Höflichkeit, aber die Ehrenbezeugungen, womit er sie überhäufte, waren ohne Werth für sie, weil ohne Wärme, ja sie wurden dem ungewohnten Kinde lästig; die schweigsamen Spielpartieen, die nach vornehmer Art fast jeden Nachmittag stattfanden, waren ihr fremd und langweilig, und ihre Schwester behielt ein unheimliches räthselhaftes Wesen, aus welchem sie auf keine Weise herauszutreiben war. Jeder Blick, jedes Wort der Liebe prallte von diesem Felsen zurück. Wenn man nur einigermaßen darüber klar gewesen wäre, auf welchem Fuße man mit ihr stehe! Aber der Expeditionsrath schien es selbst nicht zu wissen; auch schien er kein Organ für diese Rechnungsart zu besitzen. Das arme Lottchen mochte ihr zu Liebe thun und reden, was sie wollte, sie wußte nachher niemals, ob sie's ihr zu Danke gemacht, oder ob sie angestoßen habe. Ein kleines Versehen, das dem guten Kind auf dem glatten Boden der Gesellschaft widerfahren konnte, wurde eben so aufgenommen wie die freundlichste liebevollste Hingebung. Sie verzweifelte nach und nach, und als sie den Freund auf jener verhängnißvollen Spazierfahrt gesehen, so fehlte wenig, daß sie zum Zimmer und Haus hinaus und athemlos bis in die



Heimath gelaufen wäre. Aber eine Zusage band sie: es stand ihr noch eine unwillkommene Ehre für den Abend bevor.

Der Baron war noch immer der unermüdlische Hausfreund. Er hing an Amalien mit einer beharrlichen Ausdauer, welche ihm durch nichts belohnt wurde. Es war, als ob er auf keine Weise davon abzubringen wäre, die Naturgeschichte dieses seltsamen Geschöpfes zu studiren, und so schien er, im Widerspruch mit der Leichtigkeit seines geistigen Gewichtes, doch auf der andern Seite wieder jenen grundfleißigen Forschern zu gleichen, die ihre undankbaren Bemühungen den starren Hieroglyphen zugewendet haben. Lottchens frischer Jugendreiz brachte einige Verwirrung in diese Studien, und er wußte sehr gewandt zwischen beiden Schwestern seine Huldigungen zu vertheilen, welche von Amalien mit unverändertem Gleichmuth, von Lottchen aber mit verlegener Freundlichkeit aufgenommen wurden. Auch hier stand das arme Mädchen wieder auf einem unbekanntem und unsichern Boden: ein reines Gemüth, offen wie Gottes blauer Himmel und allen Künstlichkeiten fremd, wußte sie Condenienz und Herzlichkeit wenig zu unterscheiden. Eine Sprache, die so innig schien, mußte doch, so kam es ihr vor, von Herzen gehen, und dieses Herz verdiente doch einige Anerkennung. Es schmeichelte vielleicht nicht einmal ihrer Eitelkeit — oder, wenn dies unmöglich scheinen sollte, so blieb dieselbe doch sehr im Hintergrunde — daß ein Mann, dessen Neußeres keineswegs zu übersehen war, daß ein Edelmann sie solcher Auszeichnung würdigte; nein, ihrer redlichen Seele war dieses Hingeben eine Schuld, die sie nicht unabgetragen lassen konnte. Allzu schlicht erzogen, wußte sie nichts von dem weiblichen Königsrechte, sich durch keine Unterwerfung bestechen, durch kein Opfer irgendwie verpflichten zu lassen. So war sie, die Alles anders nahm und Alles anders gab, nach und nach in ein Netz von kleinen, unwillkürlichen Zugeständnissen verstrickt worden, das, als sie es endlich mit Schrecken bemerkte, ihr den hiesigen Aufenthalt noch unheim-



licher machte. Denn in diesem Punkte war der junge Mann nichts weniger als verwahrlost; mit hinreichender Feinheit verstand er sich dieser Zugeständnisse zu bemächtigen und dabei fühlbar zu machen, daß es solche seien; rasch wußte er kleine Blößen der Gutherzigkeit zu benutzen und immer neue Folgerungen darauf zu bauen, welche, wenn einmal jene zugegeben waren, nicht mehr mit rechtskräftigen Gründen abgewiesen werden konnten. Wenn aber seine schöne Beute die Tyrannei dieser Folgerungen empfand und das Netz zu zerreißen drohte, so ließ er wieder Züge sehen, die er recht eigentlich ihrem Herzen abgelauscht hatte, und die alle Gegenwehr dieser Güte und Unschuld wieder auf einige Zeit entwaffnen mußten. Eine solche Diversion war die Einladung zum heutigen Trauerspiel, wobei er ein doppeltes Opfer brachte, ein Opfer des Geschmacks und des Standes, und die von den beiden Frauen angenommen worden war, von Amalien der Ehre wegen, die sie nicht zu verschmähen schien, von ihrer Schwester aus Antheil an der Dichtung, die sie einst von einem geliebten Munde hatte loben hören, und mit einer daran geknüpften Hoffnung, die sie nun seit ihrem unerwarteten und unerwünschten Eintreffen mit heimlichem Jammer von sich stieß.

So vergingen die Stunden bis zum Abend in traurigem Stillschweigen. An Amalien war seit jenem Anblick, den sie mit Lottchen zusammen gehabt, eine eisige Kälte fühlbar, um deren Ursache das Mädchen nicht fragen mochte, wenn sie auch Zeit dazu gefunden hätte, vor der Bemühung ihr leise weinendes Herz zur Ruhe zu bringen. Nun ergab sich aber eine unvorhergesehene Verwicklung. Der Expeditionsrath kam nach Hause, über Frost und Hitze klagend, und obgleich er wenig aus seiner Unpäßlichkeit machte, so mußte er sich doch zu Bette legen. Amalie war also genöthigt, seiner Pflege wegen zu Hause zu bleiben. Lottchen fügte sich gern in dieses Hinderniß, ja, es war ihr, so weit sie die Krankheit als un gefährlich betrachten konnte, sogar willkommen, denn sie hatte nun alle Lust zum Theater verloren. Sie äußerte gegen



Amalien ihre Bedenklichkeit, allein hinzugehen. Möglich, daß es dieser mißfiel, eine Verzichtung, die sich von selbst verstehen sollte, in eine bloße Bedenklichkeit verwandelt zu sehen; aber durch ihre niederschlagende Art, alle Unreden aufzunehmen, hatte sie das arme Mädchen schüchtern gemacht, irgend etwas, und wär' es auch das Nothwendigste und Vernünftigste gewesen, geradezu vorzubringen. Genug, sie gab eine lakonische Erwiderung, welche eher so zu deuten war, als mißbillige sie es, daß Lottchen ihre Zusage zurücknehme.

„Aber ich sollte doch zu Hause bleiben, um dir an die Hand zu gehen,“ sagte Lottchen, die gar zu gern einen Grund gehabt hätte, mit ihrem Herzen ungestört zu sein.

„Ich brauche Niemanden, das darf dich nicht abhalten,“ versetzte Amalie mit jener tonlosen Gleichgültigkeit, der es unmöglich ist, ihren wahren Sinn abzugewinnen.

In diesem Augenblick der Rathlosigkeit hörte man einen Wagen vorfahren. „Gott, es ist der Baron!“ rief Lottchen, die ans Fenster gesprungen war; „er kommt mit dem Wagen!“

„So?“ sagte Amalie trocken.

„Sprich, Schwester, was soll ich thun?“

„Das steht dir frei, das ist deine Sache,“ versetzte jene; „nur wünsche ich nicht, daß du meinetwegen zu Hause bleibest.“

So abgewiesen, ging Lottchen halb trotzig, halb gehorsam auf ihr Zimmer, um den angefangenen Anzug zu vollenden.

Der Baron konnte, so sehr er Meister seiner Mienen war, doch kaum seine Freude verbergen, als er hörte, daß er mit dem Mädchen allein sein sollte. Hätte Amalie von Anfang an schärfer zugehört, hätte sie ihm nicht so oft während ihrer Spielpartieen freie Hand gelassen, gewiß, sie wäre diesmal vorsichtiger und wachsammer gewesen.

Lottchen kam und sagte mit einer Verstimmtheit, die ihrer Schwester zu spät auffiel, „guten Abend,“ der Wagen fuhr ab, und nach einigen Augenblicken saß sie an der Seite ihres vornehmen Beschützers in der Loge. Gepeinigt von den Schmerzen um ihren Freund, verlegen unter den vielen



fremden Gesichtern, die sich nach ihr umsahen, gedrückt unter den vielen gepuzten Gestalten, wußte sie seine Galanterieen kaum zu erwiedern. Der Vorhang ging auf, und das Drama beschäftigte sie eine Weile, aber die haarscharfen Schrauben und Spizen des Dialogs drangen ihr nicht ins Herz, und als ihr bei einer zufälligen Wendung Heinrich ins Auge fiel, war sie für die übrige Fabel so gut wie verloren. Er sah verstört aus und stand starr wie eine Bildsäule. Sie sah ihm genauer ins Antlig; seine Augen gingen nicht auf die Bühne, sie gingen nirgends hin. Was mochte er haben? Diese Frage beschäftigte sie während des ganzen Stücks, und sie hatte Mühe, in den Zwischenakten ihrem Begleiter die schickliche Aufmerksamkeit zu erweisen. Desto mehr nahm diesen das deutsche Trauerspiel in Anspruch, zu dem er mit so geringen Erwartungen gekommen war. Es schien ihm, als ob hier seine eigene Angelegenheit verhandelt würde, und mit ungemeiner Spannung folgte er den Intriken des schlauen Ministers, dessen rasche Geistesgegenwart er bewunderte, während er dachte, der Dichter hätte nicht nöthig gehabt, ihn so schlecht zu machen. Ein verwegener, wahnsinniger Gedanke stieg in ihm auf, den er immer wieder zu unterdrücken suchte; aber es war, als ob Marinelli ihm alle Zweifel wegscherze, er konnte nicht widerstehen, und wie verzaubert oder trunken stand er endlich auf, um draußen seinen Bedienten zu rufen und zu unterrichten. Selten wohl hat eine Dichtung so toll, so verkehrt gewirkt! Er sprach mit dem Bedienten, schickte ihn zum Wagen und ließ den Kutscher kommen, gab diesem ausführliche Befehle, war zwei halbe Akte abwesend, und als er zurück kam, hörte er eben, wie Emilia von ihrem jugendlichen warmen Blute sprach; mit einem leichten Lächeln wandte er sich zu seiner Nachbarin, aber diese sah ins Parterre und hatte nicht Acht gegeben. Er ließ sie gewähren und dachte seinen Planen nach. Nun wollte ihm doch bang werden, aber er mochte den Schritt nicht widerrufen, er fürchtete sich vor dem unterdrückten Spotte seiner Dienerschaft. Lottchen



indessen hing mit unverwandten Blicken an ihrem Freunde; sie konnte sich nicht satt sehen. Er war schöner, voller geworden, seine Haltung hatte etwas Feineres als sonst; ach! da fiel ihr ein, in welchem Umgang er sich dies erworben habe, und ein Seufzer dehnte ihr die Brust bis zum Zerspringen aus.

Das Stück war zu Ende, ihr Beschützer legte ihr den Mantel so langsam als möglich um, und sie verließen die Loge. „Das Stück hat im Ganzen ziemlich kurz gedauert,“ sagte er draußen und wollte nach der Uhr sehen. Ciel! er hatte sie verloren. Er rief laut und lang, daß alle Vorübergehenden es hörten, nach seinem Bedienten und schalt, als dieser nicht kam, mit gut gespielm Grimme auf den armen Teufel, der schon seit einer Viertelstunde im Galopp voraus war. Das gute Landmädchen, besorgt um die kostbare Uhr, die sie noch vor kurzer Zeit gesehen hatte, erbot sich, ihm suchen zu helfen. Sie suchten in der Loge und im Gang und fanden nichts. Inzwischen hatte sich das Publikum fast verloren, der Baron machte sie selbst darauf aufmerksam und ergab sich mit gezwungenem Lächeln in sein Schicksal. „Was ist die Zeit in Ihrer Nähe?“ sagte er.

Sie stiegen ein, und der Wagen fuhr fort. Lottchen, zwischen einer anziehenden Erzählung ihres Begleiters, der mit rasch eingestreuten Fragen ihre Aufmerksamkeit beisammen hielt, zwischen den Gedanken an Heinrich und den Nachwirkungen der Tragödie, so viel sie davon gesehen hatte, getheilt, merkte erst spät, wie lang die Fahrt schon daure. Der Wagen war sehr tiefsitzig, und sie mußte sich erheben, um aus dem Fenster zu sehen. Der Baron kam dieser Bewegung zuvor, sah auf der andern Seite hinaus und rief so laut, daß der Kutscher ihn hören konnte: „Höll' und Teufel! die Pferde sind läufig geworden!“ Und wirklich flog in diesem Augenblicke der Wagen wie vom Sturm geführt dahin. Lottchen that einen angstvollen Schrei; er zog sie sanft auf ihren Sitz zurück, bat sie, ja nichts Verzweifeltes zu thun, sondern ruhig



den Ausgang des Abenteuers abzuwarten, und versicherte, daß der Kutscher seines Gleichen in der Welt nicht habe, daß ihm noch nie ein solcher Streich widerfahren sei, daß es gewiß keine Gefahr haben werde, und dergleichen mehr. Sein Gleichmuth in dieser mißlichen Lage beruhigte das arglose Mädchen einigermassen. Dazwischen rief er von Zeit zu Zeit den Kutscher an und erhielt jedes Mal eine tröstliche Antwort. „Die Räder,“ sagte der Bursche endlich lachend, „lassen sich links und rechts führen, wie's beliebt, nur halten wollen sie ums Teufels willen nicht.“

„Sie sind zu lang im Stall gestanden,“ fügte der Baron hinzu, „wenn sie sich müd' gelaufen haben, so werden sie schon gut thun.“

„Ach!“ jammerte Lottchen: „meine Schwester! mein Schwager! Wie werden sie warten! Was werden sie denken!“

„Das ist noch das Geringsste!“ rief der Baron noch kläglich, „die sind bald und leicht aufgeklärt. Ich bin in weit größerer Verlegenheit: ich habe auf diesen Abend Revanche bei einer Spielpartie zugesagt, und wer wird an eine solche Entschuldigung glauben?“

Der Zeit nach zu urtheilen, hatten sie in toller Eile einen sehr bedeutenden Raum zurückgelegt, als die Pferde auf einmal langsamer gingen. Lottchen fuhr ans Wagenfenster und bemerkte, daß sie von der Fahrstraße abgekommen waren und mitten im Walde einen steilen Berg hinanzuhren. „Gottlob!“ rief sie, „die Gefahr ist vorüber; aber wo sind wir denn?“

Der Baron rief den Kutscher herbei, der abgestiegen war und neben den Pferden herging, und befahl ihm, nähere Auskunft über den Vorfall zu geben.

„Wir waren,“ erzählte der Mensch, „schon an des Herrn Expeditionsraths Haus gekommen, und ich wollte eben anhalten, als Einer mit einer Laterne vorübergeht; den reitet der Teufel, daß er sie plötzlich in die Höhe halten muß, der Schein fällt den Bestien in die Augen, und mir nichts, dir



nichts brechen sie durch und davon, als ob sie brennendes Stroh im Leibe hätten. Da war nichts zu halten; fast hätten sie mich vom Bock 'runter gerissen. Ich kann noch jetzt nicht begreifen, wie wir um die Ecken herum und zur Stadt hinaus gekommen sind. Der gnädige Herr und das Fräulein," setzte er lustig hinzu, „haben's erst so lang nicht gemerkt."

Eine sehr unangenehme Empfindung stieg bei diesen Worten in Lottchen auf, sie suchte sie zu unterdrücken und sagte: „Da müßten wir der Richtung nach im Schönbuch sein."

„Ohne Zweifel," versetzte der Baron, ihren Irrthum begierig ergreifend, und fragte den Kutscher: „Hast du schon nach Stuttgart eingelenkt, Johann?"

„Gewiß, gnädiger Herr! Ich denk', wir werden bald wieder drunten sein."

„Ja, ja, ganz recht!" wandte sich der Baron zu Lottchen, „sehen Sie, dort geht eben der Mond auf! Er steht uns gerade entgegen: also waren wir nach Westen gefahren und kehren jetzt nach Osten zurück. Kein Zweifel, wir haben die rechte Richtung."

Dies leuchtete ihr ein, aber sie wußte freilich nicht, daß sie schon vom Theater an in einer und derselben Richtung gefahren waren und sich auf einer den westlichen Wäldern gerade entgegengesetzten Seite befanden.

Der Berg war erstiegen, und die Reise ging auf ungebahnten Waldpfaden, die den Wagen von einer Seite zur andern warfen, weiter, bald eben, bald ziemliche Anhöhen hinab und wieder hinauf. Der Baron befahl dem Kutscher einmal übers andere, er solle doch sehen, daß sie wenigstens einen Ort erreichen; aber dieser schien von Allem, was man ihn hieß, das Gegentheil thun zu müssen: sie kamen zu keiner Menschenwohnung, und die Wildniß wurde eher dichter und unwegsamer. Hätte Lottchen genauer hingesehen oder mehr davon verstanden, so würde das Nadelholz, das jetzt häufig



mit den Buchen abwechselte, ihr verdächtige Aufschlüsse über die Gegend und über die Entfernung von der Hauptstadt gegeben haben. Sie war, wie der Kutscher auf dem Boock vor sich hinhurmelte, sie war schon so weit von Stuttgart weg, daß sie dort keinen Hahn mehr nach ihr krähen hören konnte.

Je mehr die Tannen zunahmen, desto breiter und weicher wurde der Weg. Lottchen, die oft genug vergebens nach Stuttgart gefragt hatte, überließ sich endlich ihrem Verhängniß, da sie zugeben mußte, daß sie jetzt doch jedenfalls zu einer ungewöhnlichen Stunde nach Hause kommen würde. Von der langen Angst und den Stößen des Wagens erschöpft, legte sie sich in die Ecke und ließ sich zur Ruhe wiegen; doch konnte sie nicht schlafen und dachte mit halb-offenen Augen ihren Sorgen nach. Da bemerkte sie, daß ihr Begleiter, leise lauernd, näher rückte und sich über sie herabbeugte; aber im Augenblick, wo er sie küssen wollte, stieß sie ihn heftig zurück und bat ihn um Gotteswillen, ihre hilflose Lage nicht zu benützen, wenn sie nicht argwöhnen sollte, daß er das ganze Abenteuer mit böser List absichtlich angestellt habe.

Er betheuerte bei allen Heiligen, er sei so unschuldig, wie das Kind im Mutterleibe, erklärte aber den Zufall für so wunderbar göttig und führte so zärtliche Reden, daß das Mädchen ihm mit sehr beklemmtem Herzen zuhörte. Sie rückte weg und duckte sich, so gut sie konnte, in ihr Eckchen. Ein zweiter Angriff ward wie der erste zurückgeschlagen, ein dritter ebenso, aber als die Scene leidenschaftlicher zu werden drohte, nahm sie sich zusammen und sagte: „Wir sind hier allein, und ich kann auf keine Hilfe hoffen, denn Ihr Kutscher wird für solche Bedrängnisse taub sein. Ich habe nur Eine Waffe, sie ist meiner und Ihrer unwürdig. Zwingen Sie mich nicht dazu! So wahr Gott lebt, wenn Sie's nicht anders haben wollen, gnädiger Herr, ich frage Ihnen die Augen aus!“ — Zum ersten Mal, seit der ganzen Bekanntschaft, hatte sie „gnädiger Herr“ gesagt, was in diesem Zu-



sammenhange sehr komisch ließ und den jungen Edelmann zum lauten Lachen brachte. Sie ließ sich aber dadurch nicht verwirren, sondern fuhr mit großem Ernste fort: „Deffnen Sie mir augenblicklich den Wagen, oder ich schlage das Fenster entzwei! Lassen Sie mich hinaus! Ich will lieber im wilden Walde verkommen, als länger so bei Ihnen sein.“

Da sie sich auch wirklich anschickte, diese Worte durch die That zu bekräftigen, so bot er Frieden und gab ihr sein aufrichtiges Ehrenwort, nichts mehr, so lang sie sich in diesem Wagen befinde, gegen ihre Ruhe vornehmen zu wollen. Ueberhaupt fing er seinen verzweifelten Einfall zu bereuen an: die tiefe Bestürzung, der hohe Ernst und das ganz verwandelte Wesen der Jungfrau zeigten ihm, wie wenig er zu hoffen habe. Er warf sich mürrisch und verdugt in seine Ecke und schien endlich zu schlafen. Auch Lottchen, die seinem Ehrenwort vertrauen zu dürfen glaubte, überließ sich nach so vielen Erschütterungen einem späten Schlummer, der nicht weiter gestört wurde.

Ein dumpfes Gerassel erweckte sie. Sie fuhr auf und sah im dämmernden Morgenlichte, wie die ermüdeten Kofse den Wagen langsam durch einen gepflasterten Thorweg zogen. Auch ihr Entführer hatte sich ermuntert und blickte verlegen zu ihr herüber. Sie sah ihm in die überwachten Augen und fand ihn ganz fremd und verändert: sie konnte gar nichts mehr von Dem entdecken, was ihr sonst an ihm gefallen hatte; er kam ihr garstig und abscheulich vor. So gewiß ist es, daß jede blinde Leidenschaft, jede trübe Gluth bei einem reinen Mädchen die entgegengesetzte Wirkung hervorbringt, daß nur natürliche, freie Entwicklung der Neigungen die Liebe zu einem heitern, reuelosen Ziele führt.

Ein Diener kam herbei und öffnete den Wagenschlag. „Du hier, Friedrich?“ rief der Baron mit erheucheltem Staunen. „Wo sind wir denn?“

Anderere eilten herzu. „Willkommen, gnädiger Herr!“ riefen sie, „willkommen auf Ihrem Schlosse!“



„Nun versteh' ich die geschaidten Bestien erst!“ sagte der Kutscher lachend, „sie hatten das Heimweh. Wie sie nur den Weg so gut gefunden haben?“

Da fiel es der Jungfrau wie Schuppen von den Augen. Sie stieß den Baron, der inzwischen ausgestiegen war und ihr heraus helfen wollte, zurück und rief: „Also ein abgemachtes Bubenstück war es! Aber es wird noch Gerechtigkeit zu finden sein in Wirtemberg, ich hoffe es. Ich will, ich befehle, daß Sie mich ohne Verzug in diesem Wagen nach dem nächsten Städtchen bringen lassen — denn weiter mag ich mich Ihren Helfershelfern nicht anvertrauen — und ich verspreche Ihnen, daß Ihr Vergehen keine schweren Folgen haben soll; aber hüten Sie sich, so lieb Ihnen Ihr Kopf ist, die Sache weiter zu treiben. Ich bin in Ihrer Gewalt, wenn Sie ein Verbrechen begehen wollen, unentdeckt wird es nicht bleiben, und die Gesetze werden ein armes, schändlich mißhandeltes Mädchen rächen. O mein Vater! mein alter Vater!“ rief sie, und ihr Zorn schmolz in eine Fluth von Thränen hin.

Der junge Mann war bestürzt bei diesem Auftritt: ein solches Ende seines unüberlegten Streiches hatte er nicht erwartet; er erkannte die Jungfrau gar nicht wieder, die ihm erst so leicht in die Schlingen seiner Artigkeiten gegangen war. Gescholten, wie ein Knabe, stand er vor seinem Gesinde und hatte nicht den Muth, irgend etwas Entscheidendes zu thun. Endlich faßte er sich und bat sie mit sanften, bescheidenen Worten, nur jetzt kein Aufsehen zu machen; das Mißverständnis werde sich ja geben; es solle Alles geschehen, was sie wolle; nur keinen unverzüglichen Ausbruch solle sie verlangen, denn die Pferde seien nicht im Stande, schon wieder Dienste zu leisten, und sie selbst bedürfe der Ruhe sehr. Mit einer geschickten Wendung hob er sie bei diesen Worten aus dem Wagen und wollte sie triumphirend über den Hof geleiten; aber sie hatte sich ihm schon wieder entzogen und rief heftig: „Nicht einen Augenblick will ich mit Ihnen unter Einem Dache sein! Was Sie mit List angefangen haben,



mögen Sie mit Gewalt vollenden, aber mit meinem Willen soll nichts geschehen, was einer Beistimmung ähnlich sieht; ich rufe alle diese Leute zu Zeugen auf!"

Sie sah sich im Kreise um und gewahrte eine häßliche alte Frau, in deren Mienen sie Theilnahme zu lesen glaubte. Es war doch ein weibliches Wesen, und mit einem Laut der Freude eilte sie auf sie zu. „Bei Euch will ich bleiben, gute Frau!“ rief sie, „sei Eure Wohnung beschaffen, wie sie wolle, mir soll sie anständig sein! Gönn mir einen Aufenthalt von ein paar Stunden, und dann begleitet mich, am liebsten zu Fuße, nach der nächsten Stadt. Es wird doch Beistand zu finden sein, ich bin ja nicht unter Türken und Tartaren.“

Sie nahm sie dringend bei der Hand und zog sie fort, indem sie gegen den herantretenden Junker eine abwehrende Gebärde machte. Dieser aber gab der Alten hinterrücks einen Wink und ließ dieselbe ungehindert mit ihrem Schützling gehen. Seinen Dienern nahm er unter freundlichen und strengen Ermahnungen das Versprechen der Verschwiegenheit ab, ließ etwas davon fallen, daß man die Sache auf eine vernünftige Weise wieder in Ordnung bringen müsse, und begab sich, von ihnen gefolgt, in das Schloß.

## 18.

Weg hast du aller Wegen,  
An Mitteln fehlt's dir nicht.  
Altes Kirchenlied.

Lottchen wurde von der Alten wieder durch den Thorweg zurückgeführt, wo sie hereingefahren war; sie gingen seitwärts an einem Meiereigebäude vorüber, dessen freundliche Wände und neue Fenster der armen Verfolgten zu winken schienen. Aber ihre Hoffnung war vergebens: die Alte ging vorbei,



ohne sich aufzuhalten, und bedeutete sie mit der Hand, rasch zu folgen. Hinter der Meierei zog sich der Weg längs des Schlosses hin und führte zu einem Thurme, der eine abgeforderte Warte zu sein schien, aber mit dem alten Herrenhause in Verbindung stand. Die Alte schloß eine Thür an seinem Fuße auf und bat das Mädchen, einzutreten; Lottchen aber weigerte sich und wollte in der Meierei ein Unterkommen finden.

„Das geht nicht,“ sagte die Alte, „wenn Sie bei mir sein wollen, Fräulein, so müssen Sie sich hier bequemen, denn hier ist meine Wohnung; der Meier ist unverheirathet, und Sie finden keine weibliche Seele in seinem Hause.“

Lottchen sah ihr genau ins Gesicht; es war nichts Verdächtiges darin zu lesen, und doch konnte sie sich nicht entschließen, ihr zu trauen. Ein rascher Gedanke fuhr ihr durch den Kopf: die Alte schien schwach von Kräften und in diesem Augenblick ohne Beistand zu sein — wie, wenn sie ihr entweichen könnte? Sie schaute schnell umher, aber, ach, in der Ferne waren Leute auf dem Feld beschäftigt, gewiß Eigene ihres Entführers, die ihr die Flucht zu versperren drohten.

„Versuchen Sie's einmal,“ fuhr die Alte fort, „das Nestchen ist nicht so unwohnlich, wie's von außen scheint. Kommen Sie nur, Sie werden sich wundern.“

Lottchen war zum Umsinken erschöpft; wenn sie Ruhe finden wollte, so mußte sie sich in ihre Lage fügen. Sie stiegen zwei Treppen hinan und betraten ein allerliebstes rundes Zimmerchen, mit etwas altmodischem Hausrathe behaglich angefüllt; ein frisch überzogenes Bett auf der einen und ein großer gemalter Ofenschirm auf der andern Seite vollendeten die Ausstattang. Die Alte sagte, dies sei ihr Gaststübchen, und sie selbst wohne unten. Dann trippelte sie fort, um einen Kaffee zu kochen, brachte dazwischen Hauskleider und war ihrem schönen Gast beim Umkleiden behilflich. Lottchen verwunderte sich über den jugendlichen Schnitt der Gewande und erfuhr, sie gehören einer Nichte, die dann



und wann zum Besuch hier erscheine, aber nur, wenn der Herr abwesend sei. Die Alte war, wie aus ihren Reden hervorging, seine Schaffnerin und das einzige Frauenzimmer, das er, einen zweideutigen Anstand beobachtend, in seinen Diensten hielt.

Bald dampfte auf dem Tischchen ein herrliches Frühstück, das überwachte, geängstigte Mädchen von Grund aus erquickend. Ihre Wirthin lud sie ein, sich zur Ruhe zu legen, und verließ das Zimmer. Lottchen ging gedankenvoll auf und ab und trat ans Fenster, von wo sie nach der Meierei und weiterhin über endlose dunkle Waldungen hinsah. Dann warf sie sich aufs Bett, gab sich der Pein ihrer hilflosen Lage hin, dachte an ihren ehrwürdigen Vater, an das Schicksal ihrer Schwester und weinte bitterlich. Endlich aber siegte die bis zum Aeußersten angegriffene Natur, und sie fiel in einen schlummerartigen Zustand, aus dem sie in unruhigen Träumen bald schluchzend, bald schreiend hundertmal wieder emporfuhr.

So zwischen Schlaf und Wachen hinschwebend, glaubte sie auf einmal in der Nähe ein Geräusch zu hören. Sie richtete sich auf und horchte, den Kopf auf den schönen Arm gestützt. Alles war wieder still. Da richtete sich ihr Auge zufällig auf den Ofenschirm, dessen seidene Wand an einigen Stellen zerrissen war, und sie sah ganz deutlich die Bewegung einer dahinter verborgenen Gestalt. Mit einem Schrei sprang sie vom Bett herab und eilte nach der Thüre. Aber diese war geschlossen.

„Um Gotteswillen!“ rief Lottchen mit Entsetzen, „wer ist da?“

„Gut Freund!“ antwortete die Stimme des Barons. Er entfernte den Schirm, hinter welchem statt eines Ofens eine kleine Thüre zum Vorschein kam. Auch er schien geschlafen zu haben, denn er sah frisch und blühend aus und stand in einem knappen Jagdkleide mit entzückten Augen vor dem Mädchen, in dessen verändertem Anzug eine gewisse Auf-



forderung zur Vertraulichkeit für ihn zu liegen schien. Ob' er aber einen Schritt näher treten konnte, war sie von der Thüre nach dem Tisch gesprungen, griff zum nächsten besten Gegenstand und schleuderte ihm eine Tasse entgegen, die ihm die Haare streifte und an der Wand in hundert Scherben zerfuhr. Noch hatte diese ihr Ziel nicht erreicht, als Lottchen schon die Kaffeekanne in der Hand hielt und drohend gegen ihren Angreifer schwang.

„Lassen Sie uns Waffenstillstand schließen, meine schöne Gefangene!“ rief dieser und nahm sich einen Sessel in beträchtlicher Entfernung von ihr. „Strecken Sie ein, oder vielmehr, setzen Sie ab! Ciel, wenn Sie einen Mord begehen würden! Mein Justizamtmanu seufzt schon längst nach einem Maleficanten, und dieser Götternacken wäre doch wahrlich zu gut für ihn. Legen Sie die Waffen nieder und respectiren Sie diese Friedensflagge.“

Er schwang sein Taschentuch mit Grazie gegen sie und setzte sich. Auch Lottchen nahm Platz, denn ihre Kniee zitterten, doch rückte sie den Tisch zwischen sich und ihren Feind und sah mit kampfbereiten Blicken nach ihm hinüber, keineswegs beruhigt durch den muthwilligen Ton, den er angenommen hatte.

„Sehen Sie,“ eröffnete er die Friedensverhandlungen, „ich habe einen dummen Streich begangen; das ist mir jetzt sehr klar, und ich bekenne es freimüthig. Nehmen Sie sich ein Exempel an dieser Aufrichtigkeit und gestehen Sie, daß auch Sie nicht ganz außer Schuld sind. Sie haben mir Hoffnungen eingeflößt, die ich jetzt mit Erstaunen getäuscht sehe, Sie haben mir Avancen gemacht —“

Bei diesen Worten war es der Jungfrau, als ob ihr das Herz von einer kalten Hand in der Brust umgekehrt würde. Sie fuhr empor und unterbrach ihn. „Wie?“ rief sie, „erröthen Sie nicht, ein Mädchen, dem Sie mit gutem Gewissen nicht in die Augen sehen können, so herabwürdigen zu wollen? Hätt' ich geahnt, wie grenzenlos meine ver-



trauende Freundlichkeit von Ihnen mißdeutet werden würde, o wie wollt' ich Sie von Anfang an nach Verdienst behandelt haben! Trachten Sie nicht, meine unerfahrene Güte bei mir selbst zu erniedrigen. Es ist das Einzige, was ich noch habe, mein gutes Bewußtsein. Vergiften Sie es nicht mit Ihren glatten höhnischen Worten; nein, lieber werfen Sie die Maske ab, die Ihnen so übel steht, und brauchen Sie Ihre ganze Macht gegen mich! Lassen Sie Ihre feilen Knechte kommen —"

Der Baron sprang erbittert auf und stampfte auf den Boden. „Sie dürfen mich nicht lang mehr reizen,“ rief er, „bei Asmodi und Belphegor, ich bin sehr gesonnen, nach Ihren Worten zu thun!“

Lottchen war einer Ohnmacht nahe, aber sie bot alle ihre Kräfte auf und rief emporspringend: „Gehen Sie, werfen Sie zuvor einen Blick in Ihren Adelsbrief, und dann kommen Sie wieder mit Ihren Henkern.“

Er sah ihr mit Bewunderung in die flammenden Augen. „Gott,“ rief er unwillkürlich, „wie schön Sie sind! Nein, fürchten Sie nichts von mir. Aber auch Sie müssen sich mäßigen, wenn Ihre Sprache mich nicht zum Aeußersten bringen soll.“

Er setzte sich wieder und gab ihr einen Wink, das Gleiche zu thun. „Mort de ma vie!“ rief er. „Sie kleine Heldin! Sie könnten ja eine ganze Reichsarmee aus der Fassung bringen. Wo haben Sie denn diese prachtvollen Augen her? Wie? was haben Sie da von dem Briefe gesagt? Es war glanzvoll gegeben! Nein, bei allen meinen Ahnen! das alte Pergament dürfte sich Ihrer nicht schämen. Gerade heraus! wollen Sie's mit mir theilen? wollen Sie? — Sehen Sie mich nicht so ungewiß an! Sie verstehen mich wohl. Keine Verstellung! wollen Sie?“

Er streckte ihr die Hand entgegen. Sie wehrte sie ab. „Und wenn ich das für einen neuen Kunstgriff nähme,“ sagte sie, „könnten Sie mir's verargen?“



Er sprang auf, trat vor sie hin und legte feierlich die Hand auf den Tisch. „Ich gebe Ihnen mein ritterliches Wort, daß es mein Ernst ist!“ rief er. „Und im Vertrauen gesagt, es ist die vernünftigste Art, wie wir Beide uns aus der Affaire ziehen können.“

Sie blickte eine Weile vor sich nieder, denn der letzte Grund hatte seine Wirkung nicht verfehlt; allmählig aber begann sie das Köpfchen zu schütteln, und immer stärker; dann sah sie ihn ernsthaft an und sagte: „Ich habe Unrecht gethan, Sie zum Schwur herauszufordern. Glauben Sie mir, wir taugen nicht zusammen; wir würden nicht glücklich sein.“

Er biß sich auf die Lippen und setzte sich. „Auch gut!“ sagte er. „Es wäre vielleicht wieder ein dummer Streich gewesen. Nun also, da wir nicht zusammen taugen, wie machen wir's, daß wir auseinander kommen?“

„Geben Sie mich den Meinigen zurück!“ rief sie innig bittend, „noch in dieser Stunde lassen Sie anspannen! Ich will Ihnen Alles verzeihen! Sie können sich ja selbst vorstellen, daß das für meinen Ruf das Beste ist.“

„Was kümmert sich ein so stolzes Bewußtsein um den?“ versetzte er. „So ohne alle Bedingung kann ich Sie nicht loslassen — ich bin zu weit gegangen — wir müssen einen Tractat abschließen. Um Ihren Ruf brauchen Sie nicht besorgt zu sein, Niemand weiß um das Geheimniß als die Ihrigen und ein Paar meiner Leute, die schweigen werden. Und die Ihrigen —“

„Wissen gar nichts, als daß ich nicht nach Hause gekommen bin!“ rief Lottchen. „Bedenken Sie doch nur, daß man überall fragen und klagen wird!“

„Wissen Sie was?“ sagte er, „setzen Sie sich geschwind und schreiben Sie ein Briefchen, das ich augenblicklich durch einen Courier absende. Sie sagen, Sie seien wohl, man möchte sich stille halten und die Aufklärung abwarten, oder wie Sie das geben wollen.“



„Nimmermehr!“ rief sie empört, „das würde mich ja in ein ganz falsches Licht bei den Meinigen setzen. Sehen Sie? da hab' ich Sie wieder ertappt, daß Sie's noch immer nicht ehrlich meinen! Aber nur zu! Sie spinnen Ihre Ränke gegen sich selbst: wenn die Sache Aufsehen macht, so kann man auch Sie nicht schonen.“

„Sie können ruhig sein,“ erwiderte er, „ich habe dafür gesorgt, daß man nicht nachforscht, nicht klagt, und daß überhaupt kein unnöthiger Skandal gegeben wird. Fragen Sie nicht, ich sage nichts weiter. Und nun, meine schöne Freundin oder Feindin, welches von beiden Sie sein wollen, das hängt nicht so ganz von Ihnen ab, wie Sie meinen; denn je länger Sie hier mein Gast gewesen sind, desto mehr haben Sie Ursache zur Verschwiegenheit, und desto weniger hab' ich nachher von Ihrer Verfolgung zu fürchten. Auch gebe ich noch nicht alle Hoffnung auf, das Trostköpfchen doch noch etwas zahmer zu machen; vielleicht taugen wir am Ende besser zusammen, als Sie sich bis jetzt schmeicheln wollen. Auf Wiedersehen, meine liebenswürdige Arrestantin — und, Scherz bei Seite, Unritterliches haben Sie nichts von mir zu fürchten.“

Er verbarg Verdruß und Verlegenheit hinter einem imponirenden Lächeln, grüßte mit einer Handbewegung und verschwand nach der Seite, von welcher er gekommen war. Lottchen ließ es ihr Erstes sein, an die von der Alten verschlossene Thüre zu eilen und den Riegel von innen vorzuschieben. Hierauf setzte sie sich, um die völlige Entfernung des Barons abzuwarten und dann zu versuchen, ob der geheime Zugang, dessen er sich bedient, nicht auch für sie einen Ausweg hoffen lasse. Unruhig sprang sie wieder auf, ging nach allen Richtungen im Zimmer hin und her und trat endlich ans Fenster. Sie ließ die Augen ungeduldig und in die Wette mit den beneidenswerthen Vögeln über die Wälder hinschweifen, da erblickte sie — nein! War er's, oder war er's nicht? Dort am nahen Waldsaum! Er war's! In dem



Jagdkleide von vorhin, von einem Bedienten begleitet, der zwei Gewehre trug, ritt er in den Wald hinein, um die mißlungene Jagd mit einer glücklicheren zu vertauschen.

„Fort! fort!“ riefen tausend Stimmen in ihr, „der Augenblick ist gekommen!“

Es klorrte an der größeren Thüre; sie hörte, wie man von außen aufschloß und dann klinkte und drückte, da der innere Riegel widerstand. „Machen Sie doch auf!“ rief die Stimme der Alten, „ich bringe Ihnen zu essen.“

„Ich begehre nicht zu essen!“ erwiderte Lottchen und befahl dem verrätherischen Weibe mit harten Worten, sich zu trollen.

Nun erst wagte sie, die unbekannte Gegend hinter dem Ofenschirme zu untersuchen. Das Thürchen gab dem leisesten Drucke nach; es war nicht verschließbar, konnte also nicht zu ihrer Einsperrung, aber auch nicht zu ihrem Schutze dienen. Sie gelangte durch dasselbe in eine schmale Galerie, die ins Schloß hinüberführte, und deren Anblick ihr beim Kommen durch den Thurm entzogen geblieben war. Am Ende der Galerie öffnete sie eine Thüre und trat in eine Waffenkammer, wo rostige Schwerter, Lanzen, Morgensterne und Hellebarden mit neuen Jägerwaffen in bunter Zusammenstellung durch einander lehnten und hingen. Einen flüchtigen Blick warf sie auf diese Geräthschaften und schritt ohne Verzug hindurch. Mit klopfendem Herzen flog sie auf die entgegengesetzte Thüre zu, um ihr Heil an derselben zu versuchen. Aber, ach, die Thüre war von außen verschlossen, und verarmt an Hoffnung, mußte Lottchen den Rückzug in ihr Thurmgefängniß erwählen. Sie trat jedoch diesen nicht an, ohne zuvor den Riegel vor die Thüre gestoßen zu haben. Indem sie durch die Kammer zurückging, hatte sie den Einfall, ein Paar Pistolen, die leichtesten, die sie finden konnte, und einen schön gearbeiteten Hirschfänger mitzunehmen, und sie erschrak vor sich selbst, als ein spiegelblanker Schild ihr zeigte, wie seltsam sie, die schüchterne Jungfrau, in dem Waffenschmuck er-



schien. Zum Ueberflusß verschloß sie auch die nach der Galerie zurückführende Thüre fest, indem sie den rostigen Schlüssel mit äußerster Anstrengung mehrmals umdrehte. Dann untersuchte sie die Galerie genau. Dieselbe hatte keinen andern Ausgang, und so überzeugte sie sich, in ihr Zimmerchen zurückkehrend, daß auf diesem Wege an kein Entkommen zu denken sei; doch hatte sie in ihrer Niedergeschlagenheit den Trost, in der Rüstkammer sich gegen jeden weiteren Ueberfall vom Schlosse her gesichert zu haben, und hoffte nun für ihre Erlösung auf eine spätere, stillere Stunde; denn die Nacht, war sie fest entschlossen, nicht mehr in diesem Kerker zuzubringen. Sie setzte sich an das Tischchen, um ihren Plan zu machen. Es gab nur Einen, und zur Durchführung desselben, in welcher Art auch diese erfolgen mochte, erkannte sie es für nothwendig, die Alte, von deren Wiederkommen sie überzeugt sein durfte, friedlich ins Zimmer hereinzulassen. Sobald sie diesen Entschluß gefaßt hatte, verbarg sie ihre Waffen im Bette und legte sich im Gefühl der vollkommensten Sicherheit nieder, um den lang entbehrten Schlaf in die Arme zu schließen und Kräfte für die bevorstehenden Anstrengungen und Stürme zu sammeln. Aus diesem tiefen gesunden Schlummer wurde sie endlich durch ein anhaltendes Pochen aufgeweckt. Es dämmerte schon, als sie sich aufrichtete; sie rief, und die Stimme der Alten ließ sich zur Erwiderung vernehmen. Sie bat dringend um Einlaß: „Der Herr ist fortgeritten,“ sagte sie, „und wird erst spät in der Nacht zurückkommen; er jagt mit einem Freunde. Nehmen Sie doch um Gotteswillen einen Bissen zu sich: Sie müssen ja umkommen vor Schwäche! Und werfen Sie Ihren Zorn nicht auf mich: ich bin unschuldig und thue nur, was mir befohlen ist, aber auch kein Haarbreit darüber.“

Lottchen ging an die Thüre und unterhandelte mit der Alten. Erst als diese bei allen Erzvätern und Propheten, bei den heiligen Wunden und beim Brief Pauli an die Korinther geschworen hatte, daß sie allein sei, schob das Mädchen



den Riegel zurück. Die Alte war allein; sie trug ein Abendessen nebst einer Flasche köstlich duftenden Weines auf. Lottchen ließ sich das Essen herzlich schmecken; die Alte setzte sich ihr gegenüber und sah mit Behagen zu. Ihrer Ermahnung, den Wein zu kosten, wollte aber die Jungfrau keine Folge leisten, weil sie fürchtete, es möchte irgend etwas Hinterlistiges darin enthalten sein. Die Alte, um ihr diesen Verdacht zu benehmen, holte ein zweites Glas aus der Tasche hervor, schenkte sich ein und trank mit so handwerksmäßigen Zügen und so vergnügtem Schnalzen, daß die Gefangene sich alsbald das Mittel an die Hand gegeben sah, durch welches sie ihren Anschlag am sichersten und ohne alle Gewalt ausführen konnte. Sie überließ der Alten den Wein gänzlich, ohne ihr auf eine auffallende Weise zuzusprechen, verwickelte sie aber in ein lebhaftes Gespräch, das sie beständig nöthigte, Lippen und Zunge anzufeuchten. An den Reden des dankbaren, treuherzig gemachten Weibes, das den gegen ein so rechtschaffenens junges Blut geübten Muthwillen bitter tadelte, merkte sie, daß sie von dieser Seite keine böse Absicht, keine freiwillige Feindseligkeit zu besorgen habe. Aber aus den redselig ausgesprochenen Mittheilungen der Alten über die Familienverhältnisse und sonstigen Beziehungen des Schlossherrn, selbst aus dem Freimuth, womit sie von ihm Gutes und Böses durch einander sprach, klang zugleich fortwährend eine Unterwürfigkeit heraus, die das vorsichtige Mädchen überzeugte, daß sie bei einer solchen, an unbedingten Gehorsam gewöhnten Seele nicht auf Einverständnis und Hilfe rechnen dürfe.

Die Flasche stand leer auf dem Tisch, und noch war keine Wirkung von dem Weine zu verspüren. Die Zeit verrann, die Nacht rückte vor, der Verfolger konnte nun bald zurückkommen: und wie, wenn bei ihm ein inzwischen mit dem befreundeten Nimrod genossenes Glas auf andere Weise wirkte, als sie bei der alten Schwägerin beabsichtigte?

Da war keine Zeit zu verlieren. Lottchen blickte ein



paarmal lüſtern nach der leeren Flaſche und äußerte endlich ihr Bedauern, den Wein verſchmährt zu haben, der vielleicht Arznei für ſie geweſen ſein würde. Dies gab der Alten Flügel; mit freudefunkelnden Blicken ſtand ſie auf und eilte fort, eine neue Ladung zu holen. Lottchen rief ihr nach und bat, ihre Kleider mitzubringen, die ſie morgen wieder anziehen gedenke; denn nicht ein Fegen von ihr ſollte als Trophäe in dieſem Neſte zurückbleiben!

Die Alte kam zurück mit den Kleidern und mit einem ziemlich großen Krüge Weins. Lottchen gab es zu, daß ſie ihr das Glas bis oben füllte, und nippte zuweilen ein wenig daraus. Aber ein Höllengeiſt ſchien in dem Wein zu ſitzen, denn die Alte, obgleich ſie nachgerade kaum die Zunge mehr zu rühren vermochte, ſaß immer noch mit hellen Augen da. Der Krug war beinahe auf der Reige, als endlich der armen Gefangenen die Geduld zu ſchwinden begann. Schon blickte ſie entſchloſſen nach dem Bette, wo die Waffen lagen, und war im Begriff, den Quälgeiſt mit vorgehaltener Piſtole zu meißtern, da begann die Alte laut und unanſtändig zu gähnen, noch einmal und zum dritten Mal; ihre Augen wurden gläſern, und ſie ließ das matte Haupt auf den Tiſch ſinken. Lottchen wartete noch ein wenig; aber nach einigen Minuten erklang eine heroische Schlafmuſik, unter deren Orgeltönen das Mädchen getroſt ihre Kleider zu einem Bündel ſammenmachte.

Ehe ſie Weiteres zu unternehmen wagte, öffnete ſie das Fenſter und horchte in die Ferne nach den Jägern. In den Wäldern war Alles ſtill, aber von der Meierei her vernahm ſie lautes Geſpräch und Gelächter. Sie ſuchte ſich die Gegend und die Richtungen, die ſie der Alten abgefragt hatte, genau einzuprägen. Dann ſchnallte ſie ſich den Hirschfänger um, ſteckte die Piſtolen in den Gürtel, ergriff das Licht, nahm der Alten ihren Schlüsselbund von der Seite, wandte die Augen flehend gen Himmel, dann noch einmal auf die Schlafende und eilte zur Thüre hinaus und die Treppen



hinab. Unten war die Thurmthüre geschlossen, aber einer der Schlüssel öffnete. Sie löschte das Licht, schloß den Thurm wieder zu, blieb einen Augenblick lauschend stehen, warf dann Licht und Schlüssel weit von sich, und hast du gesehen? war das Vögelein entflohen.

## 19.

Mit Widerwillen  
Betret' ich schauernd diesen Pfad,  
Allein ich muß. —  
Ein schauerlicher Ort, ein traurig Licht —  
Ihr Götter, wach' ein Nachtgesicht!  
Goethe.

Alle himmlischen Gestirne hatten die Nacht bezogen, als Lottchen den Thurm verließ, es war hell genug, um auch das kleinste Steinchen unterscheiden zu können. Der Abendstern stand noch am Himmel und schien ihr freundlich den Weg zu zeigen, den sie wählen sollte. Sie umging einen kleinen Hügel, an welchen die Meierei sich lehnte, und fand einen sanft ansteigenden Fußpfad, auf welchem sie nach der Seite, die sie sich vom Fenster aus gemerkt hatte, zu dem Walde kam. Ein tiefer Schauer faßte sie, als sie sich, zum ersten Mal in ihrem Leben, ein hilfloses Mädchen, in einsamer Nacht seinen geheimnißvollen Schatten überließ. Aber die Gefahr, die sie hinter sich fürchtete, trieb sie unaufhaltsam durch die Schreckbilder, die ihr entgegen traten, hindurch.

Ihr Bündel wurde ihr beschwerlich, sie hielt an einem Gebüsch und öffnete es, um ihre eigenen Kleider über die andern anzuziehen. Kaum war dies geschehen, so vernahm sie Stimmen in der Ferne und bald Fußtritte aus der Tiefe des Waldes. Sie verbarg sich hinter dem Gebüsch, aber wie ward ihr zu Muth, als sie beim Näherkommen die Stimme



ihres ärgsten, gefährlichsten Feindes erkannte! Er war es wirklich; er kam zu Fuß, von seinem Jäger begleitet, der einen Hund an der Leine führte. Sie glaubte eine finstere Entschlossenheit in seinem Gesichte zu lesen; verzweifelnd zog sie den Hirschfänger und hielt eine der Pistolen, ach! mit ungespanntem Habue, vor sich hin.

Der Hund schlug an; er hatte sie gewittert, so sehr sie auch den Athem zu unterdrücken strebte. „Hier steckt etwas, gnädiger Herr!“ sagte der Jäger.

„Daß stecken!“ versetzte der Baron verdrießlich. „Es ist kein Glückstag; ich mag nichts mehr heute.“

„Das ist kein Wild,“ hub jener wieder an. „Sehen Sie, wie der Hund sich anstellt, er will ja das Seil zerreißen.“

„Nichts da!“ rief der Edelmann lachend. „Was wird's am Ende sein, als ein ehrlicher Kerl, der mir einen Hasen stiehlt! Leben und leben lassen! Vorwärts!“

„Das möge dir Gott vergelten!“ flüsterte das Mädchen und sank, während die Schritte sich entfernten, halb ohnmächtig zu Boden; sie glaubte die Schläge ihres Herzens von allen Enden wiederhallen zu hören. In der Ferne winkelte der Hund, der an der Leine weiter gerissen wurde.

Der feuchte Thau, der ihr die Wangen neckte, und der kühle Nachwind, der ihr durch die Locken säufelte, erfrischten sie und gaben ihr Muth, sich zu erheben und ihre traurige Pilgerschaft fortzusetzen. Sie stützte sich auf die blanke Waffe und wanderte dahin, so gut ihre wankenden Glieder sie tragen wollten. Der Steig führte zu Gründen nieder, wo es so finster war, daß sie über Baumwurzeln strauchelte, dann wieder zu freieren Anhöhen empor, wo die Lichter des Himmels ihr neues Vertrauen einflößten. Auch schwebten da und dort aus den Gebüschten grünschimmernde Leuchtkäferchen hervor; sie konnten ihr die öde schauerliche Finsterniß nicht erhellen, doch begleiteten sie die Verlassene mit ihrem tröstlichen Lichte und mit der willkommenen Gesellschaft lebendiger Wesen. Zuweilen kreuzten sich die Pfade; sie wählte



den ihrigen auf gut Glück und war bald über die eingeschlagene Richtung völlig ungewiß.

Lang, lang war sie so durch den Wald hingeirrt, von jedem Busch, der einen Arm in die Höhe streckte, von jedem fallenden Blatt, von jedem aufrauschenden Wild, oder wenn ein Vogel im Schlaf einen Laut von sich gab, bis auf den Tod erschreckt, als sie endlich einem breiteren Wege, den die Bauern zu ihren Holzfuhren benutzen mochten, begegnete. Die Sterne, allmählig von Wolken da und dort überzogen, beleuchteten ihn kümmerlich. Sie eilte auf ihm fort und fort und horchte zuweilen erschrocken zurück, wenn der Widerhall ihres Ganges sie mit dem Geräusch nacheilender Tritte betrog. Kaum konnte sie sich mehr auf den Füßen halten, als endlich der Wald wie zu einer Thormölbung auseinandertrat und sie ins Freie sehen ließ. Mit beflügelten Schritten, als ob der letzte Baum noch ein Ungethüm verbürge, flog sie über die Waldöffnung hinaus, und als sie das Reich des Schreckens hinter sich hatte, setzte sie sich auf einen Stein und weinte vor Hoffnung und Furcht.

Der Weg senkte sich von da aus schroff ins Thal hinab. Es war etwas heller als zwischen den Bäumen, aber der Himmel umwölkte sich mehr und mehr, und ihre Augen, die forschend drunten umherschweiften, konnten nur so viel erkennen, daß dort freies Feld sich ausbreitete, so daß sie den größten Mengsten entronnen zu sein hoffte. Auch glaubte sie das Rauschen eines Wassers zu vernehmen. Dort unten mußte doch eine Menschenwohnung, ein menschlicher Empfang und Schutz vielleicht zu hoffen sein. Von Verfolgung hatte sie noch keine Spur wahrgenommen: sie lauschte noch einmal nach dem Walde hin: kein Ruf, kein Hundegebell weckte das nächtliche Schweigen auf, und nur der Nachthauch bewegte mit leisem Säusen die Wipfel der Bäume.

Sie verließ ihren Sitz und begann langsam den Berg hinabzusteigen. Je tiefer sie kam, je kälter wehte ihr die Luft entgegen, so daß sie ihre aufgelösten und verwirrten



Kleider fest um sich zusammen zog. Es schien, als sollte dieser letzte Rest ihrer Reise noch schauerlicher und leidensvoller sein; denn die himmlischen Lichter, die sie so lang tröstend begleitet hatten, verließen sie jetzt ganz, und sie tappte in völliger Nacht auf einem ungewissen Boden fort. Dazu rauschte das Wasser näher und näher; sie erreichte es endlich und wagte keinen Schritt weiter zu gehen. Aber die Kälte ward trotz der doppelten Kleidung empfindlich, und noch immer fürchtete sie Gefahr im Rücken. Die Nacht, in welcher ihr Auge nach und nach sehen lernte, ließ sie einen Steg erkennen, auf beiden Seiten ohne Geländer, aber breit genug, um auch in der Dunkelheit ohne allzugroßes Wagniß hinüberzukommen. Mit Hilfe des Hirschjägers, der ihr als Stab diente, betrat sie ihn; er krachte und dröhnte unter ihr; die eine Angst trieb sie, blindlings dahinzulaufen, die andere hieß sie angewurzelt still stehen, und lang dauerte es, bis sie wieder sichern Boden unter sich hatte. Nun konnte sie den Weg rascher fortsetzen, dessen Grenzen Gehege zu beiden Seiten ihr bezeichneten und sie mit ihrer abstechenden Dunkelheit auch durch Krümmen und Wendungen richtig hindurchführten.

Sie mochte so einige Büchschüsse weit gegangen sein, als auf einmal eine große schwarze Masse vor ihr auftauchte und eine Menschenstimme, die sie schon seit einiger Zeit vernommen zu haben glaubte, näher und deutlicher ihr zu Ohren drang. Es waren tiefe, feierliche Töne, wie eines Betenden, die aber in dem Augenblick, da sie anhielt, verstummten. Sie stützte sich auf ihre Waffe und hielt Rath mit sich. Am liebsten wäre sie in den Himmel geflohen und hätte sich dem ewigen Vater weinend ans Herz gelegt, so bang und weh war es dem verlassenen, geängstigten Erdenkinde. Aber sie mußte doch vorwärts; sie konnte ja nicht hier in der Nacht umkommen wollen, und Gott ist überall, dachte sie, und gute Menschen auch.

Sie ging auf den formlosen Riesenschatten zu, ihre Hand



griff an Stein, und sie tastete längs einer endlosen Mauer fort, von Pfeilern unterbrochen, bis sie eine halboffene Thüre fand, vor welcher sie wieder zögernd stehen blieb.

Leise trat sie endlich ein, den Hirschfänger vor sich hinstreckend, und während dieser etwas Eisernes traf, daß es klirrte und wie ein Haken schwankte, fand sie mit der Linken etwas wie eine Bank, worauf sie sich, zusammensahrend über das Geräusch, mit einbrechenden Knien niedersetzte. Da begann die männliche tiefe und feierliche Stimme von Neuem.

„Horch! da klirrt es wieder,“ sprach sie, „da rasselt wieder Einer an den Riegeln seines Grabes. Seid ihr noch nicht alle beisammen? Wankt noch da und dort Einer verschlafen hervor, den die grenzenlose Leerheit und die ewige Sehnsucht aus seinem Kerker treibt? Noch verzeucht das Licht. Noch ist die Nacht nicht hin.“

Das Mädchen klammerte sich, angefesselt von Entsetzen, an ihren Sitz und starrte, von kalten Schauern durchrauscht, athemlos in das Dunkel hinein. War sie im Haus des Wahnsinns? War sie in eine Versammlung nächtlicher schlafloser Geister gerathen? Jeden Augenblick fürchtete sie von einem angerührt zu werden, aber sie konnte nicht vorwärts und nicht zurück. Ihre Gedanken begannen zu kreisen, sie fühlte sich dem Wahnsinn nahe.

„Den kenn' ich,“ sprach es weiter, „aber er gehört nicht hieher. Bist du mir nachgezogen aus der Ferne, herrschsüchtiger Vogt? Sieh mich nicht so finster und ingrimig an! Ich war dir nicht feind, ich habe nur deinen Gewaltthatigkeiten gerechte Dämme gesetzt. Was du leidest, leidest du nicht von mir; in dir selbst wohnt dein Gericht. — Da kommt noch Einer, der jüngste Derer, die da schlafen. Noch ist er nicht verfault, und schon treibt ihn das innere Gericht wieder unruhig hervor aus seiner Kammer. Armer Amtmann! Nicht wahr, die äußere Güte macht's nicht aus, und der äußerliche Anstand und das Wohlleben? Nun ist er verschwunden, der prachtvolle Weltförmigkeit und der höfliche Stolz,



dem der Geist Gottes eine Thorheit war; nun ist der Anstrich abgefallen vom übertünchten Grabe; betroffen stehst du da und schüchtern, wie Einer, der nicht das Herz hat, in vornehme Gesellschaft zu gehen. Deine Galatkleider sind zu Lumpen geworden: flicke sie alle zusammen, sie geben kein hochzeitlich Kleid."

Eine tiefe Stille entstand. War es der Nachtwind, war es etwas Anderes, was schauerlich durch die öden Räume hinsaufzte?

"Seid ihr nun alle da?" fuhr die Stimme fort. "Ich übersehe sie, die langen Reihen, die von den nimmer sättigenden Vergnügungen, von den nimmer beschwichtigenden Mühen des Lebens Ruhe suchen und keine Ruhe finden. Da sind die Kuttenträger von dem alten Baalsdienst her, eine ansehnliche Versammlung; sie haben ihre Todten begraben Jahrhunderte lang und sind ihnen nachgefolgt im geistlichen Tode; sie haben sich durstig getrunken am Weine Babylons und lechzen nach den Wasserströmen der ewigen Stadt. Harret eine kleine Weile! denn das Ende ist nahe. — Da sind auch meine eigenen Schafe, die ich, o nur allzuschlecht! gehütet habe. Euer Treiben ist verkehrt, ihr trotzige und verzagte Herzen. Einst schliefet ihr, da ich euch das Wort verkündigte; mit gähnendem Mund und gläsernen Augen ließet ihr meine väterlichen Ermahnungen vorüberwehen wie leichten Wind: aber jetzt, da ihr schlafen solltet in euern stillen Betten, jetzt wachet ihr und höret mit hungriger Aufmerksamkeit meinen Worten zu. Wie kommt das? Hättet ihr damals nicht geschlafen, so schliefet ihr jetzt. Darum bin ich zu euch gekommen, daß euer keins verloren gehe. Denn dazu, sagt Petrus, ist auch den Todten das Evangelium verkündiget, auf daß sie gerichtet werden nach dem Menschen am Fleisch, aber im Geist Gott leben. Ja, Meere von Nationen, die keine Zunge mehr zu nennen vermag, strömen in ihre Geisterkirchen und horchen auf ihre Prediger, daß sie alle vorbereitet werden auf jenen Tag, daß keines sich rechtfertigen kann: wir haben



es nicht gewußt. Wie auch Er einst hinabgefahren ist nach seinem Tode und hat geprediget im Gefängniß den Geistern Derer, die ertrunken sind in der Fluth. Seht ihr sie da, die Heiden, eure Väter, die einst in diesen Wäldern hausten? Sie sind alle da und hören mit aufrichtigem Herzen das Wort! Sie sind schon besser denn ihr. — Schüttelst du den Kopf? Geht es dir schwer ein? Freilich, du gingest mit den Kindern Gottes und hieltest dich für besonders gezeichnet. Auch andre Fromme sieht mein Auge, die ich nicht hier gesucht hätte. Warum ruhet ihr nicht von eurer Arbeit und habt eure Werke zur Decke und euren Glauben zum Kopfstiffen? Ist die Decke kalt, ist das Kopfstiffen hart? O, ihr wahrhaft Armen, ihr Bettler am Geist! Ihr habt nicht recht geglaubt, ihr seid nur dem Schall der Worte gefolgt und habt geklebt am Buchstaben! Ihr seid nicht christlich: ihr seid paulisch und kephisch und apollisch! Herunter mit der Hülle, die euch nichts hilft zum Seligwerden! Dazu verkündige ich euch das Evangelium, daß ihr gerichtet werdet am Fleisch. Denn jede Sünde kommt jetzt wieder und ist ein Hinderniß. Nach Menschenweise habt ihr's verfehlt, und nach Menschenweise müßt ihr's büßen, zweifach, vierfach, siebenfach, je nachdem die Sünde gewesen ist: wie die Krankheit, so die Heilung. Aber je mehr ein Versehen geistlicher Natur ist, desto schwerer ist es, den Verlust wiederzubringen. Und muß doch Alles hergestellt werden, Alles vom Anfang der Welt; eher kann das Reich Gottes nicht kommen. Ich sehe ja Vergleute unter euch: laßt's euch von ihnen sagen, wie man das edle Metall von dem unreinen Erdenstoff scheidet. Das ist der Proceß, den der große Chemiker mit euch vorhat. O, seid aufrichtigen Herzens, damit euch die unermessliche Pein verringert werde! Es thut weh, wenn Alles ausgeschmolzen wird, woran die thörichte Seele hing. Sehet auf das ewige Gut, auf das gediegene Metall, das keinen Kost annimmt, und laßet die nichtigen Schlacken fahren!"

Er seufzte und betete; dann fuhr er fort: „Manche Nacht



habe ich euch das Evangelium verkündigt, daß ihr sollt gerichtet werden am Fleisch, aber vernehmet nun auch, daß ihr darnach Gott leben sollet im Geist. Siehe, ich verkündige euch eine fröhliche Offenbarung und ein großes Geheimniß! Ein Geheimniß, das den Lebendigen verborgen sein soll, weil sie sonst in Sicherheit wandeln würden. Höret, was der Geist den Gemeinden sagt! Euer Gericht wird nicht ewig dauern. Der große Chemiker wird seinen Proceß vollenden: er ist kein Zuchtmeister, sondern ein Arzt, und eure Strafen sind keine Strafen, sondern eine Heilung, und das Höllefeuer ist nicht nur ein Feuer der Qual, sondern ein Feuer des Schmelztiegels, in dem ihr rein werdet, um würdig einzugehen in die ewige Stadt. Siehe, ich rede von dem Geheimniß der Wiederbringung aller Dinge. Noch eine Zeit, und Zeiten, und eine halbe Zeit, dann werden die Schalen seines Hornes ausgeleert und die Plagen werden vorüber sein und eure Schlacken ausgebrannt, und seine heilige Tinctur wird euch ein neues gesundes Blut schaffen. Dann werden alle Nationen der Erde zu ihm kommen, und die Sterne werden ihre Völker hergeben, der Himmel wird auf Erden sein, und der zweite Tod wird seinen Raub herausgeben zum ewigen Leben, das Richtige wird nicht mehr sein und Gott Alles in Allem. Selig, selig alle Völker! Danket Ihm, der den Tod verwandelt hat ins Leben! Heilig, heilig ist der Herr! Sein Tag ist nahe, und seine Dämmerung rieselt durch die Nacht. Sein Friede sei mit eurer Angst, und sein Licht wehe in eure Schatten! Amen! Amen!"

Die Jungfrau lauschte noch der furchtbaren und doch lieblichen Stimme, als sie schon lang verklungen war. Da rasselte es hoch über ihr, ihre Haare sträubten sich — es hob aus, und zwölf Glockenschläge fielen hinter einander; sie mußte sie widerstrebend nachzählen, und von jedem glaubte sie sich tiefer in den Boden geschlagen zu fühlen. Mit dem letzten Schläge ward es glänzend hell um sie; sie meinte schon den schrecklichen Tag anbrechen zu sehen, von welchem



die Stimme gesprochen hatte. Aber es war der Mond, der hinter den Bergen heraufsteigend und die Wolken zerstreuend in das Fenster trat. Sein Licht zeigte ihr, wo sie war: eine Kirche dehnte ihre unermesslichen Räume über ihr aus — so schienen sie wenigstens in der phantastischen Beleuchtung — und leere Stühle umgaben sie rings; sie selbst aber saß — nie hatte ein Mädchen es so unverdient eingenommen! — auf dem Armensünderbänkchen.

Nachdem sie die nächsten sinnlichen Wahrnehmungen geprüft hatte, wagte sie die Augen weiter schweifen zu lassen. Von der schauerlichen Zuhörerschaft war nichts zu sehen. Sie blickte schüchtern nach der Kanzel und dem Prediger. Dort stand er! Abgewandt von ihr, ruhte er mit dem Angesicht auf den gefalteten Händen und schien still zu beten; eine schwache Zugluft spielte mit seinen weißen Haaren. Es schien der Geist eines alten Seelenhirten zu sein, den der Berufseifer nächtlich aus seiner Ruhe hervortrieb, um seinen stillen Nachbarn Aufmunterung und Trost zu bringen.

Aber wie ward ihr, als er sich erhob und vor seinem Abgang noch ein Mal die Kirche übersah, ob an seiner unsichtbaren Gemeinde noch eine Pflicht zu erfüllen wäre. Sein Auge fiel auf sie und ruhte prüfend auf ihr. Sie wagte sich nicht zu bewegen.

Er öffnete den Mund. „Bist du allein noch da,“ sprach er, „du bange Seele? Siehe, die andern sind in ihre Kammern gegangen, geh auch du in deine Kammer. Warst du vielleicht eine unkluge Jungfrau und hast deine Lampe mit falschem Del genährt, mit Augenlust und Fleischeslust? Sei getrost, deine Sünden sind nicht die schwersten, sie sterben ab mit diesem schwachen irdischen Leibe. Du wirst aus dieser Wurzel des Todes in ein neues verherrlichtes Leben aufwachsen. Fülle deine Lampe mit dem Del der Gnade und gehe heim in deine Kammer.“

Er streckte die Hand wie zum Segen gegen sie aus, verließ die Kanzel und ging langsam an den leeren Kirchen-



stühlen herunter. Als er ihr gegenüber war, wandte er sich nach ihr und blieb verwundert stehen. „Noch immer nicht zur Ruhe?“ sagte er, „hast du denn ein besonderes Anliegen? — Wie? du trägst ein Schwert in deiner Hand? Und das Malzeichen der Liebe, nicht der schwachen, sündigen, ist auf deiner Stirne? Bist du ein Bote der ewigen Gerechtigkeit und bringst eine strenge Botschaft, scharf wie ein zweischneidig Schwert? Thue deinen Mund auf, ich bin bereit zu hören.“

Er wartete auf eine Erwiderung; da das zitternde Mädchen aber schwieg, so schüttelte er das Haupt und schritt ruhig auf sie zu. Es war ihr, wie man von den kleinen Vögeln erzählt, die durch den Blick der Schlange gebannt sind, sie mußte die immer näher kommende Erscheinung unverwandt anstarren und vermochte kein Glied zu rühren. Erst als er nur noch zwei Schritte von ihr entfernt war und die Hand ausstreckte, da wich der Zauber von ihr, sie that einen gellenden Schrei und ergriff die Flucht. In der furchtbaren Angst aber verfehlte sie den Ausgang und gerieth mitten zwischen die Stühle, wo sie in Ohnmacht sank.

Als sie wieder zu sich kam, fühlte sie zuerst eine Hand auf ihrer Stirne, kalt zwar, aber doch von Fleisch und Bein; sie fühlte die Eindrücke der Finger und aller Theile einzeln und zusammen, und dies gab ihr ein Gefühl der Wirklichkeit. Sie wagte, die Augen aufzuthun, und sah in zwei scharfe feurige Augen, die sie liebevoll anblickten. Sie saß in einem Kirchenstuhle neben dem Prediger, den Kopf an seine Brust gelehnt; er hatte ihr die Hand aufgelegt und beugte sich über sie herab. Sie überzeugte sich, daß es ein Lebendiger sei, ein Greis von ehrfurchtgebietendem Aussehen und von einer Milde, die jeden unheimlichen Gedanken verbannte. Ruhe und Vertrauen drangen aus diesen Augen in ihr Herz, aber ihr Körper bebte vor Frost unter den Nachwehen des Schreckens und in der nächtlichen Kälte. Der Greis, von dessen Worten vorhin die große Kirche widerhallt hatte, sprach jetzt nichts mehr; er stand auf, nahm sie still-



schweigend bei der Hand und führte sie fort. Sie verließen die Kirche und kamen über ein Steinpflaster, das mit Gras fast überwachsen war, zu einem weitläufigen Gebäude, welches ein Kloster zu sein schien.

Ein schwaches Licht brannte hinter einem Fenster. Sie trat an der Hand ihres Führers ein. Oben an der Treppe kam ihnen eine Frau mit dem Licht entgegen, dem Aussehen nach eine Haushälterin; sie war in mittlern Jahren, Stille und Rechtschaffenheit sprachen aus ihrem Gesichte, das jetzt von Besorgniß zu Verwunderung überging. Sie schien aber nicht gewohnt, unnöthige Fragen zu thun, empfing gelassen das Mädchen aus der Hand des alten Herrn, der sich stumm entfernte, und führte die Bitternde, Erschöpfte in ein einfaches Zimmer mit einem bereit gehaltenen Bett, wo sie ihr beim Auskleiden half und sie nach wenigen Minuten schlafend verließ.

Aus einem tiefen todtähnlichen Schläfe wurde Lottchen durch die Sonnenstrahlen geweckt, welche durch einen offen gebliebenen Fensterladen auf ihr Bett fielen. Sie fuhr auf, erschrocken über die fremde Umgebung, und hatte Mühe, sich auf die Ereignisse des gestrigen Tages zu besinnen. Noch blieb ihr Vieles räthselhaft, aber ihr erstes Gefühl war, dem unsichtbaren Lenker ihrer Schicksale zu danken, und ihr zweites Anliegen, einen Boten nach Stuttgart zu schicken. Sie kleidete sich schnell an. Daß sie in guten Händen sei, sagte ihr schon ein gewisses Etwas in der Ausstattung des Zimmers, die anständig, bescheiden, heimathlich war und ein Gefühl der Sicherheit hervorrief. Sie öffnete eine Nebenthüre und trat in ein leeres Studirzimmer, das mit Schreibgeräthe reich versehen war. Als ob sie zu Hause wäre, setzte sie sich, wie sie beim Vater dann und wann zu pfuschen gewagt hatte, in den Lehnstuhl am Schreibtisch, kritzelte drei Zeilen hin, faltete den Brief und ging hinaus, um sich jetzt nach ihren Wirthen umzusehen.

Auf dem Gange kam ihr die Haushälterin entgegen, mit



einem Gesicht, das so frisch gewaschen, ehrlich und wohlwollend aussah, daß man ihr auf den ersten Blick freundlich gesinnt sein mußte. Sie war verwundert, den seltsamen Gast schon so früh wach zu finden.

„Ich habe sogar schon einen Brief geschrieben,“ erwiderte Lottchen, „und bitte Sie dringend, ihn sogleich durch einen Reitenden nach Stuttgart zu senden. Der Bote darf auf eine gute Belohnung rechnen. Er soll mündlich hinzusetzen, wo ich sei und wo man mich abzuholen habe. Dasselbe wünschte ich jetzt von Ihnen zu erfahren.“ Die Haushälterin rief einen Knecht, dem sie den Brief zur Besorgung übergab, dann führte sie Lottchen zum Frühstück und befriedigte ihren Wunsch umständlich. Das Mädchen erstaunte nicht wenig, zu vernehmen, daß sie sich im Hause eines vielgenannten, wegen Mysticismus angefochtenen, weit allgemeiner aber um seiner lautern Frömmigkeit willen verehrten Würdenträgers der Landeskirche befinde, von welchem sie bei ihrem Vater oft als von einem Manne der alten Zeit reden gehört und den sie schon längst todt geglaubt hatte.

„Auch ist er todt,“ sagte die Haushälterin, „aber es scheint nur äußerlich so. Innen ist er noch voll Lebens; jedoch von der Welt weiß er nichts mehr, auch thut er selten den Mund auf, und niemals kommt ein Wort über seine Lippen, das vom täglichen Leben handelt.“

Lottchen dachte dem wunderbaren Verhängniß nach, das ihr diesen Mann vor seinem Ende noch zu schauen vergönnt hatte.

„Da können Sie ihn in seiner ganzen Art sehen,“ rief die Haushälterin vom Fenster her und winkte ihr.

Sie trat hinzu und sah in den Hof hinab. Dort saß der Mann, dessen Wissenschaft manchen Gelehrten beschäftigte, in all' seiner Ehrwürdigkeit am Boden mitten unter einer blühenden Kinderschaar, die ihn fröhlich umgab und mit ihm spielte. Zuweilen kroch eines an ihm hinauf, streichelte seine weißen Locken und küßte ihn.



Lottchens Augen füllten sich mit Thränen. „Wohl Dem, den Gott lieb hat!“ rief sie aus.

„Sie sagen, er sei kindisch geworden,“ fuhr die Haushälterin fort, „denn mit diesen spricht und spielt er Stunden lang. Auch gibt es unnütze Leute, die mir zureden, ich solle es nicht leiden. Ich möchte ihm nur auch so was sagen! Da würde er mich mit einem einzigen Blick ansehen, daß ich den Mund hernach nicht wieder aufthäte. Wer ihm in die Augen gesehen hat, der wird nicht behaupten, daß er kindisch sei. Oft und viel geht er bei Nacht in die Kirche, daß ich in großen Sorgen auf ihn warten muß. Man hört ihn dann oft lang predigen; was er aber predigt, darauf bin ich nicht fürwichtig, denn es ist nicht meines Amtes.“

Lottchen hätte es ihr sagen können, aber sie schwieg und sah zum Fenster hinaus. Ihr Auge verweilte auf den waldigen Höhen, von welchen sie in der vergangenen Nacht herabgekommen war. Es lag nichts Schauerliches mehr in ihrem Dunkel: sie waren ernst, aber freundlich, und die Engel der Heimath schienen darüber zu schweben.

In der Ferne hörte man durch die stille Gegend den Hufschlag des Boten, der nach Stuttgart ritt. So heimisch sie sich in diesem Hause fühlte, so lag ihr doch daran, mit ihrer Rechtfertigung nicht zu zögern, und bald fand sie noch einen andern Grund, dem Boten Flügel zu wünschen. Schon beim Frühstück hatte sie keinen Appetit empfunden; jetzt aber fühlte sie, wie ein jäher Schwindel ihr nach dem Haupte emporstieg. Die Gegenstände verschoben sich vor ihren Augen; sie wankte und mußte zu Bette gebracht werden, wo sie in heftige Fieberschauer verfiel.

Gegen Abend siegte ihre kräftige Natur; die sorgsame Pflegerin flößte ihr einen kühlenden, von ihrem Herrn bereiteten Trank ein, und sie sank in einen sanften Schlummer, in welchem sie vom elterlichen Hause, vom Vater und von Heinrich träumte. Als sie erwachte, saß der alte Geistliche an ihrem Lager; er hatte ihr wieder die Hand auf die Stirne



gelegt und sah ihr mit freundlichem, tief dringendem Blick in die Augen. Endlich erhob er sich und beugte sich über ihr Antlig. „Selig,“ sagte er mit seiner feierlichen Stimme, „selig sind die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.“

Er verließ das Zimmer. Sie stand auf, genoß eine kräftige Erquickung und fühlte sich vollkommen genesen. Kaum hatte sie Speise zu sich genommen, so fuhr ein Wagen in den Hof, und der Expeditionsrath stieg aus, der sie, nachdem er ihr in die hellen Augen gesehen, achtungsvoll, ja mit einer gewissen Demuth behandelte. Er schickte sogleich einen Boten zu dem verwegenen Edelmann und beschied ihn hieher.

Der Expeditionsrath und seine Frau hatten an jenem Theaterabend zu ihrem großen Befremden durch einen unbekanntem Diener die Nachricht erhalten, daß Lottchen im Theater eine Freundin getroffen habe, mit der sie noch in derselben Nacht heimgereist sei. Sie warteten den folgenden Tag auf eine nähere Erklärung und Entschuldigung, und als diese ausblieb, wurden am nächsten Morgen ihre Kleider zusammengepackt und ein spitziges Schreiben beigeschlossen, welches eben abgehen sollte, als der Bote mit Lottchens Briefe kam. Der Expeditionsrath, von seiner leichten Unpäßlichkeit hergestellt, machte sich in größter Eile auf den Weg zu ihr, so daß er die nicht unbeträchtliche Entfernung mit Anbruch der Nacht zurückgelegt hatte. Sie brachte diese noch in dem ihr so lieb gewordenen Hause zu, bat aber ihren Schwager, sie den andern Tag auf dem nächsten Wege zum Vater zu geleiten, wozu er auch nach einigen dringenden Einwendungen willig war. Er fühlte, daß er ihr, wenn auch mehr im Namen seiner Frau als in seinem eigenen, ein großes Unrecht abzubitten hatte.

Nicht so nachgiebig zeigte er sich gegen den Baron, welcher am Morgen gehorsam und demüthig wie ein Lamm herüberkam. Der von Natur nicht böartige junge Mann, welchem Lottchen's zu spät entdeckte Flucht in unwirthlicher



Nacht einen tödtlichen Schrecken eingejagt hatte, zeigte sich von Reue ganz zerknirscht und bot wiederholt jede beliebige Genugthuung an; der Expeditionsrath aber schien die Gelegenheit gern zu ergreifen, um den Hausfreund los zu werden, der ihm in mehr als Einer Hinsicht lästig geworden sein mochte. Dieser mußte sein Ehrenwort geben, das Land auf zehn Jahre zu verlassen und die Diener mitzunehmen, welche bei seinem unsinnigen Streiche betheilt gewesen waren; beiderseitige Verschwiegenheit verstand sich von selbst. Nur unter dieser Bedingung versprach der ernste, vom Herzog persönlich vorgezogene Geschäftsmann, von der bittersten, mit seinem ganzen Einfluß unterstützten Verfolgung, ja von öffentlicher Beschimpfung abzustehen. Eine ehrenvolle Entlassung aus den fürstlichen Diensten erbot er sich zu vermitteln.

Lottchen kehrte nach Hause zu ihrem Vater zurück, der jedoch, so lang er lebte, kein Wort von diesen Begebenheiten erfuhr. Ihre Gesundheit hatte mit dem schnell vorübergegangenen Sturme alle weiteren Folgen abgekauft, aber in ihrem Gemüthe blieb ein tiefer Eindruck haften. In allen Lagen und Stimmungen des Lebens, selbst in den fröhlichsten Stunden, ruhte fortan ein Geist des Ernstes auf ihrem schönen Angesicht, der Alle, die ihr nahe kamen, wunderbar ergriff.

---

 20.

Wir sind so arm, wir sind so müd;  
 Warum, wir wissen's kaum,  
 Wir fühlen nur, das Herz verblüht,  
 Und alles Glück ist Traum.

G. Geibel.

Wer vermöchte es, die traurigen Tage und Nächte, die unser armer Freund seit jenem verhängnißvollen Abend durchlebte, zu beschreiben? Das Mädchen, mit dem er einst Aug'



in Auge Eins gewesen, sollte über dem hohlsten aller Schwäger ihn und sich selbst vergessen haben! Er mußte sich das immer wieder vorsagen und that es mit verwundertem Kopfschütteln; es war nicht wie eine Ueberzeugung, die von Grund aus den Geist durchdringt, es war wie ein oberflächlicher Glaube, der buchstäblich nachgesprochen und hundertmal wieder weggeworfen wird. Oft versuchte er, um sich in mathematischer Gewißheit zu erhalten, alle einzelnen Umstände, die er mit angesehen, ihr Einsteigen, den triumphirenden Blick ihres Begleiters und das Davonrollen des Wagens sich vorzumalen; mit einem seltsamen Lächeln schaute er seinen qualvollen Bemühungen zu, dann fühlte er einen Schlag, der sein ganzes Wesen umkehrte, und immer wieder brach der gewaltige Schmerz durch alle Dämme hindurch. Jetzt erst fühlte er, wie tief sie ihm ins Herz gewachsen war, und in stillen Stunden, wo die Außenwerke, welche der Mann gegen Seinesgleichen aufführt, keine Dienste zu thun hatten, glich dieses Herz einem weinenden, bloßgegebenen Kinde, das seine Mutter verloren hat.

Dazwischen raffte er sich mit ingrimmigem, höhneudem Stolze wieder auf, um dann und wann einen raschen Schritt ins Leben hinein zu thun. Seine jungen Schüler, durch welche er mit der Welt zusammenhing, traten nach und nach aus der Akademie und bekamen Civil- oder Militärstellen, theils in der Residenz, theils in der Nähe. Dem langen, unnatürlichen Zwang entnommen, ließen sie die unterdrückten Neigungen fessellos walten und gaben ihre Jugend an ein wildes, tolles Treiben hin. Auch Heinrich nahm an diesem Räuberleben, wie es genannt wurde, eine Zeit lang Theil. Es ging ihm wie dem Beraubten, der, wenn er gestern durch einen Heerzug Haus und Hof verlor, sich heute den verwilderten Horden anschließt, um vom Opfer zum Genossen der Zerstörung zu werden. Der Kelch war bald geleert, und eine bittere Hefe blieb zurück.

Er lernte sich endlich wieder fassen und sagte sich, daß



ihm nichts Ungewöhnliches widerfahren sei. Er sah sich um und erkannte, daß unter den tausend Herzen, die um ihn schlugen, keines hoch auf den Wellen ging. Glück und Unglück sind nur Stimmungen, pflegte er zu Schiller zu sagen, wenn das Gespräch diese Richtung nahm. Wagte sein Herz dabei leise zu widersprechen, so wies er es mit strengen Worten wie ein albernes Kind zum Schweigen. Er wartete seines Berufs mit aller Treue und sah ohne Wunsch und Hoffnung den Ereignissen zu.

Eine sonderbare Erfahrung machte er, als er gewahr wurde, daß eben dieser Zustand, den er als die reinste Theilnahmlosigkeit zu empfinden glaubte, zum Beobachten geeigneter war als jeder andere. Nie hatte er die Einrichtungen der Akademie und das Erziehungssystem ihres Stifters mit so scharfen Augen angesehen. Freilich stand das Wort, das der Herzog einst gesprochen, daß die Erziehung mitten in der Welt stattfinden müsse, mit der That in starkem Widerspruch; denn er hielt seine Zöglinge so klösterlich abgesperret, daß sie nicht einmal mit ihren nächsten Verwandten frei verkehren durften, ja daß selbst die Briefe, die sie an ihre Eltern schrieben oder von diesen empfangen, der strengsten Aufsicht unterlagen und vom Intendanten, als ob er der Vorsteher eines Gefängnisses wäre, erbrochen wurden. Nun war jenes Wort zwar nicht ganz leer gewesen, da er auch außer den großen jährlichen Prüfungen, bei welchen er sich und seine Akademie mit einer zahlreichen und glänzenden Versammlung umgab, die jungen Leute zuweilen auf seine Weise einen Blick in die Welt thun ließ, aber die Art, wie dies geschah, war nicht eben sehr zu empfehlen, denn wenn es ihm einfiel, so wurden sie truppweise in das Theater oder auf die Redoute commandirt, und wehe Dem, der etwa aus religiöser Bedenklichkeit von dem Zwangsvergnügen zurückbleiben wollte. Einem Solchen ging es nicht besser als Dem, der aus Gewissenskrupeln, wirklichen oder vorgeschobenen, gegen ein kirchliches Gnadenmittel zu protestiren wagte. Denn



auch mit den Religionsübungen wurde es streng gehalten, um so mehr, da der Herzog als Katholik die eifersüchtige Wachsamkeit der protestantischen, auf der Tübinger Universität beruhenden Landeskirche zu berücksichtigen hatte; aber der Besuch des Gottesdienstes trug denselben uniformirten und commandirten Charakter wie das übrige Getriebe der Anstalt: die Haltung in der Kirche, das Zusammenlegen der Hände beim Eintritt und Ausgang, die Verbeugungen bei den betreffenden Stellen der Predigt, Alles hatte seinen vorgeschriebenen, gleichmäßigen, militärischen Gang; und wenn auch ausdrücklich dabei befohlen war, daß die innere Gesinnung dem äußeren Verhalten entsprechen müsse, so konnte begreiflicherweise nur dieses letztere vermittelt des nie fehlenden Reglements zu gehöriger Tactfestigkeit gebracht werden. Fast in allen Dingen sah er die geistige Seite der Erziehung unter dem ertödtenden Drucke einer unerbittlichen „Propreté“ erliegen. So war denn für den abgefühlten Beobachter, der jeder Illusion den Krieg erklärt hatte, das ganze akademische Leben Neußerlichkeit, Schein, starre Form, und der Gedanke, ein Theil dieser allgemeinen Versteinerung zu sein, trug nicht besonders zu seiner Glückseligkeit bei. In seinen Hoffnungen auf einen freisinnigeren Geist, der aus der Anstalt hervorgehen würde, glaubte er sich völlig getäuscht, hing ja doch der Herzog, wenn er auch bei mancher Gelegenheit den Geburtsstolz demüthigte, gleichwohl so sehr an aristokratischen Dogmen, daß er, wie die jungen Freunde sich lachend sagten, aus Rücksicht auf den Rang des Akademiestallmeisters im Adreßkalender an der Spitze des gesammten Instituts die Reitkunst figuriren ließ, während die „Artisten“ in der untersten Abtheilung das Verzeichniß beschloßen. Arm, wie das Talent fast immer ist, waren diese ihrem Versorger, der sie meist beim Theater und Bauwesen zu äußerlichen Zwecken verbrauchte, willenlos verschrieben, ein Schicksal, das auch andere Zöglinge in andern Fächern theilten; denn wen der Herzog zur unentgeltlichen Aufnahme in die Anstalt auswählte —



und dies war eine Gnade, die aus Furcht vor gefährlicher Ungnade von den Eltern nicht leicht abgelehnt wurde — der mußte sich ihm durch förmlichen Revers zu lebenslänglichem Dienste verpflichten. Diese Verschreibung war, wie Heinrich wohl wußte, der Kirche abgelernt, welche gleichfalls ihre Klosterschüler mit Leib und Seele sich zu eigen machte; aber die Kirche durfte über ihre Pflinglinge nicht so rücksichtslos verfügen; auch konnte man, wie Beispiele genug bewiesen, aus ihrem Joche weit eher entkommen, als aus dem eines in seinem selbstgeschaffenen Kreise schrankenlosen Gebieters, der die Willkür, die er in seinem Staate nicht mehr so schreiend walten lassen durfte, häufig auf sein Institut übertrug. Wohl mußte der herbe Beurtheiler, der den Geistesdruck der Klöster aus eigener Erfahrung kannte, in unbefangenen Stunden sich bekennen, daß der Herzog Manchem, der nach seiner oder seiner Eltern Wahl den bisher für die begabteren Söhne des Landes geläufigsten Nahrungszweig, den geistlichen nämlich, vorgezogen haben würde, mit der Durchkreuzung dieser Absicht und mit der Eröffnung eines verhältnißmäßig jedenfalls weit größeren Gesichtskreises, eine, wenn gleich aufgedrungene Wohlthat erwiesen habe; aber dennoch verletzten ihn diese Eingriffe in die Freiheit des Menschen, und mit Unwillen sah er es an, wie junge Leute durch Anwendung jener Gewalt, die dem Herzog, auch ohne unmittelbaren Machtpruch, zu Gebote stand, in die Anstalt gezogen, nach der Körpergröße eingetheilt, unter die Aufsicht dressirter Corporalsseelen ohne geistige Bildung gestellt, an die Kette eines oft widerstrebenden Faches geschmiedet und nur unter besondern Umständen zu einem Tausche zugelassen, mitunter aber auch gegen ihren Willen zu einer andern Fakultät versetzt wurden; mit Empörung aber war er in einzelnen Fällen Zeuge, wie ein Cleve, dem die Wohlthat in dieser Form zu drückend wurde, durch offene Bedrohung seines Vaters, dessen Wohl und Weh in den Händen des Herzogs lag, mit nackter Gewaltthätigkeit also, in der Akademie festgehalten wurde.



Und doch mußte er diesem herrischen Manne, so oft er ihn sprach, eine eigenthümliche Macht über sein Gemüth zugehen, obgleich er es ihm kaum verzeihen konnte, daß er den Dichter der Räuber, dessen Vater, als Aufseher der Anlagen bei der Solitude, unbedingt von der Laune des Herzogs abhing, gleich den übrigen Geschöpfen seiner Erziehung am Drahte hielt, ohne seinen hervorragenden Geist nach Gebühr zu würdigen.

Schiller verließ jetzt gleichfalls nach vollendetem Cursus die Akademie und wurde als Regimentsmedicus mit kümmerlichem Gehalte angestellt. Unser Freund kam häufig mit ihm zusammen, und wenn über Poesie verhandelt wurde, so glaubte er oft einen Blick in seinen verlorenen Himmel zu thun. Er traf jenen schüchternen jungen Mann, den er einst bei dem akademischen Mittagsmahl gesprochen, oft in dem Zimmer des Dichters an und lernte in ihm den jungen Musikus Streicher, einen Menschen von seltener Herzensseinfalt, kennen. Sie pilgerten manchmal zusammen nach der Solitude und wurden von des Dichters Eltern mit der freundlichsten Bewirthung für ihren Gang belohnt.

Heinrich erlebte es halb im Traum, wie die Akademie vom Kaiser zur Hochschule erhoben wurde; er mußte die Festlichkeiten, welche der entzückte Herzog deßhalb an seinem Geburtstage veranstaltete, mitmachen und drückte dabei seinem alten Freunde, dem hiezu abgeordneten Bürgermeister von Reutlingen, die Hand. Aber wie er auch thätig oder leidend die Schuld seiner Zeit abtragen half, der innerste Puls seines Herzens stand still; Niemand sah ihm äußerlich an, wie völlig er verwandelt war.

Durch Beschäftigung jeder Art suchte er Meister über sich zu bleiben, und als Schiller, bald nach Veröffentlichung der Räuber, seine Anthologie unter dem wunderlichen Titel einer sibirischen Gedichtesammlung begann, so zeigte er den lebhaftesten Antheil an dieser Arbeit und suchte eifrig für seinen Freund nach poetischen Stoffen. Aber wie man auch unter



einem grauen Himmel, wenn die Sonne lang nicht geschienen hat, sich anstrengen und abarbeiten mag, der Mensch, des freundlichen Lichtes gewohnt, hat ein Gefühl, als ob kein Segen seine Mühen begleite, als ob sein Gott ihm das Angeseht entzogen hätte. So grau und lichtlos war es unserem Freunde zu Muth, der, als er in einer scherzhaften Epistel von der Redaction der Anthologie um eigene Gewächse ersucht wurde, ein paar unbedeutende Epigramme hergab und das Bessere, als schämte er sich seiner wahren Gefühle, in der Briefftasche behielt.

---

 21.

Sein Leben  
 Liegt faltelos und leuchtend ausgebreitet.  
 Wallenstein.

In der Stube, welche Schiller bei dem Professor Haug zur Mieth bewohnte, fanden sich eines Abends verabredetermaßen seine akademischen Freunde, der Lieutenant Scharffstein, der Actuarus Lempp, der Doctor Hoven von Ludwigsburg, der Bibliothekar Petersen und Heinrich Koller ein. Das Zimmer war in einer gewaltigen Unordnung: in einer Ecke ruhte noch ein guter Stoß Exemplare von der ersten unspekulativen Ausgabe der Räuber, halbzerbrochene Schüsseln mit den Ueberresten einer sehr frugalen Mahlzeit lagen darauf und daneben umher, einige Flaschen, auf welche Petersen sogleich ein forschendes Auge warf, standen dabei, und an den Wänden hingen die disjecti, oder, wenn man will, dissoluti membra poetae, das heißt die zerstreute und hart strapazirte Garderobe des Regimentsmedicus.

Der Genius in seiner ersten Entfaltung ist dem neugebornen Kinde gleich, ungesäubert und hilflos, aber in dem groß aufgeschlagenen Auge verkündigt sich der Geist, der



über den Wassern schwebt, und die Prophezeiung einer herrlichen Zukunft.

So war der Bewohner dieser genialen Wirthschaft. Er trat den Ankommenden in einem durchlöcherten Hausrod entgegen. „Willkommen,“ rief er lustig, „willkommen, meine Sibirier, in der Räuberhöhle!“

„Welche den versöhnenden Strahlen der Civilisation nachgerade einigen Eingang zu gewähren verspricht!“ erwiederte Heinrich.

„Wie so?“ fragte Schiller und sah sich zweifelhaft um.

„Er merkt es nicht einmal in seiner wilden Unschuld, dieser Urteutonier, wie anständig es bei ihm riecht, seit sein Stubengenosse Kapff ihn verlassen hat! In der That, man könnte eine Jungfernviste herbitten, seit die Qualmwolken des virginischen Krautes sich aus dieser göttlichen Spelunke hinausgezogen haben.“

„Dann würd' ich aber doch rathen, diese angestrichenen Beinkleider vorher zu verbergen,“ rief Scharffenstein dazwischen, indem er das besagte Kleidungsstück an der Wand ergriff und schüttelte.

„Nun, was geht in Genua vor?“ rief Scharffenstein.

„Was macht der Fiesco?“ fragte Petersen.

„Er spielt noch immer den Brutus,“ antwortete Schiller verdrießlich, „das heißt, er rückt um keinen Schritt vorwärts. Es sind neuerdings bei diesem ungesunden Wetter so viele Erkrankungen unter meinen Grenadieren vorgefallen, daß ich die Bursche erst wieder auf den Beinen haben muß, eh' ich an eine offene Rebellion denken darf.“

„Auf den Beinen oder unter dem Boden,“ fiel Lempp ein.

„Ja, ja!“ rief Scharffenstein, „man will wissen, du machest verzweifelt revolutionäre Stücke und wüthest mit Purganzen und Laxanzen in den Leibern deiner Myrmidonen, als ob's die böhmischen Wälder wären.“

„Futter für Pulver!“ lachte Heinrich, „Freund Schiller hat den Falstaff in die Apothekersprache übersetzt, und in so



weit muß man zugestehen, daß seine Mordthaten wenigstens classisch sind."

Schiller, der anfangs ein krauses Gesicht gemacht hatte, mußte hier in das Gelächter der Andern einstimmen. „Um übrigens auf den Fiesco zurückzukommen," sagte er, „will ich euch anvertrauen, daß ich doch, ohne eine Feder einzutauchen, einen großen Schritt darin gethan habe; ich bin nämlich über den Schluß mit mir einig geworden."

„Nun, da bin ich begierig!" rief Koller; „von der Geschichte mußt du jedenfalls abweichen."

„Versteht sich," sagte Schiller, „der Zufall ist nicht tragisch."

„Also bleibt der Held am Leben?" fragte Petersen.

„Eben so wenig; man soll der Geschichte nicht geradezu widersprechen."

„Also stirbt er doch!" rief Petersen.

„Schon wieder ein Mord!" sagte Lempp.

„Donner und Doria!" rief Scharffenstein, „der Herzog von Genua, höchst grausamlich hingerichtet vom Regimentsmedicus Schiller in Stuttgart! An was stirbt er denn? An einem Pulver? einer Latwerge? einer Mixtur?"

Der Dichter wandte sich etwas verstimmt zur Seite.

„Wer wird lang nach der Todesart fragen?" rief Petersen sehr laut, „sterben muß er, obgleich er Herzog ist! Kein Gott soll ihm helfen!"

„Ich glaube, du kommst aus dem Ochsen, Petersen!" sagte Lempp, indem er ihm den Mund zubielt; „schrei' doch nicht so gräßlich! Du könntest uns bei den Vorübergehenden in den Verdacht bringen, als hätten wir ein wirttembergisches Staatscomplot vor."

„Dann," rief Koller, „würde Schiller vollends ein zweiter Shafespeare werden, denn diesem ist in der That einmal ein solcher Streich passirt. Als er einst mit einigen andern Dichtern und Schauspielern im wilden Schweinskopf zu Gastcheap fröhlich und guter Dinge saß, hörten einige friedliche Lon-



doner Bürger, die eben nach Hause gehen wollten, eine lärmende, höchst verdächtige Berathung in der Taverne. „Laß den König leben!“ hörten sie einige Stimmen rufen; „du könntest ihn ja mit einem blauen Auge davon kommen lassen,“ und dergleichen mehr. „Nein, er muß sterben!“ erwiderte eine sanfte, aber entschiedene Stimme und brachte allerlei Gründe vor, welche vielleicht damals auf den König Jakob ihre besondere Anwendung finden mochten. Genug, die Zuhörer liefen nach der Wache, und es dauerte nicht lang, so drang der Sheriff mit seinen Leuten im wilden Schweinskopf ein, als eben Shakespeare's Botum für den Königsmord einstimmig durchgegangen war; die Verschwörer wurden ergriffen und vor Gericht geführt, wo es sich dann freilich ergab, daß man einem dramatischen Tyrannen nach dem Leben gestrebt hatte und nicht seiner geheiligten Majestät von England.“

„Gott bewahre mich vor einer solchen Aehnlichkeit!“ rief Schiller. „Das könnt' ich eben noch brauchen! Das würde mir den Rest geben! Ich werde an einem Mißverständniß dieser Art noch lange zu schlucken haben. Weißt du noch, Koller? in der Nacht, da ich euch die Räuber vorlas“ —

— „Und mich vom Galgen rettetest“ —

— „Ja, und wie der verwünschte Nies dazu kam und die Flüche des Franz mir zuschrieb, als sakramentirte ich über das Institut“ —

„Wahrhaftig, du könntest Recht haben!“ rief Heinrich, „aber wie kommst du darauf? Hast du etwas erfahren?“

„Nein, aber gestern dachte ich zufällig der Sache nach, und da ging mir plötzlich ein Licht auf. Der Nies muß rapportirt haben; denn es ist auffallend, wie sehr der Herzog seit jenem Abend seine Gesinnungen, die freilich längst nicht mehr die gnädigsten waren, gegen mich geändert hat.“

„Es kommt mir auch so vor,“ sagte Heinrich, „und jetzt fang' ich erst an, einige Reden, die der Herzog gelegentlich gegen mich fallen ließ, zu begreifen.“

„Aber, was zum Teufel!“ rief Schiller auf einmal,



„Setzt euch doch, Kinder! Das ist mir eine trockene Unterhaltung! Geschwind!“ — Mit einem einzigen Strich der Hand hatte er den großen Tisch abgestreift, von welchem viele Blätter, mit Versen und dazwischen mit dicken Strichen bedeckt, herunterfielen, und schleppte ihn donnernd und krachend vor die Bank, die an der Wand festgenagelt war; auf dieser nahmen seine Freunde neben einander Platz, Schiller stellte den einzigen Stuhl, der im Zimmer war, ihnen gegenüber für sich und begann aufzutischen. „Hier sind ein paar Würste!“ rief er, „doch theilt euch brüderlich darein! Und hier drei Flaschen, denen wir jetzt die Hälse brechen wollen. Nur Eins zur Warnung; laßt keine zu nah bei Petersen stehen! Ich fürchte viel von seinem wissenschaftlichen Eifer, er könnte zu seinem Werk über die Nationalneigung der Deutschen zum Trunk, woran er jetzt arbeitet, höchst einseitige Studien machen wollen.“

Die Gesellschaft griff zu und ließ es sich bei dem bescheidenen Schmause trefflich munden. Als die Würste verzehrt waren, sagte Scharffenstein: „Ueber Genua wären wir belehrt! Jetzt fragt es sich nur noch, wie unsere Angelegenheiten in Tobolsko stehen; wie ist's, seid ihr fleißig, daß die Anthologie bald zu Stande kommt?“

Jeder rückte auf dieses Commando mit ein paar Beiträgen hervor. Die Andern hatten sich mit kleinen Epigrammen ihrer Pflicht entledigt; nur Schiller konnte einige größere Gedichte aufweisen, die er mühsam auf dem Boden zusammensuchen mußte, um sie vorzulesen. Eines derselben war an die Fürsten gerichtet und enthielt eine Stelle, welche unschwer zu deuten war:

„Ihr bezahlt den Bankerott der Jugend  
Mit Gelübden und mit lächerlicher Tugend,  
Die — Hanswurst erfand!“

Scharffenstein schüttelte den Kopf, als diese Zeilen vorfamen, Koller hörte nachdenklich zu und sann in der Stille



auf ein freundschaftliches Auskunftsmittel, die Uebrigen aber zollten dem herben Gedichte den lautesten Beifall.

„Im Ernst, Schiller,“ sagte Heinrich zu dem Dichter, „du hast es so kräftig gemacht, daß ich, da ich ohnehin nichts von deiner Hand besitze, mir dein Manuscript zum Andenken ausbitte; ich kann es ja dann für die Anthologie abschreiben.“

„Da hast du es mit Haut und Haar, das heißt, mit allen Strichen und Emendationen; ich kann es auswendig und habe es bald wieder geschrieben.“

Heinrich steckte das gefährliche Blatt sorgfältig in die Briestafche, innerlich nicht sehr erbaut, daß ihm seine wohlgemeinte Absicht mißlungen war; denn er hatte dem Dichter, dem in solchen Dingen schwer beizukommen war, nicht bloß die Handschrift, sondern auch ihren Inhalt mit guter Art aus den Händen spielen wollen, um den Druck zu verhüten und den Freund vor Schaden zu bewahren.

„Setz aber,“ rief dieser, „schenkt ein! Erzählt Neuigkeiten! Wer weiß mir zu sagen, was in der Welt vorgeht? Wie viel Zoll hoch tragen unsre Frauenzimmer neuerdings den Kopfpuz? Ich brauche so was für den Fiesco. Wie viel Puder verbraucht General Washington täglich zu seinem Heldenkopf? Oder, was mir lieber zu hören wäre, hat er die Engländer wieder tüchtig gepudert?“

„Er bereitet sich vor,“ sagte Hoven, „Frankreich hat ihm Geld gegeben, das ihn auf einmal aus dem Schlummer aufgeweckt hat.“

„Ah, eine Nervenstärkung!“ rief der Dichter, „wir Mediciner wissen dieses tonische Mittel zu schätzen, und wenn ihr es in diesem Augenblicke nicht, wie alles Andere, bei mir unordentlich herumliegen seht, so kammt das bloß daher, daß kein Tractat zwischen mir und der Krone Frankreich ist. Aber dennoch auf mit den Gläsern! Die republikanischen Waffen hoch! Und hoch das Kronengold, das ihre Siege fördert! Und Frankreich — wohl bekomme ihm die Allianz mit der



Freiheit, die es aus Neid und mit falschem Herzen geschlossen hat!"

Die Gläser klangen heftig zusammen, und das Motto der Räuber: In tyrannos! bildete den Kern fulminanter Trinksprüche, welche gegen die Machthaber der Erde, selbst in der nächsten Nähe, geschleudert wurden.

„Die Republik in Ehren!“ sagte Scharffenstein, als der Dichter das Zimmer verlassen hatte: „aber Schiller spricht neuerdings oft über seine Lage und den Herzog in einem Tone, der mehr sagt, als seine Worte, und das Gedicht, das er vorhin las, hat Ausdrücke, daß man glauben könnte, er wolle sich an ihm rächen. Es scheint, er mache im Stillen sehr starke Anforderungen an den Herzog und könne es diesem nicht verzeihen, daß er sie nicht erfülle.“

„Du thust ihm Unrecht,“ nahm Koller das Wort. „Schiller ist viel zu edel, zu bescheiden und zugleich zu stolz, als daß er dem Herzog eine Unterstützung, wie du anzunehmen scheinst, zumuthen sollte. Desto mehr haben jedoch Andere, zum Beispiel wir, dieses Recht, und ich für meine Person muß gestehen, ich finde es unverantwortlich, daß der Herzog für dieses unverkennbare Genie rein nichts thut, da er doch prunksüchtig genug gewesen ist, nichtsnutzigen Talenten und Halbtalenten eine Menge Geldes nachzuwerfen. Wenn er auch die Poesie nicht schätzt, so sollte er, der erleuchtete Regent, für den er angesehen sein will, doch wissen, was er den geistigen Kräften seines Landes schuldig ist.“

„Der Herzog erkennt dieses Genie nicht,“ erwiderte Scharffenstein, „und das aus mehreren Gründen, die man in Anschlag bringen muß. Einmal hat er bekanntlich ein Aber gegen diese ganze Art von Dichtkunst, und es heißt Uebermenschliches von einem schwachen Sterblichen gefordert, wenn er Das belohnen soll, was ihm mißfällt. Dann hat Schiller, bei allem Schönen, was er geleistet, doch selbst für diese Gattung noch besonders wilde und rohe Auswüchse, die einen Verehrer der gallischen Muse eher abschrecken als gewinnen



können; er ist ein Vulkan, der mitunter starke Schlacken auswirft, was auch wohl Ursache sein kann, daß die Räuber bis jetzt noch nicht diejenige Anerkennung gefunden haben, die der Autor vielleicht im Stillen erwartet hat. Es sind jetzt doch einige Monate her, daß sie erschienen sind, und die Wirkungen dürfen nicht mehr lang ausbleiben, wenn ich nicht fürchten soll, das Buch sei durchgefallen. Endlich aber kommt noch etwas Persönliches hinzu. Ihr wißt, Freunde, daß ich Schiller liebe und achte, und so hoffe ich, von euch nicht mißverstanden zu werden. Er ist auch in seinem Benehmen, wenn ich mich so ausdrücken darf, ein ungeschlachtet Genie; seine Formen sind von der Art, daß sie dem Geschmack des Herzogs nicht zusagen können; dazu sind ihm in der Akademie, zum Theil schon früher, einige lächerliche Malheurs begegnet, die der Herzog gewiß nicht vergißt und die ihm den Respekt vor einem sonst so bedeutenden Geist in etwas benommen haben mögen. Ich möchte es ihm nicht ins Gesicht sagen, aber in der That, sein Auftreten hat oft etwas, das einen Spötter an den Don Quixote erinnern könnte."

"Das ist zu arg!" rief Petersen, "ein Don Quixote!"

"Ich finde keinen so großen Anstoß an dem Namen," sagte Koller. "Quixote ist bei allen seinen Lächerlichkeiten eine hochherzige Erscheinung, und der Dichter desselben scheint mir wohlbewußt dafür gesorgt zu haben, daß die wirkliche Welt, mit der er so oft in Collision kommt, meist recht ärmlich neben seiner idealen erscheint; ja ich glaube, daß jeder bedeutende Mensch, der noch nicht ganz ausgegohren hat, eine gewisse Aehnlichkeit mit dem ingeniosen Junker aus der Mancha haben wird. Uebrigens sind hier nach und nach solche Mißverhältnisse und Mißverständnisse eingetreten, daß der Herzog und sein Regimentsmedicus sich schwerlich je wieder zusammenfinden werden."

"Schon diese geringe Stelle," rief Petersen, "beweist deutlich, daß er ihn aufgegeben hat."

"Und doch," sagte Scharffenstein, "konnte er nicht mehr



von ihm verlangen. Wie ich es nach dem strengen Recht ansehen muß, sollte er ihm dankbarer sein. Wenn nun jenes Gedicht dem Herzog vor die Augen käme, wenn er erführe oder erriethe, daß Schiller der Verfasser ist, was würde er denken? Wenn Schiller es vollends mit ihm ganz verdirbt, wie soll es dann werden? Ich sehe keinen Ausweg für ihn! Könnte ich ihn nur bewegen, eine mildere Denkungsart in dieser Sache anzunehmen, aber er spricht gar nicht darüber, er verschließt seinen Unmuth in sich. Das größte Unglück ist, daß er nicht berechtigt ist, etwas vom Herzog zu fordern; Alles, was er erhält, muß er als eine Gnade ansehen, so groß sind die leidigen Verpflichtungen, die er gegen ihn hat; er verdankt ihm nun einmal seine ganze Erziehung, und er bedenkt nicht, wie viel das heißen will, wie viel er dieser Anstalt schuldig geworden ist.“

In diesem Augenblick ging die Thüre auf, und Schiller trat herein. Er hatte die letzten Worte noch gehört und setzte stillschweigend eine Flasche auf den Tisch, die er in eigener Person aus dem nächsten Wirthshause geholt hatte. Die Gesellschaft schwieg etwas verlegen, eine bittere Empfindung malte sich in den Zügen des Dichters, und nach einer Pause, als Keiner der Andern reden wollte, begann er:

„Man verlangt Dankbarkeit von mir. Es ist wahr, die Welt kann mir Verpflichtungen vorhalten, und ich werde sie vor der Welt nicht abläugnen. Hier aber, wo wir allein sind, lüftet mich's doch einmal, diese Verpflichtungen vor mein Tribunal zu ziehen, und ihr sollt meine Geschwornen sein. Man hat mich in einem Alter, wo ich noch nicht fähig war, über meine Bestimmung nachzudenken, aus den Träumen meiner Kindheit herausgerissen, man hat mir, ohne mich zu fragen, ohne einen Blick in die magna charta zu werfen, die Gott in meine Wiege gelegt hat, die Gnade der Erziehung zu Theil werden lassen. Was heißt das? Es heißt mit andern Worten, man hat den Kizel, mit Gottes Geschöpfen Christmarkt zu spielen, die berühmte Raserei,



Menschen zu dreheln, an mir ausgeübt, man hat Deukalions Kunst an mir versucht, welche denn auch gewöhnlich so gut anzuschlagen pflegt, daß man aus Menschen Steine macht, wie jener aus Steinen Menschen gewann. Ob das bei mir gelungen ist — ich glaube nicht ganz, ob ich aber je wieder meine ursprüngliche von Gott empfangene Menschennatur erringen werde, die ich gratis und ohne unterthänigste Danksagung mit auf die Welt gebracht habe, das weiß ich nicht. Dabei hat man obendrein mit meiner Berufsneigung wie mit Würfeln gespielt. Meine unmittelbarsten Rechte hat man mit Füßen getreten und durch neunjährige Dressur in der Erziehungsfabrik mich zu der Puppe gemacht, welche jetzt Regimentsfeldscheerer und Creatur der fürstlichen Gnade heißt, die mich freilich gnädigst verhindert hat, etwas Besseres zu werden. In dieser Lage gibt es nur Einen Dank, und das ist der, den ich mir selbst schuldig werden muß. Mir will ich es verdanken, daß ich diese alberne Puppe abstreife, mir allein! Keine Unterstützung, keine Befreiung will ich ansprechen, ohne fremden Beistand will ich meine Ketten zerbrechen! Meinen Geist will ich anrufen in meiner Noth, ich will arbeiten, schaffen! Was mir angeboren ist, was in mir lebt, meine innere Welt will ich hervorzwingen an das Auge des Tages und den Menschen ein neues Leben aufthun, in dem sie wandeln mögen! Und zwar“ — setzte er hinzu, indem er, Scharffenstein's Bestürzung gewahrend, mit bezaubernder Herzensgüte plötzlich aus seiner zornigen Begeisterung in einen scherzhaften Ton hersprang — „will ich das Machwerk, Fiesco genannt, so bald als möglich zu Ende bringen und dann, ohne viel nach dem Urtheil der Leute zu fragen, gleich wieder etwas Andres vornehmen, damit diese neue Welt recht bald in Reih' und Glied auftritt.“

„So ist's recht!“ rief Scharffenstein und schüttelte ihm herzlich die Hand, „mit diesen Truppen sichts deine Sache aus und erobere dir die Welt! Du kannst dann von Denen, die dich hätten unterstützen können und nicht unterstützt haben,



um so unabhängiger denken. Und nun, gute Nacht! Es ist schon spät."

"Nichts da!" rief Schiller, "Keiner darf sich von der Stelle rühren, bis diese Flasche geleert ist!" — Die Freunde blieben sitzen, Schiller machte mit der liebenswürdigsten Heiterkeit den Wirth, die Spannung war gelöst, alle Saiten der Geselligkeit wurden noch einmal angeschlagen und klangen in einem heitern Schlusse aus. Als die letzte Flasche leer war erhob sich die Gesellschaft, Schiller begleitete sie auf die Straße und nahm dort gute Nacht.

Dann kehrte er in sein Zimmer zurück, öffnete das Fenster und sah aus der Tiefe der Erdenwelt gedankenvoll an den Himmel empor. Wolken, vom Winde gepeitscht, zogen schnell vorüber. Vom Thurme der Stiftskirche ertönte jetzt das mitternächtige Zeichen, ein Ueberbleibsel aus jenen rauheren Zeiten, wo dem Wanderer in Frost, Wildniß und auf ungebahnten Wegen mancherlei Gefahren drohten, das silberne Glöckchen, dessen heller Klang dem Verirrten draußen anzeigen sollte, daß ein Asyl in der Nähe sei, das ihn gastlich in die schützenden Mauern lade. Ein unnennbar bitteres Gefühl von Heimathlosigkeit durchdrang den Dichter, durch alle unbewehrten Pforten seiner Seele stürmten die nächtlichen tückischen Dämonen der Muthlosigkeit und Verzweiflung herein, er sah sich als einen Flüchtling an, der auf Erden nirgends eine Stätte hat, einem schmähhchen Ende blickte er entgegen, er hatte sich noch nie so elend gefühlt! Von Schauern geschüttelt, eilte er, sein Lager zu gewinnen, wo ein wohlthätiger Schlaf sich seiner bald erbarmte.

In diesem ärmlichen Stübchen, o Deutschland! schlummert einer deiner größten Geister. Noth und Sorge haben ihre Schlangenarme um ihn gewunden, Verkümmern droht seinem Genius — aber getrost! während er schläft, weichen die Wolken leise vom Firmament, die ewigen Sterne treten hervor und wachen freundlich über seinem Schlummer. Getrost, auch sein Stern ist unter ihnen.



Die strengen Züge des Schlafenden verklärten sich zu einem unbeschreiblichen Frieden, und von den goldenen Funken, die durch den Himmel wandelten, thauten lichte Bilder auf seine gedankenvolle Stirn herab. Ein Traum kam über ihn,

Er ward im Geiste auf einen Weg versetzt, dergleichen er im Vaterland schon oft betreten zu haben meinte. Der Pfad ging zwischen Weinbergen empor, volle Trauben lockten ihn, aber er ließ sie hinter sich und schritt leichten Fußes aufwärts. Die Weinberge gingen zu Ende, eine steinige Haide folgte, über die der Weg schroff und zerrissen hinaufstieg. Endlich führte er in einen Wald und lief unter hohen Buchen in vollem Blätterschmucke fort, immer den Berg hinauf, immer enger und steiler. Zuweilen schlüpfen furchtsame Mondstrahlen zwischen dem Laub hindurch und fielen auf den Weg. Endlich ging der Berg zu Ende, und der Wanderer betrat eine Hochebene. Er wandte sich um und blickte nach der Seite, wo er hergekommen war, aus dem Wald hervor, über Wiesen, an einem klaren Teich vorbei wand sich der Pfad herauf, und über den Wipfeln des Waldes erschienen in deutlicher Ferne die Berge der Alp, wie er sie oft von der Solitude aus gesehen hatte, aber sie waren höher, und er konnte die ganze Kette überschauen. Sie standen im klarsten Lichte da, die Vormauern, die Bollwerke traten sanft hervor, er unterschied jede Gruppe, er sah in die Seitenthäler hinein, und immer heller tauchte die Landschaft vor ihm auf, und die Mondnacht wurde zu einem schönen Frühlingmorgen, und er wußte, daß es Sonntag war. Aus dem Thal herauf drangen die Klänge der Sonntagsfeier aus vielen Ortschaften, und auf den Klängen ward er im Geiste wie auf einer Wolke emporgehoben. Er schwebte über dem Thale hin, das in seligem Frieden unter ihm ruhte, weiter und immer weiter, bis er eine große Stadt unter sich sah, größer, als er je eine gesehen. Sie schien ihm bekannt, und doch wußte er sie nicht zu nennen, so sehr hatte sie sich verändert, aber er erkannte auf einmal, daß es Stuttgart war. Er suchte zu entfliehen,



denn er gedachte der vielen Leiden, die er in dieser Stadt erduldet, aber er konnte nicht. Jetzt befand er sich vor dem neuen Schlosse, dessen abgebrannter Flügel endlich ausgebaut war, und siehe, eine Königskrone schimmerte statt der herzoglichen von den Zinnen. Verwundert wandte er sich und erblickte das alte Schloß, das in ehrwürdiger Dürsterheit vor ihm aufstieg. Er schwebte vorüber, da fesselte ihn der Anblick eines ehernen Monuments: hat man endlich, dachte er, dem Herzog Christoph hier ein Denkmal errichtet? Aber es war kein Fürstenbild, er sah eine Gestalt in faltigem Gewande, einen Lorbeerfranz in den Locken, und als er näher schwebte, erkannte er, o Wunder! in den mächtigen Zügen des Antlitzes sein eigenes Bild, mit dem schwer errungenen Lorbeer gekrönt. Er weilte staunend über der Statue, da nahte sich unten eine festliche Menschenmenge und versammelte sich um sein Bild, zu dessen Füßen tausend Kränze gelegt wurden; Musik ertönte, und ein liebliches Lied schwebte zu ihm empor, aus welchem eine sanfte Klage sprach. Er wußte, daß es ihm galt, und erhob sich lächelnd auf den Tönen in die Lüfte, wo ihn ein noch höheres Wunder erwartete. Denn jetzt erfüllte sich mit einer Herrlichkeit, die nicht von dieser Welt war, der leiseste Wunsch seiner Brust, den er noch nie auszusprechen gewagt hatte. Aus einer Wolke trat ihm das Bild des unbekanntenen Freundes, des Retters, entgegen, auf den er so lang in bangem Schweigen geharrt. Wie oft, wenn er auf der Straße ging, meinte er, der Ersehnte folge ihm auf den Fersen und werde ihn jetzt gleich freundlich auf die Schulter klopfen, oder wenn er auf der Bibliothek saß und in den Quellen zum Fiesco studirte, wie oft unterbrach er sich mit der stillen Hoffnung, ein Fremder, den doch sein Herz so gut kannte, der so ganz anders und höher war als Alle, mit welchen er umging, müsse jetzt eintreten und ihm auf einmal über die Schulter ins Buch sehen — aber er hatte immer vergebens gehofft, und nun! Ein Lichtstrahl drang ihm aus den Augen des hohen Mannes entgegen, in



die er irgend einmal auf dieser Erde schon geblickt zu haben glaubte, olympische Locken wehten um seine ernste Stirne, er reichte ihm lächelnd die Hand, zog ihn zu sich und sagte: „Es ist nicht zu spät! So wollten es die Götter.“ Und jetzt saßen die Beiden auf goldnen Stühlen neben einander, alle Noth dieser Welt war von ihnen hinweggeschmolzen und floss als ein leichter Regen zur Erde hinab. Durch die Wolken hindurch aber sahen sie, wie tief unten das Getümmel der Welt sich um ihre Bilder drängte und stritt. Sie aber lächelten und drückten sich die Hände fester. Und immer höher schwebten sie empor, bis ein reiner starker Lichtglanz sie umgab, in dem der Geist des Traums verschwebte. Die Augen des Schlafenden schloßen sich zu einem tiefen Schlummer ohne Gestalt und Erinnerung, er erwachte spät und fand sich verwundert in seiner elenden Höhle, deren Unordnung die Spuren des ärmlichen Gelags von gestern trug.

Ein heiterer Morgen sah herein, im Hause und auf der Straße war es still, die Sonne schien dem Langschläfer durch das offene Fenster aufs Bett, und er wiegte sich träumerisch im Gemurmel des nahe rauschenden Brunnens. Nun läuteten die Glocken zur Kirche, der Jüngling lauschte dem herrlichen Klang und fühlte sich dichterisch angeregt; er nahm das immer bereit liegende Blatt mit dem Bleistift von dem Wandgesims neben dem Bett und begann, seiner Empfindungen von gestern Abend gedenkend, jene Klage des Flüchtlings: „Frisch athmet des Morgens lebendiger Hauch.“

Da klopfte es an der Thüre. Der Briefträger kam herein. „Guten Morgen, Herr Doctor!“ rief er, „Ei! ei! noch in den Federn, und ich bin schon in der halben Stadt herumgaloppirt — aha, ich sehe, man hat gestern eine lustige Nacht gehabt! Hier ist ein Brief aus Weimar, einer aus Mannheim und ein Paket aus Frankfurt; die Briefe sind halb frankirt, Alles zusammen thut fünfundvierzig Kreuzer.“

„Lieber Freund,“ sagte Schiller hocherröthend, „Sie sehen, ich liege noch im Bett und —“



„Versteht sich, dahin nimmt man die Börse nicht mit!“ versetzte der Briefträger lächelnd, „nun, das ist in guten Händen, werde bald wieder meine Aufwartung machen. Ich habe die Ehre, mich zu empfehlen, Herr Doctor!“ Er grüßte mit soldatischem Anstand und ging ab.

Schiller griff mit feberischer Eile nach dem Briefe mit dem Postzeichen Weimar. Er wußte wohl, von wem er war, er hatte vor einiger Zeit ein Exemplar der Räuber an Wieland gesendet, die schwäbische Landsmannschaft in Anspruch nehmend, und hier war die Antwort. Er erbrach das Schreiben, sah nach der zierlichen Unterschrift und las dann langsam mit großen Augen und stolzer Freude die Lobsprüche, die ihm der feine Dichter des Oberon ertheilte. Es war die erste Stimme von Gewicht — jetzt durfte er sich für etwas halten.

Er öffnete den zweiten. „Alle Wetter!“ rief er, „das kommt ja hageldicht!“ — Es war eine Aufforderung von Herrn von Dalberg in Mannheim, die Räuber für die dortige Bühne zu bearbeiten.

„Jetzt bin ich nur noch auf das Paket begierig. — Immer besser und schlimmer!“ rief er, als er es aufgemacht hatte, und schleuderte es ins Zimmer, daß die Blätter umherflogen. Es waren einige Exemplare der Räuber, von einem Frankfurter Nachdrucker in tiefstem Respect und unfrankirt übersandt. „Da erwach' ich nun,“ sagte der Dichter nachdenklich lächelnd, „frühmorgens als ein berühmter Mann, kann für die Hymnen meiner Gönner nicht einmal das Porto bezahlen, und meine halbgewachsenen Lorbeern hat mir der vermaledeite Frankfurter Preßbengel schon für seine Küche gestohlen! Doch halt, es hat Alles seinen Nutzen, ich habe eben noch bemerkt, daß er mich auf solideres Papier gedruckt hat, als ich zu meiner Edition aufzuwenden vermochte; das kann ich nun zu dieser Bearbeitung brauchen. Wohlan, 'dem Manne kann geholfen werden!“

Er sprang eilends aus dem Bette, suchte ein Exemplar des Nachdrucks auf dem Boden zusammen und ging gleich



daran, Dalbergs Vorschläge zu vergleichen, wobei ihn bald diese, bald die reichlichen Druckfehler des größten unter allen Druckfehlern, des Nachdrucks, gewaltig in Harnisch jagten.

## 22.

Herz, mein Herz, was soll das geben?  
 Was bedrängt dich so sehr?  
 Welch' ein fremdes neues Leben!  
 Ich erkenne dich nicht mehr.  
 Weg ist Alles, was du liebtest,  
 Weg, warum du dich betrübtest,  
 Weg dein Fleiß und deine Ruh —  
 Ach, wie kamst du nur dazu!

Goethe.

Auch unser Freund hatte in der gleichen Nacht eine Vision, obwohl von anderer Art. Denn als er auf dem Wege nach seiner Wohnung am alten Schlosse vorüber kam, sah er einen Wagen, von ermüdeten Pferden gezogen, langsam auf dasselbe zufahren. Er begegnete ihm ganz in der Nähe, und eine weibliche Gestalt beugte sich etwas heraus. Der Schein einer Laterne fiel auf sie und zeigte ihm ein Gesicht von so wunderbarem Ausdruck, daß er in ein Märchen hineinzusehen glaubte; zwei frische, prächtige Augen funkelten ihn fragend an. Es war wie ein Blitz, dem Lichtschimmer folgte ein Schatten und nahm die Erscheinung hinweg. Der Wagen fuhr ins Schloß.

„Ein doppelter Lichtblick!“ sagte Heinrich, der auf dem Blase stehen blieb und in das dunkle Portal des Schlosses hineinstarrte. Er wäre noch lang so gestanden, aber auf der Stiftskirche nebenan schlug es zwölf Uhr, und das silberne Glöckchen erinnerte ihn, seine Gedanken aus der Irre zusammenzurufen und heimzubringen.

Den andern Tag wurde er zu der hohen Protectorin



der Ecole des Demoiselles berufen. Er traf im Vorzimmer mit dem alten Balthasar Haug zusammen, und Beide wurden zu gleicher Zeit eingelassen, um dem neuesten Mitgliede des Instituts, einem jungen Fräulein, vorgestellt zu werden, welches der ältere Lehrer in der Religion und Moral, der jüngere in der Geschichte und Geographie unterrichten sollte. Heinrich konnte ein elektrisches Zucken und eine aufsteigende Röthe nicht bemeistern, als er die Erscheinung von gestern Nacht erblickte; auch über das Gesicht des Fräuleins schien ein Blitz des Erkennens zu fliegen. Hätte nicht in diesem verhängnißvollen Augenblick der greise Colleague zu einem schicklichen Sermon den Mund geöffnet, er würde seine Fassung gänzlich verloren haben. Nun gewann er Zeit, sich zusammenzunehmen und mit verstohlenen Blicken sich der Wirklichkeit dieses Tagtraumes zu versichern. Denn traumhaft war die Erscheinung noch immer: eine Gestalt, zum Zerbrechen schlank; ein Gesicht von seltsamer, regelloser Schönheit, das eine Fülle kastanienbrauner Locken neckisch umflog; und unter der weißen Stirne zwei kohlschwarze Augen, die wildfremd in die Welt hineinsahen, Räthsel aufgaben und oft plötzlich mit einem unsagbar innigen Blick um ihre Lösung zu flehen schienen. Aus einer feinen Andeutung Francisca's konnte man schließen, daß die fürstlichen Manieren der jungen Dame mehr der Natur als der Erziehung zuzuschreiben wären. Heinrich war wie gefesselt, und doch wurde es ihm wohl, als die Audienz zu Ende ging; niemals hatte er eine so seltsame Spannung in seinem Innern wahrgenommen. Auch der alte Balthasar schien das Fremdartige der Erscheinung empfunden zu haben; denn er machte im Fortgehen die gelehrte Bemerkung: es sei ihm so wunderbar zu Muth, als ob er eine von den ägyptischen Sphingen gesehen hätte, und die erlauchte Beschützerin habe daher wohl mit Recht zu verstehen gegeben, daß das Fräulein von einem alten Geschlechte sei.

Von nun an ging unserem Helden ein neues Leben auf, und er fragte sich bald, ob denn wirklich wieder ein Lenz



für ihn anzubrechen beginne. Das Verhältniß zwischen einem jugendlichen Lehrer und einer jungen Schülerin hat seines Gleichen nicht, und noch sind wenige ihrem Schicksal entgangen, das ihnen gebot, die Herrschaft in die Hände des anfangs so ehrfurchtsvollen und gehorsamen, zuletzt aber siegreichen und gebietenden Zöglings zu legen. Fräulein Laura — so wurde sie genannt — war sehr bevorzugt und empfing den Unterricht meist unabhängig von den übrigen Töchtern der Ecole, nur in Gegenwart der Gräfin von Hohenheim. War nun die Aufsicht dieser gefürsteten Frau zwar geeignet, eine gewisse Entfernung zu unterhalten, so hatte dagegen ihre Güte, ihr Wohlwollen eine Sonnenwirkung auf das Gemüth, welche mancherlei schüchterne Blumen und Pflanzen daselbst hervorkieimen machte. Francisca stand nicht nur als ein schützender Wetterableiter zwischen ihrem raschen Gemahl und den Menschen; sie wußte auch persönlich ihren Umgebungen aufs Freundlichste und Liebevollste zu begegnen, und so hatte es in mancher guten Stunde das Aussehen, als ob Mutter und Tochter mit einem begünstigten Freunde zusammensaßen, dem vielleicht noch größere Rechte bevorstehen sollten. Und wie im Leben oft unbeachtete Umstände folgenreich werden, so kam eben um diese Zeit eine drückende, nie erlebte Sommerhize hinzu, welche die vortreffliche Dame mitunter etwas in Schlummer versenkte, und das Fräulein verfehlte niemals, einen solchen Augenblick zu einer plötzlichen Kreuz- und Querfrage zu benutzen, wodurch die Gedanken des bedrängten Lehrers noch mehr in Verwirrung kamen. Des Lehrplans hatte sie sich schon nach den ersten Stunden bemächtigt, denn ihrer eigenthümlichen, beweglichen Anschauungsweise war nicht zu widerstehen. Sie fand die Geographie langweilig, und der junge Instructor, der dieses Fach selbst in der Geschwindigkeit sich aneignen mußte, um es wieder mitzutheilen, mochte in der Stille derselben Meinung sein. Nun hatte sie eines Tages eine Gemäldesammlung beschaut und rief ihm, als er zur gewohnten Stunde kam,



schon von Weitem mit all' ihrer Lebhaftigkeit entgegen, sie sei so glücklich gewesen, eine neue Methode zu erfinden! Man müsse die Geographie als ein interessantes landschaftliches Gemälde behandeln und darauf die Geschichte als Staffage erscheinen lassen! Sie wußte ihm dies so anmuthig vorzusagen, daß er überrascht und hingerissen in den Gedanken einging. Als dieser aber zur Ausführung kommen sollte, fand er seine Kenntnisse sowohl als seine Hilfsmittel so unzulänglich, daß er in große Verlegenheit gerieth. Das Fräulein kehrte sich nicht daran: mit Witz und Phantasie wußte sie sich die trockenen Fachwissenschaften mundgerecht zu machen, und so pfuschten sie sich manche artige Unterhaltung zusammen. Der Herzog, der gelegentlich examinirte, schien sehr zufrieden, aber der eigentliche Unterricht war zerstört, und unser Freund hatte seine liebe Noth mit der selbstherrlichen Schülerin. Da der landschaftliche Boden häufig unter ihm wankte, so mußte er sich's gefallen lassen, wenn sein schöner Zögling ihn gelegentlich auf ein anderes Terrain führte, nämlich auf das des reinen Plauderns. So benützte sie namentlich jene Schlummerpausen zu Einfällen, blickartig und wunderfölsam, wie ihr ganzes Wesen. Sie war auf einem einsamen Waldschloß aufgewachsen, was sie oft plötzlich, irgend einen andern Gegenstand unterbrechend, mit einem hingeworfenen Wort berühren konnte, und das Gerücht nannte sie die Tochter eines Hauses, dessen Andenken der Herzog ehren wollte.

So war die Gefahr beschaffen, welche dem Herzen unseres Freundes drohte. Dieses Herz bebte noch von den leisen Nachwehen einer verletzten Neigung und stand auf jener empfindlichen Stufe des Genesens, welche die Dichter als die gefährlichste schildern. Zuerst gab das Ungewöhnliche, das Unerhörte der neuen Erscheinung einen Reiz, und so gerieth er von einer Fessel in die andere. Nicht die geringste dieser Anziehungskräfte lag in einer gewissen süßen Heimlichkeit, die ihn mit ihr verband: denn wenn sie auch, bei aller Rücksicht



auf das Schickliche, der strengen Hofetikette manches für ihre mütterliche Freundin erschreckende Schnippchen schlug und überhaupt des Heuchelns unfähig war, so ließ sie doch ihre unbeschreiblich entzückende Natürlichkeit und die phantastische Freiheit ihres beweglichen Geistes nur in jenen vertrauten Augenblicken vor dem Lehrer ganz schrankenlos walten, wodurch sie ihn in eine Art stiller Verschwörung verstrickte und nach und nach unvermerkt gefangen nahm. Daß Fräulein Laura hierin, so einzig sie auch sonst sein mochte, den Gesetzen der weiblichen Natur gefolgt sei, läßt sich leicht erachten; hatte ja doch schon die erste Begegnung jenen eigenthümlichen Blick entladen, mit welchem sie zu fragen und heranzurufen verstand. Am kürzesten ist sein Schicksal ausgesprochen in den Worten: „Halb zog sie ihn, halb sank er hin.“

Daß er aber darum, wie die Ballade schließt, nicht mehr gesehen worden wäre, folgt nicht daraus: vielmehr war er um diese Zeit sichtbarer als je. Er fühlte, daß er etwas geheim zu halten habe, und so verbarg er sein Geheimniß unter der lautesten Fröhlichkeit im Kreise der jungen Gesellen. Dies gelang ihm um so leichter, da Schiller für den Augenblick die Zielscheibe der Witze war, welche durch seine Laura-Lieder in vertrauter Gesellschaft hervorgelockt wurden. Der Dichter selbst war offenherzig genug, es nicht gerade zu bestreiten, daß hier eine unzulängliche Wirklichkeit zum Ideal habe erhalten müssen, und Heinrich, der das magere Frauchen, mit etwas Seele in den wasserblauen Augen, mehrmals gesehen hatte, stimmte lustig in die Neckereien ein, obgleich er den Namen nie ohne eine gewisse Bangigkeit über die Lippen bringen konnte.

Die Räuber hatten auch bei Hofe Aufsehen gemacht, obwohl nicht zu Gunsten des Dichters. Französische Schriften, worin der Zustand der Gesellschaft in Frage gestellt war, wurden, wenn auch mit einiger äußerlichen Apprehension, doch im Stillen gern gelesen; die neueren deutschen Erzeug-



nisse aber, welche den Boden der Gesellschaft ganz verließen, waren zu fremdartig, um ein Verständniß oder gar einen Beifall in Anspruch nehmen zu können. Doch hatte Francisca, die im Bücherkaufen nicht verschwenderisch war, sich von Heinrich die wilde Tragödie zum Lesen geben lassen, und seit dieser Zeit begann das Fräulein sich mit einiger Lebhaftigkeit nach dem Dichter zu erkundigen.

Er hatte schon mehrmals versprochen, ihr den außerordentlichen Jüngling bei einer der Paraden auf dem Schloßplaze zu zeigen, und eines Tages, als die erlauchte Duenna eben schnell zum Herzog berufen worden war, zog sie ihn ans Fenster und fragte: „Sind das nicht Augé's Grenadiere?“

Die Parade begann so eben. Heinrich, mit Farben und Waffengattungen nicht sonderlich vertraut, sah sich nach bekannten Gestalten um und entdeckte bald den dithyrambischen Arzt. Der Regimentsmedicus stand in diesem Augenblick den beiden Zuschauern gegenüber fast in der Mitte des Plazes, mit etwas gesenktem Haupte den Befehl erwartend, der ihn zur Abstattung des Rapport's berief.

„O ja,“ antwortete Heinrich, „denn dort steht Freund Schiller.“

„Wie? welcher? wo?“

Er zeigte hin. Sie betrachtete den Dichter eine Weile und brach dann in ein lautes Gelächter aus. „Was? dieser Storch?“ rief sie. „Steht er nicht da, gespreizt, als ob er just einen Familiensegen zu bescheeren hätte? — Jetzt, jetzt! Sehen Sie, wie er mit dem Popse rudert! — Und die beiden unförmlichen Walzen mit den schwarzbefleckten Kamasschen drüber! Pfui! Das ist der Dichter der Räuber?“

Die Freundschaft war in diesem Augenblick nicht die oberste unter den Mächten, die das Herz des jungen Lehrers besaßen; denn sonst wäre er der muthwilligen Spötterin gram geworden. Doch lachte er nicht mit, sondern erwiederte ernsthaft: „Wer ihn näher kennt, sieht über diese Außendinge hinweg. Aber wenn Sie das nicht können, so erblicken Sie



wenigstens darin den Jammer unserer Tage! Was in dieser unangemessenen Hülle steckt, das ist ein herrliches Werden: das andere ist nur eine Satire auf unsere Zeit."

"In der That, eine gute Vertheidigung!" sagte sie, noch immer lachend. "Wissen Sie auch, was mir am besten an ihm gefällt? Daß er seine Heldin unter die Räuber gehen läßt. Das ist ein Gedanke, der die Hofdamen zur Verzweiflung bringt."

"Es ist auch etwas stark für eine von Edelreich. Sie werden doch nicht den Geschmack haben, mein gnädiges Fräulein, so weit von der Höhe Ihres Standes herabsteigen zu wollen?"

"Stand! Rang!" rief sie. "Das Weib hat keinen Stand, oder vielmehr sie haben alle nur Einen. Wissen Sie wohl, daß ich Anfangs Alles, was man von Unterschieden, Messalliancen und dergleichen sprechen hört, für thörichte Ammenfäselei hielt, bis mich mein Eintritt in die Welt belehrte, daß es bittere Wahrheit ist?"

Bei diesem unumwundenen Glaubensbekenntniß ging in Heinrichs Herzen eine Hoffnung auf, wie ein helles Meteor. Wie ward ihm aber, als das Fräulein lachend fortfuhr: "Und wissen Sie auch, daß ich schon eine Amour mit einem Zigeuner gehabt habe?"

Er stugte, aber es fiel ihm bei, daß es ihre Gewohnheit war, den Leuten mit Märchen und Flunkereien in die Quere zu kommen und sie zu verblüffen. Daher versetzte er gleichfalls lachend: "Doch wohl nur im Traume?"

"Versteht sich, daß es ein Traum war!" antwortete sie, indem sie ihn bedeutend ansah. "Es wird nächstens an der Zeit sein, die Augen zu schließen und den alten Traum fortzusetzen."

"Also, gute Nacht, meine Gnädigste!"

"Nein!" rief sie, plötzlich ausbrechend, "nein, mein Freund, Sie können sich nicht vorstellen, wie ich mich ennuyire! Dieses



Ceremoniell! Diese abgeschmackten Fragen! Wozu denn? Wenn ich doch nur wüßte wozu? Er hat doch Witz und Geist! Warum hat er sich denn so ein steifes Leben zugerichtet? O, daß ich heyen könnte! Ich möchte mich in einen Vogel verwandeln, und wenn ich mich unter der Hefe des Pöbels, wenn ich mich Zeitlebens unter den Sperlingen umbertreiben müßte!"

„Da möcht' ich noch eher rathen, das Genre der Bachstelze zu ergreifen,“ sagte Heinrich unwillkürlich.

„Keine schlechten Witze! Ich bin wirklich unglücklich, ich bin sehr unglücklich. Ihr seid noch der einzige Mensch hier — ach, geht, und Ihr seid auch nur ein halber!“

Sie hatte ihn heftig am Arm gefaßt und dann wieder weggestoßen. Jetzt trat sie zu ihm und sagte mit dem zärtlichsten Tone: „Kommt, wir wollen das Räuberhandwerk ergreifen! In die böhmischen Wälder! Oder lieber auf den Schwarzwald, wo's noch lustiger ist! La bourse ou la vie!“

Sie hatte sich an ihn angelehnt und sah schelmisch an ihm empor. Indem sie sich rückwärts beugte, öffnete sich das ausgeschnittene Kleid über der Brust und ließ ihn in einen blendenden Himmel schauen, so daß er vor Ueberraschung fast die Augen schloß. Es war ein Augenblick. Er hatte ihre Hand ergriffen. „Ma vie!“ rief er und drückte einen feurigen Kuß darauf.

Sie konnte ihm kaum noch die Hand entreißen, als die Gräfin von Hohenheim wieder ins Zimmer trat. Francisca schien zerstreut und hatte nichts bemerkt. Die Stunde schlug; der Lehrer wurde von den Damen gnädig entlassen.

Es war ihm, als ob tausend Raketen um ihn zischten, und in verworrenen Gedanken ging er aus dem Schlosse.



## 23.

Sie war ein wildes fedes Blut,  
Als sollt's ein Knabe werden.

J. G. Fischer.

Und unter verworrenen Gedanken verging ihm der Sommer und ein großer Theil des Winters, der zu Anfang des Februar mit einem kurzen Schnee und einigen Regengüssen Abschied nehmen zu wollen schien.

Der Geburtstag des Herzogs war diesmal feierlicher als gewöhnlich begangen worden, und noch immer wiegte sich der Hof in mancherlei Freuden der Nachfeier. Die gelinde Jahreszeit gestattete schon Lustbarkeiten im Freien, aber auch Abends im geschlossenen Saal entzündete sich der bunte Glanz, und unter der Maske wagte sich das Leben mit seinem Haß und seiner Liebe freier zu bewegen. So war auf den nächsten Abend eine Redoute angesagt, zu welcher außer dem Hofe nur wenige Glückliche den Zutritt haben sollten. Heinrich war nicht unter diesen, und doch hatte er tausend Gründe, die es ihm unmöglich machen wollten, wegzubleiben. Durch die Festlichkeiten war der Unterricht bei dem Fräulein seit geraumer Zeit unterbrochen worden, und es schien ihm, so wenig er die Schuld davon trug, als hätte er seine Pflichten verletzt. Er wußte, sie war unzufrieden, und diese Krankheit wuchs immer mehr, so daß sie selbst ihn zuletzt mit fühlbarer Gleichgültigkeit behandelt hatte: wie konnte er nun die Aufgabe abweisen, die ihm von der Freundschaft, vom Gewissen, und wie diese zarten Behörden alle heißen mögen, gestellt wurde! Er mußte sich von ihrem Zustand überzeugen, er mußte sehen, ob sie eines Trostes bedürftig sei. So treffen wir ihn denn auf einem Gange, den er nicht unter der Eingebung der Weisheit Salomonis angetreten hat.

An geheimen Mitteln und Wegen fehlte es nicht, um auch ungeladen zu dem Feste zu kommen, wo er gewiß war,



mit ihr zusammenzutreffen. Vorsichtig hatte er sich zwei Maskenanzüge verschafft, um sich mit deren Hilfe aus jeder Verlegenheit zu ziehen. Schon war er als Zitherschläger gekleidet: als solcher wollte er vor sie treten, wenn er erst die nöthige Kunde und Sicherheit erlangt haben würde. Er warf eine braune Mönchskutte über die malerische Tracht und eilte fort, da seine Uhr ihm sagte, daß die glänzenden Räume nunmehr gefüllt sein würden.

In einem spärlich beleuchteten Gange, wo man die Musik leis und fern vernahm, stieß er auf zwei Zigeunermasken, deren Aussehen und Haltung ihm täuschend gelungen schien. Sie mochten auch ihr Geheimniß haben, denn als er sich ihnen näherte, hörte er die eine zur andern sagen: „Pass' ja recht auf, Duly, und entferne dich keinen Augenblick von hier.“

„Wohl, wohl!“ entgegnete die andere Maske.

Heinrich drückte sich an ihnen vorüber. Der fremdartige Name war ihm aufgefallen, aber er hatte keine Zeit zum Grübeln, denn schon war das Pfortchen erreicht, das ihn einlassen sollte. Er öffnete sachte, und begünstigt von dem blendenden Schein der Kronleuchter war er unbemerkt in den Saal getreten. Die Aufmerksamkeit der bunten Versammlung war nach einer andern Seite gerichtet, wo ein hoher Venetianer, den Hut mit blitzenden Steinen geziert, einhergeschritten kam. Alles wich ihm aus, und Heinrich, sein Terrain übersehend, schlug sich zu einer Gruppe, wo er ihm vorerst weit genug aus den Augen war. Um seine Befangenheit zu überwinden, ging er dreist auf einen untersehten Sarazenen zu und bot ihm den frommen Gruß, der im Charakter seiner eigenen Maske lag.

Der Heide wandte sich erschrocken um und machte mehrere Verbeugungen. „Fehl' mich ganz gehorsamst!“ stotterte er endlich verlegen heraus.

„Mich auch!“ erwiederte Heinrich laut lachend. Er glaubte an der Stimme einen alten Kanzleiherrn erkannt zu haben, mit dem er schon sonst wo zusammengetroffen war.



Der komische Auftritt hatte ihm Muth gemacht. Er fühlte seine Gestalt unter dem Umfang der doppelten Kleidung hinlänglich versteckt, und viel zu lebhaft für einen Kapuziner begann er sich im Saal umherzutreiben. Er suchte, fand aber nirgends. Unter keiner dieser prachtvollen, stummen Masken, die mit ruhiger Haltung an einander vorüberwandelten, höchstens einige Worte flüsterten und dann weiter gingen, konnte er Sie vermuthen. War sie nicht da? Nein, denn gewiß hätte sie in dieses Hadesleben Aufregung und bunte Mannigfaltigkeit gebracht. Er bereute, sich hier unnützer Weise in Gefahr begeben zu haben.

Da fühlte er sich leicht angestreift. Ein wunderschlanker Zigeunerknabe, an dessen Schmuck ein Juwelier seinen Vorrath erschöpft zu haben schien, war neben ihn getreten, und zwei muthwillig funkelnde Augen bohrten ihm durch seine Doppelmaske hindurch. „Gelobt sei Jesus Christ!“ sagte eine holde Stimme, vergebens bemüht, einen jugendlichen Haß zu erzwingen.

„In Ewigkeit!“ erwiderte Heinrich, den beim Klange dieses Grußes ein freudiges Bittern besiel.

„Ihr habt Euch verirrt, mein frommer Vater,“ fuhr der Knabe fort. „Was hat Euer Fuß zu suchen auf diesem Schauplatz der bunten Narrheit?“

„Und ist es nicht passend,“ antwortete er, „der Fröhlichkeit den Ernst und dem bunten Schimmer jenes Grau vorzuhalten, das, wie man meint, die Grundfarbe des täuschenden Regenbogens ist?“

„Gut gesagt, mein Vater. Aber wenn es, wie ich schon gehört habe, Menschen gibt, welche die Sprache dazu erschaffen glauben, um die Gedanken und den Charakter zu verbergen, so seid Ihr der völligste Gegensüßler von diesen, und wenn Ihr Euren Stil nicht besser zu verstellen und Euren Kopf nicht gelenkiger zu halten vermögt, so fürchte ich, Ihr werdet nichts als ein lebendig wandelnder Steckbrief sein.“



Er nahm schnell eine gebeugtere Haltung an. „Du redest die Wahrheit, mein Sohn,“ sagte er, „empfange dafür meinen Segen.“

„Dank, heiliger Vater. Also Ihr seid gekommen, uns von unserer unheiligen Thorheit zu bekehren? Soll ich Stille ausrufen, damit Alles Eurer Predigt lauschen möge?“

„Nein, nein! Ich bin zufrieden, Eine Seele gefunden zu haben, der ich meinen Zuspruch und die Tröstungen anbiete, die mein theilnehmendes Herz zu geben vermag.“

„Diese Seele ist Euch sehr verbunden. Wie aber, wenn ich Euch vertraue, daß sie bereits — ich will nicht sagen geröstet, aber bekehrt ist? Daß sie mit Nächstem gerettet sein wird aus dieser argen, schlimmen Welt?“

„Ich verstehe dich nicht, meine — mein Sohn! Du redest, als ob diese Seele in ein Kloster gehen wollte.“

„Und wenn es so wäre? Ich weiß ein Kloster mit viel tausend hohen Säulen, eine blaue Wölbung spannt sich drüber her, und seine Bauart hat ihres Gleichen nicht. Gar schöne Musik ist darin zu hören, und eine Riesenorgel füllt den weiten Bau mit ihrem Athem aus.“

„Du redest in Räthseln, mein Sohn. Gott erleuchte dich — oder mich!“

„Das wird er, mein Vater, beides zu seiner Zeit. Für jetzt aber ein leises Wort, neigt Euch tiefer, tiefer: Schweigen und — Nachfolgen! Ja, mein frommer Vater, ein solcher Beichtiger wie Ihr wird dort willkommen sein. Wollt Ihr folgen, wann es an der Zeit ist? Wollt Ihr?“

„Ich will!“ rief er, ergriffen von dem innigen Ton der Stimme, obgleich er kein Wort von Allem verstand. Der anmuthige Knabe legte sich seine Hand aufs Haupt, wie zum Segen, und huschte davon.

„Was dieser Geist immerwährend wundersame Blasen aufwirft!“ sagte er, der zierlichen Gestalt nachsehend, wie sie durch die Reihen dahinschlüpfte. Er konnte sich's nicht versagen, ihr von Weitem zu folgen; noch einen Blick, vielleicht



noch ein Wort, dann hatte er ja seinen Wunsch erreicht und konnte gehen. Was sie nur gemeint haben mochte? Doch er war ja ihre phantastischen Reden gewohnt.

Da sah er sie auf einmal mit einem Zigeuner im Gespräch und glaubte dieselbe Maske zu erkennen, die ihm im Corridor begegnet war. Das Gespräch schien lebhaft geführt zu werden, der Zigeuner hatte eine Stellung angenommen, als ob er Befehle empfinde. Heinrich konnte die Augen nicht abwenden, unwillkürlich näherte er sich ihnen, und ein eifersüchtiges Gefühl hatte ihn beschlichen. In diesem Augenblick wurde er hart am Arm gefaßt, und wie er sich umwandte, vermochte er kaum einen Ausruf der Bestürzung zu unterdrücken, denn er sah Niemand Geringeres als den leibhaftigen Satanas. Der höllische Fürst war so vollständig costümiert, wie ihn nur der alte Köhlerglaube erdacht und dargestellt hat, und seine Larve so ausdrucksvoll gemalt, daß gleich der erste Anblick den Verdacht erwecken mußte, diese Erscheinung sei nicht aus den Kreisen des Hofes, sondern möge wohl eher eine Ausgeburt der Akademie oder ihrer kaum flügge gewordenen Kinder sein.

Satan schwang seinen Schürhaken wie ein Scepter über die Versammlung und sagte mit einer tiefen gequetschten Stimme: „Willkommen, ehrwürdiger Pater, in meinem Territorio! Du hast mir allein noch gefehlt, nun ist meine Freude vollkommen. Sind wir ja doch von jeher natürliche Verbündete gewesen! Wenn dieser euer Menschenoccean von Grund aus umgerührt werden soll, so werden wir Beide wohl die unentbehrlichsten Werkzeuge sein. Ich für meine Person bin nie verlegen, wie ich den alten Sauerteig anbringen muß, und du, in welche Jacken und Uniformen sich auch die Geister der Sterblichen stecken mögen, du weißt deine Tracht zu accommodiren und tauchst allzeit wieder empor, thronend mit der finstern händelsüchtigen Prophetenmiene oder mit dem lächelnden Vollmondsgesicht! Sei mir gesegnet, du besondrer Liebling meiner guten Großmutter! Komm, wollen eine Runde



machen und unsre Leutchen mustern. Das Hofgelichter ist meine tractabelste Waare, da treib' ich nun so zu meinem Privatvergnügen einen Trödelkram mit abgetragenen Kleidern, in die man Alles hineinstecken kann, nur nichts Capitales."

Er faßte ihn traulich unter dem Arm und schleppte ihn mitten durch das Maskengewühl. Das Gemurmeln über die auffallende Erscheinung wich dem allgemeinen Gelächter, als man sah, wie der corpulente Kapuciner sich aus Leibeskräften sträubte, seine Brüderschaft mit dem verschrieenen Gesellen öffentlich zu declariren.

„Laß dich's nicht anfechten, Ehrwürdigster!“ sagte Satan zu ihm, „laß dich's nicht verdrießen, daß sie dich so unanständig verlachen. Im Gegentheil, nur recht viel Hohn, nur recht viel Märtyrerthum! Da liegt der größte Gewinn für Den, der seinen Vortheil versteht. Das Verspottete, Abgeschmackte übt eine geheime Anziehungskraft —“

Er wollte weiter reden, als die Menge sich theilte und der venetianische Nobile mit Einem Mal vor ihnen stand. Erschrocken riß sich der Kapuziner los, sein schwarzer Gefährte aber, von einem diabolischen Gedanken durchzuckt, ging frech auf den Venetianer zu, indem er sich anstellte, als ob er ihn mit dem Schürhaken fassen wollte. Ein Schrei des Zorns entfuhr der Maske, und Satan, den Schürhaken dahinten lassend, begab sich eiligst auf die Flucht. Ein allgemeiner Aufruhr entstand im Saale. „Greift ihn!“ riefen viele Stimmen, und von allen Seiten begann die Verfolgung gegen den wunderlichen Sohn des Chaos. Heinrich sah es noch, wie er den Ausgang gewann und wie ihm von der zuschlagenden Thüre der Schweif abgekippt wurde, aus welchem eine Menge Sand auf den Boden rollte. Er sah, wie die beiden Reliquien des bösen Geistes von dienstfertigen Masken aufgehoben und herbeigetragen wurden, und vernahm ganz in seiner Nähe den lauten Vorschlag, die Thüren zu schließen und sämtliche Anwesende sich demaskiren zu lassen. Da schien es ihm nicht mehr geheuer zu sein, zumal er selbst eine Rolle in diesem



Drama mitgespielt hatte. An dem Pfortchen wagte er es noch einmal, seine Blicke durch den Saal schweifen zu lassen; er sah den Zigeunerknaben nicht mehr, und mit einer bitteren Verwünschung gegen den dummen Teufel, der ihn um diesen Abend gebracht, schlüpfte er fort.

Laura's Fenster waren noch nicht erleuchtet; sie mußte noch auf der Redoute sein. Er kämpfte mit sich, ob er nicht noch einmal als Zitherspieler hinschleichen sollte; aber er wollte die Gefahr nicht allzu verwegen herausfordern und ging endlich zögernd nach Hause, um den schattenhaften Traum wachend und schlafend fortzusetzen. Der Schlaf wollte jedoch nicht lang bei ihm verweilen; seine Gedanken quälten ihn unablässig, und er erhob sich früh am Morgen, die holde Sonne begrüßend, die ihn wieder wie einst mit Hoffnung und Lebenslust erfüllte. Sein Herz trieb ihn hinaus in die schöne Morgengegend; ein Feiertag war angebrochen, und er beschloß, ihn nicht auf seinem Zimmer zu verfeuzen.

## 24.

- Wollen wir uns lustig machen?  
 — So lustig, wie Heimchen, mein Junge. —  
 — Ich bin jetzt zu allen Humoren aufgelegt,  
 die sich seit den alten Tagen des Biedermanns  
 Adam bis zu dem unmündigen Alter der gegenwärtigen  
 Mitternacht als Humore gezeigt haben.

Shakespeare, Heinrich der Vierte.

In Ermanglung eines wilden Schweinskopfes frequentirten unsre jungen großen Geister den „Ochsen“, ein beliebtes Gasthaus in der Hauptstätter Straße.

Schiller traf dort gewöhnlich mit Petersen zusammen, Lieutenant Kapff, sein ehemaliger Stubenbursche, kam oft spät am Abend aus andrer Gesellschaft, Koller ließ sich dann



und wann bei ihnen sehen, auch die übrigen Bekannten gingen aus und ein. Man trank einen guten Rothen und aß einen „Schunken“ oder rauchte eine von der Wirthschaft gelieferte Pfeife dazu, laut einer Rechnung des Ochsenwirths Brodhag, „Nota über Herrn D. Schiller und Herrn Bibliotarius Peterfin,“ welche mit der monatlichen Besoldung, die der Titanensohn von seinem durchlauchtigsten Beschützer als Regimentsmedicus bezog, in einem wehmüthigen Contraste steht.

Heinrich kam, nachdem er auf einem benachbarten Dorfe noch einige Stunden geschlafen und dann in der milden Sonne den ganzen schönen blauen Tag umhergeschwärmt hatte, die Weinsteige herab. Mit dem Winter schien's ganz vorüber zu sein, und der Feiertag, der auch ihn von seiner Kette losgespannt hatte, lockte eine Menge Spaziergänger nach vollendetem Abendgottesdienst zwischen der langen Reihe noch kahler Gärten ins Freie. Sie strebten hinaus, er strebte schon wieder zurück. Die rastlose Leidenschaft trieb ihn dem Schlosse zu, ob er vielleicht das Wehen eines Schleiers, ob er einen Blick erhaschen könnte. Diesmal aber war es anders beschlossen. Denn als er durch das Hauptthor gekommen war und am Ochsen einen zufälligen Blick hinaufgleiten ließ, glaubte er hinter einem Fenster etwas wie die Strahlen der Abendröthe wahrzunehmen. Er sah noch einmal genauer hin und sprang hinauf. Errathen! Schiller saß in der gewohnten Ecke, gedankenvoll in das leere Glas starrend. Er reichte dem Freunde schweigend die Hand.

„Was hast du? Wie geht's dir?“ fragte dieser, indem er sich an seine Seite setzte, „die Räuber sind ja aufgeführt, und du warst heimlich in Mannheim? Ich habe dich eine ganze Ewigkeit nicht gesehen.“

„Es ging vortrefflich,“ sagte Schiller, „aber laß dir's lieber von Andern erzählen. Es liegt hinter mir, und was vor mir liegt —“

„Nun?“

„Höre, was auch Kästner sagen mag, daß es keinen leeren



Raum gebe, das Menschenleben kommt mir doch oft wie ein Vacuum vor. Was ist das für ein Treiben! Ich möchte mich flüchten und weiß nicht wohin. Ja, aus Schwaben nach Deutschland! Wüßt' ich nur, wo das liegt! Aber auch gegen Mannheim steigen mir Zweifel auf."

"Wenn du so sprichst," versetzte Koller, "so muß es in deinen Arbeiten stocken. Was treibst du denn? Ist der Fiesco bald fertig?"

"Fast noch immer der rohe Stoff!" erwiderte Schiller tonlos, "das Ding sieht aus wie das ewige Chaos."

"Nun, siehst du? Aus dem ist ja auch mit der Zeit etwas geworden."

"Ja, aber unter andern Händen. Mir ist's zu Muth, als ob ich gar nichts mehr herausbringen würde. Ich hab' ein Gefühl, als ob ich fertig wäre."

Heinrich lachte. "Nein!" rief er, "um auf den Lorbeern einzuschlafen, dazu ist's noch zu früh am Tage. Diese Stimmung geht vorüber; sie ist Qual für die Seele, aber Wohlthat für den Geist. Laß ihn nur brach liegen, er fängt von selbst wieder zu tragen an."

"Unter diesen Umständen schwerlich," versetzte der Dichter. "Mein Leben, meine Stellung, Alles ist verfehlt. Ich bin im Begriff, langsam in den Sumpf zu sinken, wenn ich mich nicht mit einem tückischen Sprung herausreißer. Oft komm' ich mir vor, wie Catilina gottseligen Angedenkens, nur daß ich mir auf eine bessere Art helfen möchte."

"Du laborirst an einer poetischen Entwicklungskrankheit," sagte Heinrich, "das ist Alles. Laß sie ruhig auskochen, du hast ja inzwischen Diversion genug. Laß das Dichten eine Zeit lang und wirf dich mit um so größerer Wuth auf deine Grenadiere. Das ist das Gute, was ein Beruf hat, daß man nie leer mahlen kann."

"Auch daran fang' ich stark zu zweifeln an," erwiderte der Dichter. "Es kommt mir nicht ehrenhaft vor, einen Beruf, an welchem das Vertrauen des Staats, ja, das Leben von



Menschen hängt, nur so nebenher zu treiben. Das Schlimmste aber — (was unter uns bleibt) — ist Das, daß ich nicht dazu geboren bin, es gelingt mir nichts, und wenn man mich heute wegwirft, so kann ich's nicht verargen. Es ist eben der Fehler, daß man zu seinem Berufe kommt wie der Blinde zur Ohrfeige."

"Aber zu was hättest du sonst getaugt?"

"Das ist schwer zu sagen," sprach der Dichter. "Ich sehne mich auch nicht mehr nach den Fachstudien, die ich verlassen mußte. Ueberhaupt kann meines Erachtens ein Mensch nur Einen Beruf haben, und den meinigen glaub' ich mit den Räubern bewiesen zu haben. Freilich scheint er nicht fakultäts- und brodsfähig zu sein. Aber Das bin ich fest überzeugt, wer sein Tagewerk pflichtmäßig abspinnt und mediacastrirt oder Parteien verhört oder docirt und zwischen hinein eben so gleichmüthig wieder Verse macht, der ist kein echter, kein berufsmäßiger Dichter, seine Liebhaberei will ich ihm übrigens nicht verwehren."

Er hatte in aller Unschuld einem Dilettantenherzen eine Wunde geschlagen; denn nichts verzeiht man schwerer, als wenn ein Poet, welchen man doch mit Herausforderungen auch nicht verschont, sich gelegentlich einmal in die Brust wirft. Er sah dem Freunde die Verstimmung, die dieser nicht verbergen konnte, in den Augen an und fügte hinzu: "Dagegen ist auch kein Menschenkind so übel dran als ein Dichter in den Stunden, wo er von seinem Genius verlassen ist. Die Andern sind doch noch immer alles Mögliche, er aber ist dann gar nichts. Und solche Seufzer einer leeren Brust sind die Wiegenlieder des Fiesco. — Ueberhaupt," rief er, plötzlich abspringend, "es ist ein unaussprechlich armseliges Leben hier! Ich wollte mich gar nicht sträuben, wieder in die Akademie zurückzukehren; wie ganz anders hab' ich mir dort die Welt vorgestellt! Und vollends die Weiber! Ich möchte nur wissen, ob sie anderswo auch so wären. Höre, wir sind unter uns, und ich will dir frei bekennen, daß ich



alle Ansprüche auf Dichterruhm mit Freuden einem rechten Mädchen opfern wollte, und ich glaube, es geht jedem braven Jungen so. Freilich müßte sie darnach sein. Aber es ist was gar zu Armseliges um die Weiber, wie sie jetzt sind! Die einen bloß sinnlich, die andern bloß moralisch. Die Liebe fordert in beiderlei Hinsicht einen gewissen Heroismus, und der geht allen ab. Es ist mir, als wäre eine alte heilige Religion verloren gegangen. — Dieses Schwaben!" fuhr er fort, „wie haben die Minnesänger seine Frauen gepriesen! War es Lüge und poetische Fabel, oder hat sich das so ganz geändert? Höre, ich will mir eine Phantasiegeliebte erfinden, aber keine idealisirte Laura, sondern ein Geschöpf mit allen Eigenschaften der Wirklichkeit. Ich will sie besingen, ihr will ich all' mein Dichtertalent widmen, und diese Liebeslieder sollen den Inbegriff der Poesie in sich schließen und mein ganzes Lebensglück sein."

„Armer Trion!" sagte Heinrich lächelnd, „wie bald würdest du ungenügsam werden und eine lebenswarme Wirklichkeit in deine Arme wünschen!"

„Nein!" rief der Dichter feurig, „es ist beschlossen, und so soll es sein! Du aber mußt sie noch in dieser Stunde taufen."

„Gut! Incognita soll sie heißen. Das gäbe Stoff zu artigen Epigrammen."

„Nein, ich will einen landläufigen Namen haben, bei dem ich schwören kann, und dann will ich dir alle Tage ein Stück aus der Geschichte meiner Liebe erzählen."

„Bedenke doch, wie gut dir Incognita anstände und wie der Name mit den Forderungen der Treue, der Wahrheit in Einklang zu bringen wäre! Wie hieß die Dame, die Sie gestern aus dem Theater führten? Incognita. Und Ihre heutige Liebe, bitte, wie wird sie heißen? Incognita. Morgen und alle Tage Incognita, mit treuem, unwandelbarem Gemüth."

„O still!" rief der Dichter erröthend. „Wie jene Griechen



dem unbekanntem Gott, so will ich meiner Unbekannten einen Altar errichten und jede unlautere Regung darauf opfern.“

„Und einen landläufigen Namen willst du?“ fuhr Heinrich unerbittlich fort, „ich dünkte doch, Incognita sei der landläufigste Name und Charakter, den man finden kann.“

„Du wirst mich ernstlich böse machen,“ sagte der Dichter, „laß diese Scherze, die mich nur allzu bitter berühren und mir die Glendigkeit dieses hiesigen Lebens vor Augen rücken. Wahrhaftig, ich möchte eine Skorpionengeißel schwingen gegen mich und Alle, Alle!“

„Oder einen Schürhaken, wie gestern Abend der Teufel auf der Redoute.“

„Schiller sah ihn groß an und lächelte geheimnißvoll. „Warst du denn auch dort?“ fragte er.

„Wie?“ rief Heinrich, „ist's möglich? Ach, ich hätt' es ja gleich errathen sollen! Du? du —“

„Still, um's Himmels willen! Sei zufrieden, das Geheimniß zu besitzen, und sprich es nicht aus! In einigen Wochen wollen wir davon reden. Für jetzt kann es keinen Athemzug ertragen.“

„Nimm dich sehr in Acht! ich bitte dich. Man wird dir scharf auf den Fersen sein.“

„Nur still, still! Es ist, als hätten wir's gar nicht berührt. — Gib mir einen Namen für mein unsichtbares Mädchen, ich will den Roman mit Ernst und Feuer durchspielen. Nun, was gilt's? Bei dir ist's gegenwärtig nicht ganz richtig; Schalk Amor guckt dir zu den Augen heraus. Wie heißt deine Geliebte? Sei ehrlich; die meine soll ihren Namen haben.“

„Warum willst du nicht,“ fragte Heinrich ausweichend, „bei dem alten Namen bleiben, den du vom Petrarca für deine Liebeslieder entlehnt hast?“

„Richtig!“ rief Schiller und sah ihn scharf an, „damit wäre dir gedient, nicht wahr? Ja, ja, man munkelt Allerlei. — Nein, allen Respect vor deiner Dame, aber mit meiner



Laurapoesie ist's vorüber. Ich mag das gute Weibchen immer noch recht wohl leiden, hab' ihr auch versprochen, sie zur nächsten Aufführung mit nach Mannheim zu nehmen — aber diese Weiber —"

„Wer wagt von Weibern zu reden, wenn ich zugegen bin?“ rief Petersen, der in diesem Augenblicke mit dem Lieutenant Kapff in die Stube trat. „Pfui, sie haben uns das Paradies vernascht in alle Ewigkeit. Ein Pereat ihnen im sauren Most! Bei einem Glase guten Weins werde ihrer nicht gedacht! Mihi est propositum in taberna mori!“

„Wie ist Weisheit!“ rief Kapff. „Aber mich soll jener Geschwänzte holen, der vergangene Nacht die Redoute alarmirt haben soll, wenn Petersen nicht zum Propheten wird. In taberna mori! Ich wette, er wird einst, schwer an Haupt und Gliedern, aber leicht, was die Fässer betrifft — ist das nicht eine wundervolle griechische Construction? — auf einem Weinschlauch mit dem vollen Becher in der Hand nach dem verlorenen Paradiese segeln, wo ihn der Urwinzer Noah, der bereits auf sein Werk über die Nationalneigung der Deutschen abonniert hat, mit dem Henkelkrug an der Pforte empfangen wird.“

„Freundchen! Schillerchen!“ sagte Petersen, indem er sich zu ihm setzte, „was Neues, Literarisches! Eine Unternehmung! Heute war das gelehrte Wirtenberg bei mir auf der Bibliothek und vertraute mir, er wolle sein Magazin' aufgeben. Er klagt sehr über Mangel an Abonnenten.“

„Laß ihn klagen,“ rief der lustige Lieutenant, „dafür hat er Ueberfluß an Exemplaren, das gleicht sich aus. Wie? der alte Balthasar will vom Schauplatz abtreten? Welch' ein casus tragicus! Ich sehe lange Klagereihen von Bibliotheken, ich sehe einen Trauerconduct von Folianten und Quartanten, die ihre Eselsöhren hängen lassen und ihr Wasser reichlich vergießen; ich sehe die bücherne Wirtenbergia im Thränenmeere waten, den löschpapiernen Unterrock —“

„Sei doch still, du toller Bursch, und laß vernünftige



Leute reden!" unterbrach ihn der Bibliothekar. „Ja und sieh, da will uns nun die alte ehrliche Haut —“

„Zu lachenden Erben einsetzen?" ergänzte der Lieutenant.

„Diesmal hat er's errathen," sagte Petersen.

„Gut!" rief Schiller, „ich bin dabei. Wir wollen das Ding unter einem andern Namen fortsetzen und, versteht sich, in einer andern Art. Die junge Generation soll an den Reihen.“

„Immer voran!" rief Petersen, „und jeden Tanzplatz besetzt, wo die alten Herrn mit den wackelnden Knieen abtreten müssen. Du mußt auch mitthun, Koller! Auch was Klingendes, hoff' ich, soll's absetzen. Kommt, stoßen wir auf glückliche Auspicien an. Schiller, was, du trockener Haring, du hast ja leer! Gleich laß dir einen Schoppen geben! Was machst denn für ein verlegenes Gesicht?"

„Bei allen Göttern, er wird roth," sagte Kapff. „Ermanne deinen Heldengeist, Schiller!"

Auch Patroklos hatte Schulden,  
Und war mehr als du."

„War er etwa Lieutenant?" fragte Schiller.

„Ueber seinen Rang kann ich keine genaue Auskunft geben, aber darüber sind die Gelehrten einig, daß er nicht ganz ohne Porte-epée war.“

„Also wirklich mehr als ich!" lachte der Dichter, der im Rang dem untersten Offiziere nachstand. „Aber woher die Schulden? Hatte Patroklos Lieutenantsgage?"

„Seine Gage," versetzte Schiller's einstiger Stubengenosse, „belief sich schwerlich höher als achtzehn Gulden Reichswährung monatlich, da er, wie wir bei Homero lesen, sich mit Achill zusammen in Einem Logis behelfen mußte.“

Während Alle über die muntern Einfälle des Lieutenants lachten, fühlte sich Heinrich am Arm ergriffen. Als er sich umsah, erblickte er einen herzoglichen Trabanten, der über seine Anwesenheit die lebhafteste Freude bezeugte. „Gott Lob



und Dank," rief er, „daß ich den gescheitern Einfall hatte! Kommen Sie geschwind, Sie sollen zum Herrn, und zwar wie Sie sind, ohne allen Verzug; man hat Sie den ganzen Tag vergebens gesucht.“

Heinrich war über diese unerwartete Vorladung betreten. Sein Gewissen sagte ihm nichts Gutes. Sollte etwas von seinem Besuch der gestrigen Redoute verlautet haben? Er fragte den Hofbedienten, was es denn so Dringendes gebe; der wußte jedoch nichts oder wollte nichts wissen.

Mit schwerem Herzen sagte er dem fröhlichen Kreise gute Nacht, und sein Gang wurde ihm saurer als einst der Weg ins Schulzimmer, wenn er irgend eine Ursache hatte, welche ihm die Augen gegen den strengen Präceptor nicht freizuschlagen erlaubte.

---

25.

König: — — Außerordentliche Mittel  
Erlaubt die dringende Gefahr — Hier, Marquis —  
Euch brauch' ich keine Schonung zu empfehlen —  
Marquis (empfängt den Verhaftsbefehl):  
Es ist aufs Aeußerste, mein König.  
Don Carlos.

Es war böses Wetter, was Heinrich bei seinem Eintritt in das fürstliche Cabinet gewahrte. Der Herzog ging heftig im Zimmer auf und ab; seine Augen funkelten zornig, und ihr helles Blau hatte eine dunklere Färbung angenommen, was seinen Blicken etwas Furchtbares gab. Die Gräfin von Hohenheim saß bestürzt und verlegen auf einem Canapé. Unser Freund, kein Neuling mehr in der Taktik solcher Scenen, hatte sich gleich beim ersten Eintreten eine Stelle auszuwählen gewußt, die der Schein der Kerzen weniger beherrschte und wo er sein Mienenspiel einigermassen verbergen konnte.



„Endlich!“ fuhr ihm der Herzog entgegen. „Wo steckt Er den ganzen Tag? Wo kommt Er her?“

Heinrich erwiederte, daß er einen Spaziergang gemacht und soeben erst an einem Erholungsorte den herzoglichen Befehl erhalten habe, dem er auch alsbald Folge geleistet.

„Einen Spaziergang?“ rief der Herzog. „Wann hat Er ihn angetreten, diesen Spaziergang? Erst heute oder schon gestern Nacht? Ist Er auf richtigen Wegen gewandelt?“

Heinrich glaubte sein ganzes Geheimniß verrathen; doch beschloß er, sich an die buchstäbliche Fassung der Fragen haltend, noch eine Weile zu laviren, und versicherte, daß er erst diesen Morgen, nachdem er aufgestanden, den Gedanken gehabt habe, die heutige Muße zu einem kleinen Ausfluge zu benutzen, den er, um Zeit zu gewinnen, Punkt für Punkt beschrieb.

„Mein Schatz,“ sagte hierauf Francisca, „Sie sehen, er ist unschuldig, wie ich ja gleich gesagt habe. Er hat den Sinn Ihrer Frage nicht einmal begriffen.“

„Ruhig, mein Schatz! — Hat Er Niemanden begleitet auf diesem Spaziergang? Ich sage, Er hat Jemanden begleitet.“

„Ow. Durchlaucht halten zu Gnaden — nein!“

„Komm' Er näher zum Licht! hierher! Ich will Ihm ins Gesicht sehen.“

Heinrich überzeugte sich mehr und mehr, daß es sich hier um eine ganz außerordentliche, ihm noch unbekannte Angelegenheit handeln müsse und daß sein kleines Abenteuer von gestern keinen solchen Sturm erregt haben würde. Er hatte seine Fassung wieder gewonnen, trat an das Licht und sah dem Herzog ruhig in die Augen.

Der Herzog blickte ihn scharf an. „Weiß Er,“ sagte er, „warum ich Ihn habe rufen lassen?“

„Nein, Ow. Durchlaucht.“

„Meine Gemahlin mag's Ihm sagen.“

Francisca hustete ein wenig, dann begann sie: „Sie werden erstaunen, lieber Koller! Ihre Schülerin —“



„Fräulein Laura! Sie wird doch nicht —“ Er war unbedachtsam herausgefahren und stockte.

„Wo ist sie?“ stürmte der Herzog halb bittend, halb drohend auf ihn ein.

„Auf dem Schwarzwald!“ rief Heinrich unwillkürlich mit der Miene der schreckenvollsten Entdeckung. Es war mit einem elektrischen Schlage wie ein prophetisches Schauen in ihm aufgegangen.

„Woher weiß Er das? Woher weiß Er, daß sie — nicht mehr da ist?“

„Das erfahre ich,“ erwiderte Heinrich, „in diesem Augenblick aus Gw. Durchlaucht eigenem Munde; ich hatte keine Ahnung davon, als ich kam.“

Der Herzog ging eine Weile schweigend auf und ab, dann sagte er: „Seine unverkünstelte Alteration beweist mir zwar etwas für Seine Unschuld; aber wie kommt Er denn, wenn Er nicht mit im Complot ist, auf den Schwarzwald zu rathen?“

„Ich schliesse das,“ antwortete Heinrich nach einigem Zögern, „aus vielen Aeußerungen, die ich von dem Fräulein vernehmen mußte. Sie gab mehr als einmal zu verstehen, daß sie sich hier von den gemessenen Formen, von der strengen Etikette beengt fühle; sie sprach namentlich mit Vorliebe, mit einer Art Heimweh vom Schwarzwalde und wußte ein freies Leben in den dunkelgrünen Tannenwäldern nicht reizend genug —“

„Nonsens, sag' ich,“ unterbrach ihn der Herzog. „Sie wird ja wohl gar zum Hannikel gegangen sein. Schweig' Er von dieser Affaire, so lieb Ihm meine Gnade ist, und geh' Er übrigens im Frieden hin. Ich will schon allein fertig werden.“

„Nein, mein Schatz!“ rief Francisca, „lassen Sie uns nicht so übers Knie abbrechen! Diese Idee, so unbegreiflich sie auch erscheinen mag, ist doch nicht ohne Gewicht; denn ich erinnere mich ähnlicher Aeußerungen.“



„Mein Schatz, ich sage, das kann nicht sein! Welche Abgeschmacktheit! In jenem Spizbubengau! Aber ich werd' ihn säubern, ich werde!“

„Ich will mich gern eines Bessern belehren lassen,“ sagte Heinrich. „Das Fräulein könnte sich vielleicht zu Verwandten begeben haben.“

„Sie hat ja fast keine Seele!“ warf der Herzog hin.

„Nach den Richtungen, die man etwa vermuthen konnte, hat sich nichts ergeben,“ sagte die Gräfin.

„Die Nachforschung ist auch darnach,“ bemerkte der Herzog ärgerlich. „Man kann ja den Leuten nicht deutlich sagen, auf wen sie eigentlich fahnden sollen.“

„Sie sind der Einzige,“ versetzte die freundliche Francisca, „dem man die ganze Wahrheit vertraut hat. — Wie wäre es denn, wenn Freund Koller sich nach dem Schwarzwald aufmachte, um daselbst nachzuspüren? Sie hat immer viel auf ihn gehalten.“

„Ja, vielleicht hieße es auch den Bock zum Gärtner setzen,“ murmelte der Herzog vor sich hin und warf sich in einen Sessel. „Ich traue keinem Menschen mehr!“

Unser Freund bestand in dieser kritischen Stunde eine harte Prüfung. So klar seine Reden waren, so trüb und stürmisch gährte es in seinem Innern. Indem er in leidenschaftlicher Ahnung dem Herzog das Geheimniß von der Flucht des Fräuleins gewissermaßen entriß, hatte er zugleich einen Theil seines eigenen und zwar gerade denjenigen Theil, den er als anvertrautes Gut betrachten mußte, preisgegeben. Dabei war er keineswegs sicher, ob er den andern Theil dieses Geheimnisses, der ihn selbst betraf, hinreichend bewahrt habe, ob nicht der Scharfblick des Herzogs, auch in dieser Stunde der Aufregung, groß genug sei, um seinen wahren Herzenszustand zu durchschauen; das Verhör, in das er ihn berufen, das Mißtrauen, das er ihm bewies, schien zum mindesten von einem unbestimmten Argwohn zu zeugen. Aber noch mehr als alles Dieses peinigte ihn der Gedanke an den



unbekannten Nebenbuhler, mit dessen Hilfe, ja ohne Zweifel in dessen Gesellschaft sie entflohen war. Er sah während des ganzen Gespräches immer jene Zigeunermaske vor sich; wie ein Blitz war ihm die Erinnerung an ein neckisches Wort gekommen, das Laura vor langer Zeit einmal hingeworfen hatte, das er vielleicht nicht so uneigentlich hätte verstehen sollen, wie er es damals verstand. Er mußte sich um jeden Preis Aufklärung verschaffen und wandte sich daher an die Gräfin: „Wenn meine Vermuthungen für Sie von Gewicht sind, gnädigste Frau,“ sagte er, „so dürfte es vielleicht gerathen sein, mich lieber vollends Alles wissen zu lassen, was ich irgend wissen darf.“

„Was ich Ihnen sagen kann, ist wenig,“ erwiederte Francisca. „Zu einer Verabredung hatte sie keine Gelegenheit, es mußte denn bei der letzten Schlittenfahrt gewesen sein, wo sie es durchsetzte, auf einem kleinen Schwanenschlitten die Pferde lenken zu dürfen; da war sie einen kurzen Augenblick in der Nähe der Solitude allein, indem sie ihre Gesellschafterin nach etwas Verlorenem ausschickte. Außerdem weiß ich nichts, als daß sie seit der Redoute von gestern Nacht vermißt wird und ihr Schmuckkästchen mitgenommen hat.“

Der Herzog sprang empor. „Auf dieser Redoute,“ rief er zornig, „ist die ganze Sottise ausgeheckt worden. Ich werde eine scharfe Untersuchung ergehen lassen. Bis jetzt sind alle Masken bekannt geworden, bis auf drei, die in dieses Complot verwickelt sein müssen, einen Zigeuner und einen Kapuziner, die man beide hat eifrig mit ihr reden sehen, und einen dummen Harlekin von Teufel, der sich ungezogener Bubenstreiche erfrecht hat, um die allgemeine Aufmerksamkeit auf Einen Punkt zu lenken. Das saubere Kleeblatt wird mir nicht entgehen; sie mögen zittern vor mir.“

Er ging wieder auf und ab. Heinrich stand wie auf Kohlen; er sah auf einmal, wie hier der Zufall eine verwünschte Verwicklung herbeigeführt hatte, und war eben im Begriff, seinen eigenen harmlosen Antheil an dieser vermeint-



lichen Intrike offenherzig zu bekennen, als ein alter vertrauter Bedienter hereintrat und leise dem Herzog eine lange Meldung machte.

Der Herzog nickte, und als der Kammerdiener sich entfernt hatte, sagte er nachdenklich: „Ich glaube jetzt selbst, daß wir die Spur haben. Ein Jäger will heute früh im Walde bei Bebenhausen etliche Zigeuner gesehen haben, unter welchen sich ein Knabe von apartem Aussehen befunden haben soll. Da die Nachfrage in sehr allgemeinen Ausdrücken erging, so haben wir auch keine genauere Bezeichnung erhalten können.“

„Großer Gott!“ rief Francisca, „ich habe keinen Zweifel mehr! Sie hat sich in ihrer Maske unmittelbar von der Redoute weg entfernt. Jetzt ist sie schon tief im Schwarzwalde; wer will sie in jenen Schlupfwinkeln ausfindig machen?“

„Sein Shakespeare hat am Ende doch nicht so ganz Unrecht,“ warf der Herzog finster lächelnd gegen Heinrich hin, „und das Absurdeste ist vielleicht gerade darum das Wahrscheinlichste.“

Er machte einen Gang durch das Zimmer, dann kam er plötzlich mit dem Ausdruck des Vertrauens auf ihn zu, legte ihm beide Hände auf die Schultern und sagte: „Meine Franzel hat einen gescheiterten Einfall gehabt. Geh' Er auf den Schwarzwald und seh' Er, was zu thun ist. Ich verlasse mich auf Ihn, daß Er vernünftig handeln wird. Und, was ich Ihm sage, lieber zögern als übereilen! Wir haben sie jetzt schon einen Tag aus den Händen, ob's mehrere werden, ist so ziemlich egal. Wenn Er sie aufstöbert, und sie folgt Ihm nicht gutwillig, so gibt Er mir sogleich Nachricht — oder — ich will Ihm eine Vollmacht ausstellen, welcher Er sich aber nur im alleräußersten Fall bedient. Wenn es an Dem ist, daß Er sie zurückbringen kann, so nimmt Er aus dem nächsten besten Hause eine ordentliche Frau zur Begleitung mit. Aufsehen vermeiden! das ist die einzige Ordre, die ich Ihm mitgeben kann; sonst hat Er unbedingte Freiheit, nach Umständen zu handeln. Vergess' Er mir's nicht,



lieber Alles zu Schanden gehen lassen, als Skandal erregen! Er versteht mich!"

Heinrich kam dem Auftrag mit Jubel entgegen; er hatte kein Auge für die Schwierigkeit des Unternehmens, für das Gefahrvolle und Verantwortliche dieser unbedingten Vollmacht; er hatte den unglücklichen Ausgang einer früheren ähnlichen Sendung völlig vergessen. Ein trunkener Muth zeigte ihm die Dinge, welchen er entgegengehen sollte, im heitersten Lichte. Nun konnte er den Verrath, den er in der Ueberraschung seines Herzens an dem Fräulein begangen, wieder gut machen, er konnte die schlimme Verwicklung mild und liebevoll lösen, er konnte dem verhassten Unbekannten die Spitze bieten, er konnte — ach, was konnte er nicht Alles! Noch immer klang ihm jene Aufforderung nach, die sie ihm beim Abschiede zugerufen hatte; wenn sie wollte, daß er ihr folgen sollte, wenn sie in dieser neuen Umgebung seine Gegenwart ertragen konnte, so konnte ihr Verhältniß zu dem Gefährten ihrer Flucht unmöglich ein leidenschaftliches sein.

Francisca gab ihm die mütterlichsten Ermahnungen, während der Herzog schrieb. Die fromme Sorge, die aus ihren Worten sprach, rührte ihn beinahe zu Thränen. Der Herzog überreichte ihm eine Vollmacht, die ihm überall Mannschaft aufzubieten gestattete, und schärfte ihm wiederholt ein, dieselbe auf den dringendsten Fall zu reserviren. „Hat Er sich schon einen Plan ausgedacht?“ fragte er.

„Ja,“ antwortete Heinrich. „Mein nächstes Ziel ist das Haus eines genauen Universitätsfreundes, das ich zum Mittelpunkt meiner Operationen bestimmt habe. Von dort aus kann ich durch unverdächtige Rundschafter wirken, während ich selbst in der ersten Zeit ganz unsichtbar bleibe. Der Einfluß eines Pfarrers hilft mir am ehesten dieses kostbare Document sparen.“

Er setzte das Wer? Wo? und Wie? mit geflügelten Worten aus einander, so daß der Herzog endlich rief: „Das laß' ich mir gefallen! Reiß' Er glücklich und laß' Er uns bald



was Erwünschtes hören. Ueberseh' Er nicht, daß Er hier ganz als ein vertrauter Freund tractirt worden ist."

„Adieu, mein lieber Koller!" sagte Francisca, als er ihr die Hand küßte, „es ist mir leichter um das Herz, seit ich Sie mir in einem befreundeten Hause, bei wackern Leuten denken darf."

So endete diese Audienz wider alles Erwarten weit freundlicher, als ihr Beginn hatte voraussehen lassen, und wenige Augenblicke darauf saß unser Held voll Muth und Feuer zu Pferde.

---

## 26.

Es schlug mein Herz; geschwind zu Pferde!  
 Es war gethan, fast eh' gedacht;  
 Der Abend wiegte schon die Erde,  
 Und an den Bergen hing die Nacht.  
 — Die Nacht schuf tausend Ungeheuer,  
 Doch frisch und fröhlich war mein Muth;  
 In meinen Adern welches Feuer!  
 In meinem Herzen welche Gluth!

Goethe.

Bald verschwanden die Lichter der Residenz hinter dem Eilenden; er ritt unaufhaltsam in die Nacht hinein und bedachte seinen sonderbaren Auftrag. Daß die Flüchtlinge sich nach dem Schwarzwalde gewandt hatten, der für das abenteuerliche Unternehmen Laura's und ihres zweideutigen Gefährten, aber freilich auch zugleich für unmaskirte Zigeuner, Wilddiebe und ähnliches Gesindel die sichersten Schlupfwinkel darbot, mußte er als ausgemacht annehmen. Die verschiedensten Empfindungen wechselten rasch in ihm ab. Die Bekümmerniß des Herzogs, die Sorgfalt für eine Pflgetochter, für das Kind eines treuen Dieners rührte ihn und forderte ihn auf, alle Kräfte anzuwenden, um das Vertrauen des



Fürsten zu belohnen, der ihn, wie er auch in wechselnden Stimmungen von ihm denken mochte, doch bei jedem neuen Zusammentreffen wieder durch seine Persönlichkeit zu fesseln wußte. „Ich muß sie finden!“ rief er, — „aber darf ich wünschen, sie zu finden? ich? sie, in den Armen ihres Geliebten?“ Er suchte die Pein, die er sich selbst zu bereiten drohte, zu verbergen und malte sich den Schmerz aus, den er Laura zuzufügen im Begriffe war. „Und muß sie nicht glauben,“ rief er, „du habest dich eigensüchtig zum Vollstrecker aufgedrängt? du wollest deiner Eifersucht den traurigsten Genuß verschaffen?“ Er fühlte bei diesem Gedanken eine centnerschwere Last auf seinem Herzen. Dann sah er wieder das Bild des schönen Wildfangs, einer geseklosen, des Aergsten verdächtigen Bande preisgegeben; denn wie konnte ihr Entführer, wer er auch sein und in welchem Verhältniß er zu ihr stehen mochte, ein Versteck für sie finden, das diesen Mächten des Waldes nicht bekannt war, ja, wie hätte er einen so kecken Streich wagen können, ohne die Hilfe seiner Gefellen anzurufen? und wenn auch ihr Vertrauen, vielleicht gar ihre Liebe ihn unwiderstehlich in Heinrich's Augen hob, wer konnte dafür bürgen, ob sie unter seinem Schutze sicher sei, ob er sie gegen die Rohheit seiner Verbündeten, gegen die Willkür des furchtbaren Hannikel, dessen Name halb Deutschland erfüllte, vertheidigen könne? Ein tiefes Erbarmen gegen das thörichte Kind entflammte sein Herz und verdrängte alle andern Gefühle. „Ich muß sie retten!“ rief er laut und gab dem Rappen die Sporen, daß er gestreckten Laufes auf der unebenen Waldstraße dahinslog.

Er war noch nicht weit von der Stelle entfernt, wo er diese Worte ausgerufen hatte, als eine dunkle Gestalt hinter einem großen Baume hervortrat und brummte: „Es ist doch eine schöne Erfindung um die Selbstgespräche; das wäre also der Ketter, so sieht er aus. Noch ein paar Stunden Begleitung, und dann können wir ihn einen halben Tag zureiten lassen, bis wir wieder einmal nach ihm schauen.“ —



Sprach's und verschwand im Walde, aus welchem bald hernach gellende Pfiffe und verschiedene täuschend nachgeahmte Vogelstimmen ertönten.

Mitternacht war längst vorüber, als Heinrich die Grenze des Schwarzwalds erreichte. Ermüdet und unbekannt mit der in dichten Schatten gehüllten Gegend, kehrte er in einem Wirthshause ein, das er durch Fuhrleute aus dem Schlafe geweckt fand, und schief einige Stunden auf einer Bank. Als die ersten Vorboten des Lichtes sich am Himmel zeigten, bestieg er sein Pferd wieder und zog den Mantel fester um sich; der anbrechende Tag brachte eine schneidende Kälte mit. In der Klarheit des Morgens überlegte er noch einmal den Plan, den er dem Herzog flüchtig angedeutet hatte: er wollte gerades Weges zu seinem Freunde Matthäus eilen, von dem er seit dessen Abgang auf eine der entlegensten Pfarren des Schwarzwaldes nichts mehr vernommen hatte, und daselbst unter dem Vorwand eines Besuchs in der Stille nach allen Seiten hin Erkundigungen einziehen; in wenigen Tagen hoffte er den Aufenthaltort der Flüchtlinge erfahren zu haben und sodann seine weitem Maßregeln nehmen zu können.

Bald wurde die Gegend wilder, die Straße verengte sich und lief in vielfachen Krümmungen, der Gestalt des Thales sich anschmiegend, zwischen hohen Waldbergen fort, deren dunkles Grün, so matt es ausah, doch in einem tröstlichen Widerspruche mit der Jahreszeit stand.

Er mußte langsam reiten, sein Pferd war müde. Die Kälte hatte nachgelassen, und Heinrich fühlte sich erhitzt und durstig. Er erblickte eine Quelle, die, in eine hölzerne Röhre gefaßt, aus einer kleinen Vertiefung des Waldrandes klar hervorsprudelte; er stieg ab und fand, als er davon trank, ein angenehmes Sauerwasser, das ihn herrlich erquickte. Eine uralte Burgruine sah von einem steilen Berge über den Wald herab.

Sein Weg verließ jetzt das Thal, und er führte den Rappen eine schroffe Anhöhe hinauf, um über Berge und durch Schluchten



immer tiefer in das Waldgebirge einzudringen. Eine rauhere Luft wehte ihn an, die Einsamkeit wurde immer stiller, wilde Schweine rannten ihm häufig über den Weg, selten begegnete ihm ein Mensch, den er nach der Richtung fragen konnte. An einem abgelegenen Gehöfte entschloß er sich, einen Führer mitzunehmen, und so sah er endlich am späten Nachmittag in einem tiefen Bergkessel das Ziel seiner Reise vor sich liegen. Er entließ den Führer und stieg einen Pfad hinab, der eher dem ausgetrockneten Bette eines Runsentwassers glich, vorsichtig das Pferd am Zügel nachführend und in wehmüthigem Sinnen. „Welch eine frische Natur,“ sagte er, „hat sich in diese starre Einsamkeit begraben! Was wird er sagen, wenn er mich erblickt! Wie mag es ihm wohl seither ergangen sein?“ — Seine ganze Seele weilte bei dem Freunde, der sich hier unten in diesem engen Bezirke sein kleines Königreich abgesteckt hatte, und dazwischen durchzuckte ihn wieder der Gedanke an das zarte Wesen, das an einer gewiß noch unwirthlicheren Stätte in der Gewalt der wildesten Geister dieser Gegend sein mochte.

Endlich hatte er den engen Thalgrund erreicht, er saß auf und ritt auf die zerstreuten schlechten Hütten zu, welche das Dörfchen bildeten. Welche armselige Bauart! und doch hatte sie etwas, das ihn freundlich und wohnlich ansprach, es war eine Bekleidung von Schindeln, die, in schmale ziegelähnliche Stücke geschnitten und zierlich in einander geschoben, die Wände der Häuser vom Giebel bis zum Boden gegen Schnee und Regen schützten. Die einen waren mit einem fröhlichen Roth angestrichen, den andern hatte die Zeit ein ehrwürdiges, gastlich einladendes Grau gegeben. Er sah sich rings um, konnte aber weder eine Kirche noch ein Haus, das einem Pfarrhause ähnlich sah, entdecken und mußte wiederum die Hilfe eines Wegweisers ansprechen. Ein Bauernjunge führte ihn zu seiner Verwunderung gerade zum Dorf hinaus, und er wollte eben fragen, wie dies eigentlich gemeint sei, als sein kleiner Führer um das Eck eines der vorspringenden



Berge herumzog und mit dem Finger vor sich hinwies. Heinrich sah noch einige Häuser in der Entfernung liegen, vereinzelt wie die übrigen; auf das größte ritt er zu, der Junge hatte ihn bereits verlassen. Als er näher kam, entdeckte er, daß das Haus einen bretternen Thurm hatte, und schloß daraus, dies müsse die Kirche sein. Nun wandte er sich, einem richtigen Gedankengang zufolge, nach demjenigen, welches der Kirche am nächsten gelegen war. Es sah zwar nicht besser aus, als das schlechteste Bauernhaus im ganzen Dertchen, und sein Mantel von Schindeln mochte wohl der abgetragenste sein, aber der Kirche nach zu urtheilen, konnte er nichts Besseres erwarten. Auf sein Rufen erhielt er keine Antwort; er stieg ab und band sein Pferd an einen Haken neben der Hausthüre an. Diese hatte kein Schloß, sondern statt desselben einen Strick, der bei Tage dazu diente, sie durch Aufziehen des innern Riegels zu öffnen, und bei Nacht hereingezogen wurde. Das Haus war das letzte im Ort. Der erste Eindruck dieser Entdeckung war etwas unbeaglich, im nächsten Augenblick aber nahm er sie wie eine wohlersonnene Krieglust auf. „Das ist's ja gerade!“ rief er, „wer wird mich in diesem schutzlosen Hause suchen? Einen weniger in die Augen fallenden Aufenthalt hätt' ich mir nicht wählen können!“

Er stieg die Treppe hinauf, die eher zu Hühnern als zu Menschen zu führen schien; doch mochten die Gänse hier die erste Rolle spielen, denn oben kamen ihm einige mit feindseligem Geschnatter entgegen und suchten ihn am Roße festzuhalten. Nach langem Suchen fand er eine Thüre, welche noch am ehesten dem Wohnzimmer angehören konnte; statt einer Klinke drückte er einen hölzernen Schieber auf. Ein Mann in einem zerrissenen schwarzen Roße saß an einem großen runden Tisch, der nebst ein paar hölzernen Stühlen das ganze Mobilien des Zimmers ausmachte. Er schrieb, ohne aufzublicken. Heinrich betrachtete ihn aufmerksam: es war noch das alte derbe frische Gesicht, aber mit einem Zuge durchsäuert, der anzudeuten schien, daß hier lang keine will-



kommene Gesellschaft, keine geistige Anregung eingekehrt hatte. Er blieb still an der Thüre stehen; die Fenster gingen auf einen Berg, der so nah war, daß man mit einem Sprung drüben, mitten im Walde, zu sein glaubte. Ein Geräusch weckte ihn aus seinen Beobachtungen: er erblickte in einer Ecke der Stube zwei kleine nackte Kinder, die, von seinem Anblick erschreckt, zu jung, um gehen zu können, sitzend mit unglaublicher Schnelligkeit zum Vater hinrutschten und sich zwischen seinen Beinen zu verschanzen suchten. „Na, was ist's, ihr Krabben?“ rief dieser und sah empor. Da erblickte er den fremden Mann und starrete ihn an. „Aufgeschaut, Herr Pfarrer!“ rief Heinrich, der sich kaum noch beherrschen konnte, „es ist kein Bauer, der eine Taufe oder eine Leiche anmeldet.“

Der Pfarrer stand auf und betrachtete ihn zweifelnd; er hatte noch immer in der einen Hand die Feder, in der andern das Manuscript. „Weiß Gott, er ist's!“ rief er plötzlich, indem er Papier und Feder nach beiden Seiten auf den Boden warf. „So, das wär' die Predigt! Du Prachtsterl, ich hab' dich kaum mehr erkannt, ich sag' dir, du siehst aus wie ein Prälat. Jetzt erzähl' mir nur, wer bist du? Wo bist du? Wie geht's dir? Was führt dich in mein Patmos? quis? quid? ubi? quibus auxiliis? cur? quomodo? quando? Denn daß du dich aufgemacht hast, du Pompejus, blos um mich armen Teufel zu besuchen, das glaubt dir ein Anderer!“

„An meinem guten Willen,“ sagte Heinrich, „und daß ich dich eines Besuches ohne alle Nebenabsichten werth halte, wirst du hoffentlich nicht zweifeln, du hast mich wenigstens sonst als einen ehrlichen Gefellen gelten lassen; — weißt du denn aber nicht, der du das Alte Testament besser kennen solltest als ich, daß die Patriarchen ihre Gäste erst, wenn sie Speis' und Trank empfangen hatten, um ihre Angelegenheiten befragten?“

„Ist auch wahr!“ rief der Pfarrer, „du sollst sogleich haben, was mein Haus vermag.“



„Zuerst,“ sagte Heinrich und hielt den Silfertigen am Arme fest, „zuerst will ich mich setzen, denn ich bin sehr müd; sodann bitt' ich dich, für meinen armen Rappen zu sorgen, der ohne Zweifel auch nicht mehr so frisch ist wie gestern Abend; ferner bitt' ich dich zunächst bloß um eine Tasse Kaffee.“

„Kaffee!“ sagte der Pfarrer mit gedehntem Ton und sah ihn einen Augenblick verlegen an, „du sollst ihn haben, wenn du vorlieb nehmen willst; der Rappe soll ebenfalls das Seinige bekommen, unter derselben Bedingung — Aber zuvörderst muß ich dir doch meine Frau vorstellen!“

Er eilte hinaus und kam nach einer Pause, in welcher allerlei Erörterungen Statt gefunden haben mochten, mit einer riesigen Schönheit zurück. Sie war ganz bäurisch gekleidet und blickte den Fremdling mit einer sonderbaren Mischung von Trotz und Schüchternheit an. „Sieh, Köse,“ rief der Pfarrer, „das ist mein allerbestester Freund, mit dem ich als Student sehr viele tolle Streiche gemacht habe. Er ist indeß ein großer Herr geworden und ich — ein armer Pfarrer auf dem Schwarzwald! Aber jetzt geh und mach' den Kaffee.“ — Dieser Befehl war von einem bittenden Blicke begleitet, den die Frau mit einiger Freundlichkeit aufnahm. Heinrich trat auf sie zu und sagte ihr etwas Verbindliches; sie reichte ihm die Hand, die sie vorher an der Schürze abgewischt hatte, und erwiderte bloß: „Ich will jetzt den Kaffee machen.“ — Damit verließ sie das Zimmer.

„Tauschen wir unsre Lebensläufe aus!“ rief der Pfarrer. „Den unbedeutendsten zuerst! Sobald ich die Vocation hieher erhalten hatte, dachte ich, es ist dem Menschen nicht gut, daß er alleine sei, sah mich gleich bei der ersten Predigt, wo ich doch das vollständigste Auditorium erwarten konnte, unter meinen Schafen um, da stach mir die Köse in die Augen und wurde sofort nach wenigen Wochen zum Range meiner Gemahlin erhoben. Das ist Alles, Punctum! Ich kann dich aber versichern, daß sie, wenn auch nicht ganz coursfähig,



doch eine vortreffliche Person ist, die mich sehr lieb hat und mit der ich vollkommen glücklich lebe. Aus diesem Grunde mußt du ihr's auch zu Gute halten, wenn der Kaffee vielleicht nicht ganz so ausfällt, wie du ihn in Stuttgart zu trinken gewohnt bist; denn ich kann dich im Vertrauen versichern, daß sie heute zum ersten Mal in dieses höhere Gebiet der Kochkunst hinüberschreitet. Wir trinken als gute Christen diesen mohamedanischen Absud nicht, wir frühstücken Suppe oder Milch, was eine sehr gesunde und nahrhafte Kost ist, und ich würde deinen Wunsch auch nicht befriedigen können, wenn ich mich nicht erinnert hätte, daß ich noch eine kleine Schachtel mit gerösteten Kaffeebohnen von meinem Vicariat her, als Geschenk meiner damaligen Pfarrerin, besitze, welche nun, wie du vernehmen wirst, von meiner Frau in Ermangelung einer Kaffeemühle im Mörser gestoßen werden."

Heinrich lachte herzlich und versicherte, es sei ihm überhaupt nur um etwas Warmes zu thun.

"Du armer Schelm!" fuhr der Pfarrer fort, "dein Kappe ist wahrscheinlich glücklicher als du, der steht drunten in der Scheuer und frißt, was Gott uns beschert hat. Aber jetzt erzähle."

Eines der Kinder war indessen herbeigetrochen, hatte sich Heinrich gegenüber hingesezt, ihn eine Weile starr angesehen und brach nun auf einmal in ein fürchterliches Geschrei aus; im Augenblick rückte das andere auch heran und secundirte. "Eben," rief der Pfarrer, "wollt' ich dir meine Jugend vorstellen, nun präsentirt sie sich ja selbst. Sei still, Köschen! Schäme dich, Matthäus! so spricht man nicht mit gebildeten Leuten."

"Köse!" rief er seiner Frau entgegen, die auf den Lärmen zur Thüre hereinsah, "schaff doch die Kinder fort! sie krakeelen, daß man kein vernünftiges Wort reden kann."

"Ei!" versetzte die Pfarrerin, sah ihn groß an und ging wieder an ihr Geschäft, "mach' du, daß sie schweigen!"

"Wie nennt man die artigen Dinger?" frug Heinrich,



„sie führen den Namen von einem alten griechischen Gott und einem norddeutschen Dorfbewohner — ich glaube, wir haben einander einmal in Tübingen das Räthsel aufgegeben.“

„Du bist im Irrthum,“ antwortete der Pfarrer schnell, „meine Frau trägt keine Pantoffeln, sondern Stelzschuhe. Ueberdies ist sie die gute Stunde selber, nur in solchen Sachen muß man nicht zu genau mit ihr sein, das versteht sie nicht besser.“

„Also ist's eine Tragödie,“ sagte Heinrich, „da dein häusliches Glück auf dem Kothurn einerschreitet.“

„Spotte du nur!“ rief der Pfarrer, „mir ist's wohl. Aber jetzt erzähle!“

Er nahm die beiden Kinder auf die Kniee, beruhigte sie und saß aufmerksam dem Freunde gegenüber. Dieser berichtete in der Kürze seine Fata und entdeckte den Zweck seiner Reise, ohne jedoch mehr als das Nöthigste zu verrathen; er erlaubte sich sogar eine kleine Lüge und gab vor, ein blutjunger Mensch von edler Herkunft und phantastischem Wesen habe den abenteuerlichen Einfall gehabt, unter die Zigeuner zu gehen und mit ihnen in den Wäldern umherzuziehen; nun wünsche der Herzog um seines Vaters willen, man möchte den Jüngling zur Vernunft bringen und die Sache in der Stille abmachen. — Er hoffte auch durch den glücklichsten Erfolg seiner Nachforschungen nicht Lügen gestraft zu werden, indem er aus der Kleidung, in welcher Laura von der Maskerade entflohen war, mit Zuversicht schloß, sie werde sich des männlichen Anzugs seither fortwährend bedient haben.

Der Pfarrer hatte mit sichtlichcr Spannung zugehört. „Was Teufels!“ rief er, als Heinrich geendigt hatte, „der Bursche hat sich gewiß aus den Räubern zu diesem verrückten Streiche begeistert!“

Heinrich sah ihn erstaunt an, er erinnerte sich auf einmal des großen Eindrucks, den das Buch auf Lauren gemacht hatte. „Wahrhaftig“, sagte er nachdenklich, „du könntest Recht haben. Aber — hast du denn die Räuber auch gelesen?“



„O freilich! Meinst du denn, man sei hier ganz excommunicirt? Ein Colleague lieb mir sie, und ich habe das Buch wohl zehnmal durchgepeitscht. Hör' 'mal, das ist 'n ganzer Kerl, der das geschrieben hat!“

„Wenn nur,“ versetzte Heinrich, „wenn nur Freund Schiller mit seinem Buch in diesem Fall nicht einen höchst unsinnigen Streich veranlaßt hätte.“

„Schiller heißt er?“ rief Matthäus, „das Titelblatt war ausgerissen. Kennst du ihn? Wo lebt er denn?“

„Er ist mein sehr guter Freund,“ erwiderte Heinrich lächelnd, „und lebt als Regimentsmedicus in Stuttgart.“

„Wa — was? In Stuttgart? Also am Ende gar ein Wirtenberger?“

„Ein completer! Warum sollte er keiner sein?“

„Jetzt ist mir's aber doch ganz curios!“ sagte der Pfarrer kopfschüttelnd, „jetzt kann ich mir gar keine Vorstellung mehr von ihm machen. Ein Wirtenberger! Wenn mir so etwas Apartes, Grandioses vorkommt, so muß ich mir's ganz weit weg, auf ultima Thule oder gar ins Pfefferland hindenken. Trägt er denn auch einen Zopf?“

Heinrich beschrieb den Titanen in seiner Militärtracht; er erinnerte sich im Stillen der Scherze, die sie unter den Freunden veranlaßt hatte, und belustigte sich an den großen Augen, die der Pfarrer machte.

„Ich kann mich gar nicht drein finden,“ rief dieser endlich, „jedemfalls aber mußt du mit mir die Kunde bei einigen meiner Nachbarn machen; die werden dich wie ein Wunderthier anstaunen, daß du ein Freund vom Verfasser der Räuber bist.“

„Um aber jetzt von den böhmischen Wäldern auf den Schwarzwald zu kommen,“ sagte Heinrich, „wollen wir unsre Maßregeln berathen. Und zwar fürs Erste, du hast hoffentlich unter deinen Bauern einige tüchtige und entschlossene Leute, die man zu Spionen gebrauchen kann.“

„Da sei nur ruhig,“ versetzte der Pfarrer und öffnete das Fenster, „an diesem Artikel fehlt's bei uns nicht! Ich habe



Bursche, verschlagen wie die Katzen und herzhast wie die Bären, — wenn du einem ein Bein abschlägst, so geht er dir auf dem andern hüpfend zu Leibe. Und da kommen eben ein paar von den besten wie gerufen herbei; die haben etwas auf der Nadel beim Kirchenconvent und werden um so williger sein. Aber halt! Ehe ich ihnen rufe, muß ich noch eine Frage thun: Wenn die Zigeuner, was mir nicht unwahrscheinlich vorkommt, wirklich sich in diese Gegend gezogen haben, wenn wir sie auskundschaften und es kommt nun zu Gewaltschritten, wer schützt mich gegen die Heiden, denen es einfallen könnte, mir Dorf und Haus überm Kopf anzuzünden?“

Heinrich griff in seine Briestafche und gab ihm die vom Herzog ausgestellte Vollmacht zu lesen. „Mit diesem Papier,“ sagte er, „will ich das halbe Land alarmiren, wenn's nöthig ist.“

„Gut!“ versetzte Matthäus und piff zum Fenster hinaus. „Diese genügen für den Anfang. Eine größere Streifmannschaft ist bald aufgeboden. Du machst aber noch keinen Gebrauch von der Vollmacht, wir müssen unnöthigen Lärm vermeiden.“

„Versteht sich!“ sagte Heinrich, „du hast nun schon das rechte Verständniß.“

Ein paar Bauern kamen und flöpten ihm durch ihr Aussehen die beste Hoffnung ein. Sie waren auf das Bureden des Pfarrers und auf Heinrich's Versprechungen sogleich bereit und erklärten, noch ein halb Duzend Andere ihres Schlags instruiren und mitnehmen zu wollen. „Se zu Zweien,“ sagten sie, „wollen wir ausgehen, auf diese Art kommen wir gewiß in alle Winkel, wo das Wildprät liegen könnte.“

Der Pfarrer empfahl ihnen Vorsicht und strenge Verschwiegenheit und rief ihnen noch nach: „Wenn ihr zurückkommt, so macht euch auf ein gutes Glas Heidelbergeist gefaßt!“

---



## 27.

Mein frommer Bruder, wandelt sacht,  
Und nehmt auf Stegen euch in Acht!  
Uhländ.

„Gib Acht,“ wandte sich Matthäus zu Heinrich herum, „morgen Abend haben wir deinen Karl Moor. Aber jetzt auch kein Wort mehr von Geschäften, als höchstens, daß meine Frau von unserer Jagd nichts zu wissen braucht, sie würde sich unnöthige Sorgen machen. Wo zum Kukuk bleibt denn der Kaffee?“ rief er zur Thüre hinaus, „ah, da ist er schon!“ — Er nahm ihn seiner Frau unter der Thüre ab, trug ihn dem Freunde auf und setzte sich mit einem Ausdruck unendlicher Neugierde ihm gegenüber. Heinrich goß ein und sah sich mit einiger Verlegenheit um.

„Ja so, poß Teufel!“ schrie der Pfarrer und fuhr auf, „der Zucker! Armer Freund, das fiel mir zu spät ein; ja, da ist nichts zu machen, Zucker führen wir nicht im Hause.“

„Thut nichts,“ sagte Heinrich mit einem bittersüßen Lächeln, „das ist mir in meiner Junggesellenwirthschaft auch schon vorgekommen; ich muß nun eben etwas mehr Milch zugießen.“ — Er nahm das Schüsselchen, das statt der Tasse diente, an den Mund, setzte es aber nach dem ersten Schlucke wieder ab und sprang schnell ans Fenster.

„Was ist denn schon wieder?“ rief der Pfarrer. Heinrich deutete sprachlos auf den Kaffee. Der Pfarrer kostete ihn ebenfalls, verzerrte das Gesicht und spuckte ihn mitten ins Zimmer. „Pfui Teufel!“ rief er, „was ist das für ein Geschmack? Das kommt nicht vom Kaffee. Ich habe doch meiner Frau eine genaue Anweisung gegeben, wie sie ihn machen sollte.“

Er ging hinaus, um sich zu erkundigen, kam aber gleich wieder herein und konnte vor Lachen kaum reden. „Das



gute Weib!" rief er, „die meint's besser mit dir, als du dir träumen lässest! Sie hat meine Anweisung genau befolgt, aber für einen Herrn vom Hof und meinen speciellen Freund wollte sie ein Uebriges thun und hat den Kaffee — geschmälzt! Sieh, die Fettaugen schwimmen drauf umher. Schmälzen ist das Höchste, was sie weiß, und mehr oder weniger Schmalz, das ist hier zu Lande das Maß der Achtung, welche man einem Besuch erzeigen will.“

Der Pfarrer fuhr fort zu lachen, Heinrich aber, von diesem Beweise des guten Willens gerührt, ging in die Küche, wo er die Pfarrerin beschäftigt fand, die Schmalzpfanne wieder zu reinigen, und lobte die Zubereitung des Kaffee's; in manchen Gegenden des Landes, sagte er, sei diese Methode gebräuchlich, er aber sei unglücklicherweise in der andern, in der ungeschmälzten, erzogen und daher nicht im Stande, den Kaffee zu trinken.

Sie hörte ihn freundlich an und sagte: „Es ist mir gar zu arg, wenn Sie mir ihn stehen lassen, wollen Sie's nicht noch einmal versuchen? Vielleicht geht's doch.“

Heinrich replicirte, er habe von Jugend auf nichts Fettes vertragen können, und ging wieder in die Stube, im Stillen von seiner gutmüthigen Wirthin bedauert, welche aus diesem Bekenntnisse schloß, er müsse von armseligen Eltern erzogen worden sein. Er ließ sich eine andere Schüssel geben und hielt sich an die Milch, die er sehr schmackhaft fand.

„Du mußt dich nun an meinem Weine trösten,“ sagte der Pfarrer, „mach', daß du mit der Milch fertig wirst.“ Kaum hatten sie eine Weile beisammen gegessen, so wurde Matthäus von der Pfarrerin hinausgerufen und kam nach einem kurzen Zwiesprache zurück mit den Worten: „Lieber Freund, da mußt du uns auch wieder etwas zu Gute halten! Meine Frau will jetzt den Boden aufwaschen — ich schätze sie um ihrer Reinlichkeit willen.“ — Heinrich sah ihn verwundert an. — „Es geschieht größtentheils dir zu Ehren,“ fuhr der Pfarrer fort, „und wir wollen ihr den Spaß nicht



verderben, sie wird sonst confus; der heutige Tag macht ohnehin Epoche in ihrem Leben."

"Nun, so gehen wir auf dein Studirzimmer!" rief Heinrich, "laß mich einmal deine gelehrte Wirthschaft betrachten."

"Wir wollen zuvor sehen," versetzte der Pfarrer, "ich bin heute durch häusliche Angelegenheiten daraus vertrieben worden."

Er führte seinen Gast in eine Art von Kammer auf der entgegengesetzten Seite des Hauses. Schwarze Wäsche, Kartoffeln und Lannenzapfen lagen auf dem Boden umher und erlaubten nur eine bescheidene Musterung von der Thüre aus. In der einen Ecke stand eine große, zweischläfrige Himmelbettlade, hellgrün angestrichen, in der andern ein Tisch, auf dem einige Bücher und Papiere herumlagen; daneben waren ein paar hölzerne Fächer an die Wand genagelt, die eine spärliche Bibliothek, den Ueberrest gelehrter Bestrebungen, beherbergten.

"Hier würde Rousseau sich gefallen!" rief Heinrich, "denn es sieht aus, als wäre die Hand der Natur mit mächtigen Strichen durch deine Wissenschaft gefahren. O Philosophie! Sag' mir nur, du weiland eifriger Wolfianer, glaubst du noch an die Lehre vom Sein?"

Der Pfarrer wies gleichmüthig auf den Boden: "Solche Gegenstände," versetzte er, "überzeugen den Ungläubigsten, hier faßt die Ontologie erst festen Fuß. Uebrigens ist mein System noch immer in der schönsten Ordnung," fuhr er fort und deutete hinter den Ofen, wo eine lange Reihe von Tabakspfeifen hing, der Größe nach wie Orgelpfeifen geordnet.

"Ich verstehe dich nicht," sagte Heinrich.

"Abtrünniger!" rief der Pfarrer, "ist dir die Universitätszeit so fremd geworden? Hast du so lang nicht geraucht, daß du vergessen hast, was ein Pfeifensystem heißt? Uebrigens will ich dir einen Vorschlag machen. Du weißt, ich konnte nie, wenn mir's recht wohl war, zu Hause bleiben;



dir aber seh' ich an, daß es dir nicht besonders wohl ist in der Kumpelkammer da. Wollen wir nicht ins Wirthshaus gehen? Wir haben eine kleine Stunde und treffen leidlichen Wein, vielleicht sogar geistliche Gesellschaft."

"Einverstanden," erwiderte Heinrich, "das heißt, wenn die Frau Pfarrerin nichts dagegen hat."

"Da wird man viel fragen!" rief der Pfarrer trotzig, "meinst du denn, sie mißgönne mir's, wenn ich mir einmal eine Freude machen will? Uebrigens will ich ihr's doch sagen," fügte er hinzu, "daß sie sich darnach richten kann."

Er rief seine Frau an die Thüre und trug ihr die Sache vor. Man konnte ihr wohl anmerken, daß sie nicht besonders erfreut war, doch scheute sie sich vor dem Gast und sagte nach einigem Besinnen: "So geh meinethwegen, komm aber nicht so spät nach Hause, und das will ich dir gesagt haben, daß du mir nicht zu viel trinkst!"

Der Pfarrer ging etwas ärgerlich in ihre Bedingungen ein und sagte dann zu Heinrich: "Komm, jetzt will ich dir noch ein Kunstwerk zeigen, eh' wir gehen." Er nahm ihn an der Hand und leitete ihn vorsichtig über die Tannzapfen zu der Bettlade hin: "Es ist ein Erbstück von meinem Schwiegervater," sagte er, "und ein Meisterwerk eines ländlichen Schreiners, der sich zugleich erholungsweise mit der Malerei abgegeben hat." — Er schlug die Vorhänge auseinander und zeigte ihm ein Deckenstück, den schlafenden Patriarchen Jakob vorstellend, über seinem Haupte die Himmelsleiter, an welcher Engel mit großen Flügeln auf- und niederstiegen; darunter war der Vers geschrieben:

Ich darf mir keine Sorge machen,  
Der Hüter Israels wird wachen,  
Dies gibt er seinen Kindern nur!  
Komm, süßer Schlaf, balsamischer Segen,  
Dir winkt mein müdes Herz entgegen,  
Komm, sanftes Labjal der Natur!



Heinrich erbaute sich mit lächelnder Rührung an dem frommen Spruche: „Da mußt du ja vortrefflich schlafen, wie der alte Erzvater!“ sagte er.

Sie verließen das Haus. Unten betrachtete Heinrich die Construction der Thüre und bemerkte: „Du wohnst aber doch in gar zu glücklicher Sicherheit! Das letzte Haus im Dorfe, die Thüre fast unverwahrt, die Gegend abgelegen und die Grenze nicht allzu weit.“

„Es ist mir auch nicht ganz wohl bei der Sache,“ versetzte der Pfarrer, „ein paar silberne Löffel finden sich immerhin zum Stehlen, und ich habe deßhalb schon vor längerer Zeit ans Consistorium geschrieben, man solle mir ein Schloß an die Thüre machen lassen; bis sie sich aber dort resolvirt haben, kann ich mit meiner ganzen Familie gestohlen sein.“

Darauf erzählte er allerlei Geschichten von den Zigeunern und ihrem Anführer Hannikel. „Vor einem Jahr,“ sagte er, „begegnete ein Förster im Walde einem unbekanntem Waidmann, mit dem er, als derselbe sich ziemlich genügend ausgewiesen hatte, in ein vertrauliches Gespräch gerieth. Zulezt bat ihn der Fremde um ein Darlehen, da er in einer vorübergehenden Verlegenheit sei. Der Förster gab ihm, was er eben bei sich hatte, einen Thaler. Als er Abends nach Hause kam, traf er ein Briefchen an, das ich selbst nachher gelesen habe. Es lautete etwa folgendermaßen: Lieber Freund, Sie haben schwerlich gewußt, mit wem Sie heut im Wald gesprochen haben. Zum Dank für Ihre Freundlichkeit gegen einen Unbekannten sollen Sie nie eine Ungelegenheit in Ihrem Reviere haben. Lassen Sie mich das kleine Geschenk als ein Andenken an Sie behalten, und seien Sie immer versichert von der Erkenntlichkeit und Freundschaft Ihres Hannikel.“

„Eine gute Quittung,“ lachte Heinrich. „Bei alle dem kann ich nicht begreifen, wie ihr hier eine ruhige Stunde haben könnt.“

„Der Zigeunerherzog,“ erwiederte Matthäus, „soll gegen-



wärtig dem Vernehmen nach anderswo wirthschaften. Uebrigens hält er sich nicht bloß bei uns auf, er ist auch drüben an der Alp und sonst im Lande wohl bekannt. Man gewöhnt sich an so was, wie an einen Leibschaden; gibt es ja doch Leute, die ruhig am Fuße des Aetna wohnen."

"Es ist wahr," sagte Heinrich, "das liebe heilige Reich hat Alles mit seiner Schlaftrunkenheit angesteckt."

Sie gingen im Thalgrunde fort, und Heinrich, der sich hier am Ende der gangbaren Welt zu befinden geglaubt hatte, entdeckte, daß das Thälchen sich unter den Bergwäldern herum und zwischen ihnen hindurch schlich. Sie kamen über einen Bach, den man vom Walde schäumend herunterstürzen und ruhig im Thale fortgleiten sah; dann führte der Pfad über einen mäßigen Hügelrücken, an welchem eine Fahrstraße vorüber zog und ein einsames Wirthshaus als Station für die Reisenden lag.

"Da sieht man doch wieder ein wenig in die Welt hinaus," bemerkte Heinrich.

"Ich will nicht hoffen," rief der Pfarrer, "daß dir schon am ersten Tage Reisegedanken kommen."

Heinrich deutete an, daß er mit seinem Schübling, sobald er ihn habe, wieder abzureisen gedenke.

"Da würdest du uns einen schönen Poffen spielen!" rief der gastfreundliche Matthäus: "meine Frau schickt in diesem Augenblick ihre Eilboten nach allen vier Winden aus, um Kaffee, Zucker und, was weiß ich, was Alles für dich holen zu lassen. Das darf nicht sein! Wer würde denn den Kaffee trinken? Meine Frau jammerte heute genug, als sie den kostbaren Geschmälzten den Kindern geben mußte. Er hat ihnen aber prächtig geschmeckt!"

Die Freunde lachten von Neuem über diesen Schwank, und der Pfarrer fuhr fort: "Weißt du, was du thust? Dein Räuber und Räubergenosse darf nicht so unvorbereitet wieder in seine alte Sphäre hineinplumpen, er bedarf einer Erholung, eines Uebergangs von den Schlupfwinkeln der Zigeuner zu



den Sälen der Residenz, und zu dieser Zwischenstufe eignet sich so ein Schwarzwälder Pfarrhaus vortrefflich. Bleib einige Wochen mit ihm bei uns, wir wollen ihn vollends nüchtern machen; du darfst meine Psychologie, meine Beredsamkeit nicht so gering anschlagen."

Heinrich fand den Vorschlag gar nicht unwillkommen. Daß man sie nicht gleich, vielleicht nie wieder in jene glänzenden Circle zurückführen könne, hatte er sich unterwegs oft vorgesagt; er hoffte vom Herzog, an den er nach erreichtem Zwecke sogleich einen Boten abzufertigen gedachte, leicht die Erlaubniß zu diesem stillen Ferienleben zu erhalten, und wie schmeichelte er seinem Herzen mit nie ganz unterdrückten Hoffnungen, wenn er sich ein wochenlanges, enges, trauliches Zusammensein vorstellte. Was seine Wirthe dazu sagen würden, wenn sie entdeckten, daß der Flüchtling kein Karl, sondern eine Amalia sei, was dieser Umstand für Folgen haben könnte, wollte er sich nicht vorher ausmalen, er verließ sich auf den entscheidenden Moment und im Nothfall auf den Eindruck, den der Stand seiner Schutzbefohlenen auf die Pfarrfrau machen würde, die er bereits für die Rückreise zur Ehrendame des Fräuleins erkoren hatte. „Hat dich am Ende gar der Herzog, dessen Auge Alles durchdringt, mit Absicht zu ihrem Verfolger und Ritter erwählt?“ dachte er und hatte Mühe, sich aus seinen schwindelnden Träumen zu reißen, um dem Freund eine Antwort zu geben. Er drückte ihm herzlich die Hand und versprach, zu thun, was die Umstände erlauben würden.

Unter diesen Gesprächen langten sie in dem Wirthshaus an und trafen zu Heinrichs Erstaunen einen sehr trinkbaren Wein. „Das ist schon kein Wirtenberger mehr,“ sagte der Pfarrer, „hier herum triffst du lauter Rheinwein, nicht gerade von der ersten Sorte, aber dafür desto wohlfeiler. Komm, das erste Glas der schönen alten Zeit!“ — Sie stießen an, und bald war alles Andere vergessen und verdrängt durch Unversitätserinnerungen. Eine Schnurre wurde durch die andere hervorgerufen. „Und weißt du auch noch?“ — „Ja, und



damals" — „Du warst ja auch dabei" — so ging es Schlag auf Schlag. Dann tauchten die lustigen Trinklieder wieder auf, die eine so kindlich frohe Stimmung mit sich bringen, daß man nicht mehr daran denkt, wie unsinnig sie größtentheils sind; ja der Pfarrer entblödete sich nicht, zuletzt noch den „Mann in der Lämmer-Lämmergass'" anzustimmen, das absurdeste Lied, das je von Studenten gedichtet und gesungen worden ist, und Heinrich, obgleich ihm innere Vorwürfe über solch zweckloses Treiben bei einer schwierigen und noch dazu vielleicht gefährlichen Sendung aufstiegen, konnte doch der Weinlaune des alten Freundes nicht widerstehen, der hier in sicherer Ferne von dem gestrengen Consistorium die einsame Wirthsstube mit Gesang und Gelächter erfüllte.

Unter solchen Umständen darf man sich nicht wundern, daß die Nacht schon stark hereingebrochen war, als der Pfarrer endlich auf den Rückzug dachte. Der Himmel hatte sich bewölkt, und es war sehr finster. Sie nahmen einen Bauer, der ihnen mit der Laterne vorleuchten mußte. Raum waren sie in der frischen, heißend kalten Luft, so zeigten sich die Wirkungen des Weins am Pfarrer; er schwankte wie ein mächtiger Baum, der nach langem Widerstande dem wiederholten Angriff des Sturmes nachgeben muß. Auch Heinrich fühlte sich nicht ganz fest auf den Beinen und folgte mit Mühe dem Bauer, der bald wieder heimzukommen wünschen mochte und mit starken, nüchternen Schritten vorausging. Dabei hatte er noch seine liebe Noth mit dem schweren Bechcumpan, dessen Kopf auf seiner Schulter ruhte; denn er hatte ihn unter den Arm gefaßt und schleppte ihn mit großer Anstrengung fort.

Auf einmal fiel ihm etwas kalt ins Gesicht. „Es schneit," rief der Bauer im gleichen Augenblicke: „Herr Gott, das rieselt!"

„Das kommt stark," sagte Heinrich, „macht nur vorwärts."

Der Pfarrer ermunterte sich ebenfalls und rief: „Aha, Bettelbuben? Eben hat es mir einen ins Gesicht geschneit."

Der Bauer suchte einen Stein, um ihn als Dach gegen



den Schnee auf die Laterne zu legen, und sie eilten im heftigsten Schneegestöber vorwärts. Jetzt kamen sie an den Steg, der über den Bach führte; der Pfarrer hielt sich dicht an den Führer. „Gemach, gemach!“ rief Heinrich, „eilt nicht so, ich sehe ja nichts!“

Während aber der Bauer sich mit der Laterne nach ihm umwandte, glitt Heinrich im Schnee aus und stürzte mit einem mächtigen Plump von dem Stege, der nur auf einer Seite ein Geländer hatte, in den Bach.

„Herr Jesus!“ rief der Pfarrer, „kannst du schwimmen?“

Der Bauer leuchtete gleichmüthig hinunter, hielt aber die Laterne schief, so daß der Stein ebenfalls ins Wasser fiel; im selben Augenblick zischte das Licht von einer hineingefallenen Schneeflocke und erlosch.

„Jetzt ist's aus!“ sagte der Pfarrer.

„Helst mir nur das steile Ufer herauf!“ rief Heinrich drunten, „aus dem Wasser bin ich schon!“

Die Beiden eilten in der Finsterniß hinzu, und es hielt schwer und gelang nur durch das feste Anstemmen des Bauers, den armen, triefenden Jüngling heraufzuziehen.

„Jetzt eilt, daß wir nach Hause kommen,“ rief er, „der Frost schüttelt mich!“

Sie suchten den Fußpfad wieder. „Hier,“ sagte der Bauer, „dürfen die Herren nur gerade vor sich gehen und sich links gegen den Berg halten, daß sie nicht noch einmal an den Bach kommen.“

„Ihr geht doch mit, Freund?“ rief der Pfarrer.

„Ich bin jetzt zu nichts mehr nuß,“ erwiderte jener, „da ich kein Licht mehr habe, und euer Weg ist leichter zu finden als der meinige. Wenn ich nur schon über den Steg wäre,“ hörten sie ihn bereits in einiger Entfernung sagen; nach einer Weile brummte er: „Gottlob!“ und war in der Nacht verschwunden, ohne eine Bezahlung abzuwarten.

„Alle Teufel! Der Flegel sorgt für seine eigene Haut!“ rief der Pfarrer.



„Natürlich,“ versetzte Heinrich, „in Kurzem liegt der Schnee wenigstens einen Schuh hoch. Mach' nur, daß wir vorwärts kommen, ich fühle, daß ein Fieber im Anzug ist.“

Sie eilten, was sie konnten; die Beschwerde vergrößerte sich mit jedem Schritt; das Gestöber schien immer dichter zu werden, der Wind wehte es ihnen gerade ins Gesicht, so daß sie nur mit Mühe dagegen vordringen konnten.

„Man hat ein Gefühl, als ob man einen Berg hinanstiege,“ sagte Heinrich, „wenn man so gegen den Schnee arbeitet.“

„Nur immer links!“ rief der Pfarrer mit noch etwas schwerer Zunge.

„Jetzt sollten wir aber doch an dem Dorfe sein,“ sagte Heinrich ungeduldig, nachdem sie sich lange Zeit schweigend durchgekämpft hatten.

„Weiß der Hentke, wo es steckt,“ erwiderte der Pfarrer.

Nach einer Weile fiel er hin, er raffte sich auf, von Heinrich unterstützt, und sagte: „Nun können sie morgen kommen und einen Pfarrer im Schnee suchen.“

„Weißt du, warum du gefallen bist?“ rief Heinrich und hieß ihn still stehen; „wir sind zu weit links gegangen und steigen schon eine gute Weile bergan. In dieser weißen Finsterniß merkt man's nicht, bis der Fuß an den steileren Abhang stößt.“

„Das ist eine schöne Geschichte!“ rief der Pfarrer, „jetzt ist guter Rath theuer.“

„Komm nur,“ sagte Heinrich und nahm ihn am Arm, „jetzt müssen wir uns wieder ganz rechts wenden, um ins Thal zurückzukommen.“

Sie fühlten sogleich, daß der Weg abwärts führte, und stiegen, den Schneesturm im Rücken, bald ausgleitend, bald hinfallend, so langsam und vorsichtig als möglich hinab.

„Jetzt immer zu, immer zu!“ rief der Pfarrer.

Sie gingen auf ebenem Boden, aber in immer tieferem, pfadlosem Schnee mühselig fort. Es mochte eine Stunde seit



Heinrichs Unfall verlaufen sein. „Halt!“ gebot dieser endlich, „da geht's ja schon wieder bergauf!“

Sie blieben rathlos stehen. „Das ist eine Nacht!“ rief der Pfarrer.

„Horch!“ rief Heinrich, „hast du nichts gehört? Ein Glockenton! Und jetzt wieder!“

„Ganz verloren!“ sagte der Pfarrer, „der Schnee läßt ihn nicht recht durch die Luft dringen.“

„Aber ich habe mir gemerkt, wo er herkam!“ rief Heinrich freudig, „komm, folge mir, er führt uns in irgend ein Dorf.“

Sie traten ihre Irrfahrt wieder an und waren kaum fünfzig Schritte, um sich her tastend, rückwärts gegangen, so stieß Heinrich an einen Gegenstand, den er für ein Haus erklärte. Sie umgingen es auf allen Seiten, und als sie die Thüre gefunden hatten, pochte der Pfarrer heftig an und rief mit donnernder Stimme: „He da! Aufgemacht! Aufgemacht! Sagt uns, wo wir sind, und führt uns ins Wirthshaus!“

Ein Fenster öffnete sich, und eine Männerstimme rief heraus: „Hier gibt's kein Wirthshaus!“

„Was? Kein Wirthshaus?“ rief der Pfarrer, „jetzt sind wir vollends in der Patsche!“

„Ist Er's, Herr Pfarrer?“ fragte der Mann lachend, „Er braucht kein Wirthshaus, Er ist ja in Seinem eigenen Dorf.“

„Was bin ich?“ rief der Pfarrer, „ich wollt, ich wär' —“

„Guter Freund!“ erhob Heinrich seine Stimme, „seid so gut und zeigt uns den Weg ins Pfarrhaus! Wir haben uns verirrt und sind so vom Schnee geblendet, daß wir uns nicht einmal hier mehr zurechtfinden können.“

„Bitt' dich ums Himmels willen!“ flüsterte der Pfarrer, „er muß uns ja für betrunken halten! — „Sagt mir nur, an welchem Haus ich bin,“ rief er laut, „ich will mich schon zurechtfinden! Ich weiß nur nicht, wo und wie wir über Stock und Stein ins Dorf hereingerathen sind.“



„Er ist aus Balthasar Haugen Haus!“ antwortete der Bauer, und Heinrich mußte hell auflachen, als er in diesem Erdenwinkel den gelehrten Namen hörte.

Nach einer Viertelstunde hatten sie das Pfarrhaus erreicht, und hier ergab es sich, daß die Pfarrerin in ihrer Besorgniß, da die Männer so lang ausblieben, in die Kirche gelaufen war und die Glocke gezogen hatte. Sie war eben im Begriffe, Boten nach ihnen auszusenden. Der Pfarrer umarmte sie lebhaft und rief: „Ohne dich ruderten wir noch da draußen herum und wären wahrscheinlich über Nacht erfroren.“ — Sie sah ihn aber scheel an, entwand sich seinen Armen und sagte: „Du kannst doch nie ordentlich nach Hause kommen!“

Das Wohnzimmer war angenehm erwärmt; hinter der Thüre eines Schrankes wechselte Heinrich seine Kleider und zog einige abgetragene vom Pfarrer an; da dieser nur einen einzigen Rock besaß, mußte sich der Gast in seinen Kirchenrock hüllen. Er betrachtete sich und gedachte des Berufs, zu dem er einst bestimmt war. Indessen hatte die Pfarrerin ein Bett aufgemacht; sie hing seine Kleider in die Nähe des Ofens und trug einen Kaffee auf, der diesmal ungeschmälzt war und unsrem frostdurchschauerten Helden sehr zu Statten kam. Seine Wirthe ließen ihn bald allein, er legte sich zu Bette und dachte im Einschlafen unwillkürlich an den Vers, den er an des Pfarrers Betthimmel gelesen hatte.

Ob dieser unter seiner Jakobsleiter, ohne daß ihm seine Frau einen lehrreichen Abendsegen las, zur Ruhe gekommen ist, wissen wir nicht; aber bald nach Mitternacht erwachte er wieder und fühlte einen brennenden Durst; während er nun aufstand, um diesen zu befriedigen, glaubte er vor dem Hause ein Geräusch zu vernehmen. Er trat ans Fenster und öffnete es leise. Drunten vor der Hausthüre erblickte er einen Haufen Leute, beschäftigt, wie es ihm schien, die Thüre zu öffnen. Er rieb sich die Augen und wußte nicht, ob er wache oder träume. Der Himmel war hell, und auf dem Boden lag hoher Schnee. Er sah noch einmal hin, und die Erscheinung



war wie zuvor; in einiger Entfernung erblickte er eine Gruppe, dicht an einander gedrängt; sie schienen etwas zu tragen, und er war ungewiß, ob sie sich näherten oder entfernten. „Was thu' ich?“ dachte er, „wenn ich auch das ganze Haus alarmire, so sind wir doch nicht Manns genug, um es mit einer solchen Bande aufzunehmen. Vielleicht lassen sie sich abschrecken.“ — Er ergriff einen Fensterladen und warf ihn mit großer Gewalt an die Wand; der Schlag war so heftig, daß es ihm selbst vorkam, als wäre ein Schuß gefallen. Vorsichtig sah er hinaus und bemerkte mit Freuden, daß seine Demonstration gewirkt hatte; wenigstens entfernten sich die Nachtgesellen eilig, und bald war drunten nichts mehr zu erblicken. Im Hause blieb Alles still. Der Pfarrer wollte Niemand beunruhigen; er aß von dem frischgefallenen Schnee auf dem Fenstergesimse und legte sich hinlänglich abgekühlt zu Bette. Seine Frau bewegte sich unruhig, er aber schlief schnell wieder ein, und die Begebenheit hatte nur den leichten Eindruck eines Traumes in seiner Seele zurückgelassen.

## 28.

O könnt' ich ihn mit diesen Armen weit  
Hinübertragen in ein glücklich Land,  
Wo Friede wohnet und wo Freude blüht,  
Wo dem Erwachenden sein schweres Leid  
Verschwunden wäre wie ein böser Traum.

Umland, Herzog Ernst.

Der Pfarrer wäre den andern Morgen nicht allzu zeitig erwacht, hätte seine Frau ihn nicht angestoßen. Er gähnte und legte sich auf die andre Seite, um den hartnäckigen Schlummer fortzusetzen, mußte aber endlich den wiederholten Ermunterungen gehorchen und erhob sich seufzend, mit dem



demüthigen Bewußtsein, daß seine gestrenge Hälfte diese Schlaftrunkenheit mit Recht einer nicht gar löblichen Ursache zuschreibe. Als er das Fenster öffnete, sah er einen Haufen verworrener Fußstapfen, welche ihn plötzlich an seinen Traum erinnerten. Eine böse Ahnung überfiel ihn. „Röse, das war kein Traum!“ rief er seiner verwunderten Gattin zu und eilte, nach seinem Gast zu sehen.

Er fand das Bette leer; die Kleidungsstücke waren fort, bis auf den Rock, der noch hinter dem Ofen hing. Er rief und suchte im Haus umher; keine Antwort. Er eilte hinaus in der schwachen Hoffnung, der Freund habe vielleicht einen Morgenspaziergang gemacht. Aber er konnte außer den Fußstapfen, welche den nächstgelegenen Berg hinanföhrten, keine einzelne Spur entdecken, und so hatte er bald die Gewißheit, die er so lang von sich zu weisen gesucht.

„Alles richtig!“ sagte er, als er zurückkam, „er ist gestohlen worden.“

„Gestohlen?“ rief die Pfarrerin mit Entsetzen und rannte hinweg, um nach ihrem Eigenthum zu sehen, kam aber beruhigt wieder zurück und fragte, „wer gestohlen sei und von wem?“

Matthäus saß rathlos am Tische, den Kopf auf den Arm gestützt, und versetzte unwillig: „Nun, ich sage dir's ja, die Zigeuner haben unsern Gast gestohlen.“

„Die Zigeuner? Gestern sah ich einen um die Kirche herumgehen.“

„Unseliges Weib! Warum hast du uns das nicht gleich gesagt? Jetzt sind sie uns zuvorgekommen.“

„Aber was hat er denn mit den Zigeunern zu schaffen, oder die Zigeuner mit ihm? Sie stehlen doch sonst keine so alten Kinder?“

„Geschwäg!“ rief der Pfarrer, „er kam ja ausdrücklich, um sie auszuspioniren.“

„Ausspioniren!“ sagte die Pfarrerin verächtlich, „ich habe den saubern artigen Menschen für was Ordentliches gehalten,



und nun ist er ein Spion. Der ist wohl fort. Was gibst du dich auch mit solchen Leuten ab?"

„Das verstehst du nicht!“ rief der Pfarrer zornig.

„Ja, ja!“ brummte die hübsche Frau und ging an ihre häuslichen Geschäfte.

„Was thun jetzt?“ rief der Pfarrer und ging im Zimmer auf und ab. „Wie dumm! Sein Ueberrock hängt ja noch hinter dem Ofen! Also hab' ich auch die Papiere und kann ein paar Aemter nach ihm aufbieten!“

Der halbnasse Rock war freilich da, aber die Briestafche war ebenfalls verschwunden. „Die sind klüger als wir!“ sagte er, den Finger an die Nase legend.

Während er nun dieser wunderbaren und schreckenvollen Begebenheit nachsann, kam ein Bote, den seine Frau nach allerlei Luxusartikeln ausgesandt hatte, aus dem ziemlich entlegenen Amtsstädtchen zurück und brachte statt des Zuckers, der dem Krämer ausgegangen war, ein herrschaftliches Schreiben mit, worin die längst nachgesuchte Verbesserung der Hausthüre endlich bewilligt war, nebst dem mündlichen Beifügen des Amtes, daß der Schlosser morgen schon eintreffen werde.

„Hol' ihn der Teufel!“ rief der Pfarrer wüthend, „hätte er nicht gestern kommen können? Köschel,“ sagte er zu seiner Frau, die eben mit dem Frühstück hereintrat, „ich habe mich jetzt aus der ersten Betäubung erholt, und es ist mir klar, was ich zu thun habe. Höre mich an, mein Kind, und sei fein vernünftig. Packe mir Mundvorrath zusammen und etwas Trinkbares; ich werde einige handfeste Bursche mitnehmen und vielleicht mehrere Tage ausbleiben. Es ist Freundespflicht, hörst du? Und zwar ohne Verzug!“

Die Pfarrerin deutete statt aller Antwort nach dem kleinen hölzernen Glockenthurm, von wo so eben das erste Zeichen zum Gottesdienst erscholl: „Und wer wird dann predigen?“ sagte sie.

Der Pfarrer, der nicht leicht aus der Fassung zu bringen war, eilte ans Fenster und befahl, alsbald beide Glocken



anzuziehen, denn so hoch belief sich sein Kirchengeläute, und den Schulmeister an seinen Posten zu rufen. „Ich will die Predigt sogleich halten,“ sagte er, „und will's kurz machen. Was ich vorhabe, ist auch ein Gottesdienst. Gib mir schnell meinen Kirchenrock.“

Die Pfarrerin ging nach dem Kasten, kehrte aber nach einigen Schritten wieder um und sagte: „Den hast du ja gestern Abend dem jungen Herrn angethan.“

Der Pfarrer sah sie mit weit aufgerissenen Augen an und sprach kein Wort, denn er wußte schon genug. Seine Frau aber, die nach dem Bette des Gastes geeilt war, rief in der äußersten Bestürzung: „O, wie ist die Welt so schlecht! Die Spitzbuben haben ihn in deinem Kirchenrock fortgeführt! Hätte er denn nicht schreien können?“

„Sie werden ihm schon fürs Schreien gethan haben,“ versetzte der Pfarrer. „Das hat sein junger Phantast angezettelt; übrigens ein Trost für uns und eine Hoffnung, daß ihm nicht viel Böses widerfahren wird.“

„Sorg' du für dich selber!“ rief die Pfarrerin: „eine Predigt und kein Kirchenrock! Du bist um den Dienst,“ setzte sie lautweinend hinzu.

„Im Kirchenrock unter den Zigeunern!“ rief der Pfarrer, ohne auf diese Besorgniß zu achten, und brach in ein schallendes Gelächter aus. „Nun, was mich betrifft,“ sagte er, als er sich erholt hatte, „so kann ich mir mit dem heutigen Evangelium gut durchhelfen. Gib mir nur meinen gewöhnlichen Ueberrock; sie läuten schon zusammen.“

„Die Leute können ja kaum von den nächsten Häusern da sein!“ entgegnete seine Frau:

„Thut nichts!“ sagte er und begab sich zur Kirche, wo er die wenigen Versammelten, ohne die Kanzel zu besteigen, also anredete:

„Meine liebe Bauern! Ich soll euch predigen, und zwar über das Evangelium von dem Manne, der kein hochzeitlich Kleid an hatte. Aber ich habe selbst keines an. Folglich



kann ich euch auch nicht predigen. Mein Kirchenrock ist mir diese Nacht gestohlen worden und ein angesehenener Gast dazu, der dem Herzog sehr am Herzen liegt. Ihr werdet euch deshalb gute Zeiten machen, wenn ihr mir ihn suchen helft. Kommt und nehmt noch Andre mit! Die Willfährigsten dürfen sich auf eine schöne Belohnung gefaßt machen. Amen."

Diese kurze Stegreifpredigt hatte eine größere Wirkung als vielleicht die studirteste Kanzelrede. Einige Riesen vom alten Flößerstamme erhoben sich, nachdem sie einander eine Weile angesehen hatten, und traten zu ihrem Seelenhirten; Nachkommende, mit ein paar schnellen Worten von Menschenraub und Belohnung verständigt, schloßen sich an. Der Pfarrer durchstreifte mit ihnen das schmale Thälchen, klopfte aus den vereinzeltten Hütten seiner Gemeinde, hier aus einem Wäldlerhäuschen am Berg, dort aus einer Sägmühle am Wasser, noch einen und den andern Streifer heraus, führte das ganze Contingent zum Pfarrhause, wo seine Frau einen Heidelbeergeist herbeischaffen mußte, und dann ging es mutbig den Berg hinan. Der Pfarrer, in großen Stiefeln an der Spitze seines Aufgebots marschirend, folgte den Schneespuren, welche weder in einen Pfad einlenkten, noch auch nur dem Zug einer Anhöhe oder eines Thales sich bequemen, sondern quer über die vielen Einschnitte der Gegend in beständigem Wechsel bergauf und bergunter leiteten. Der Feind mochte wohl auf ein fortdauerndes Gestöber, das seine Fustapfen wieder verwischte, gerechnet haben. Als sie einige Stunden auf diesem mühseligen und schlüpfrigen Wege zurückgelegt hatten, kamen sie, schroff zwischen Tannen niedersteigend und vielfach ausglitschend, an das Ufer eines Fließchens, worin beschneites Floßholz lag.

"Halt!" rief der Pfarrer, und seine Mannschaft stand still. „Hier gehen die Spuren aus,“ sagte er, „diesseits und jenseits nichts zu erblicken. Geh Einer am Bach hinauf und Einer hinab, um zu sehen, ob sie irgendwo wieder zum Vorschein kommen.“



Die Beordneten lösten sich von dem Häuflein ab. Der Pfarrer trat näher an das Ufer und blickte zwischen die schneebedeckten Steinblöcke, die auf allen Seiten den Zugang versperreten. „Was ist denn das?“ rief er auf einmal, „der Schnee weggescharrt, der Stein von frischem Rauch geschwärzt, und — ja wahrhaftig! Hier liegt noch eine verglimmende Kohle. Jetzt haben wir sie! Wir haben sie! Sie können noch nicht weit sein; hier haben sie Rast gemacht.“

Einer der Abgesandten kam zurück und berichtete, daß aufwärts am Wasser keine Spur zu sehen sei. Gleich darauf eilte der andre heran und winkte schon von Weitem, „da unten sind sie!“ rief er, und mit einem unterdrückten Freudenschrei drang der Pfarrer durch Gestein und dürres Gesträuch, seine Mannschaft hinter ihm her. Einen Büchenschuß unterhalb der Feuerstelle sah man jenseits des Baches Fußstapfen, welche sich zwischen dichten Tannen verloren. Der Pfarrer setzte mit Hilfe seines langen, eisenbeschlagenen Stockes über das Wasser, blieb aber kopfschüttelnd stehen und sagte: „das Ding will mir nur halb gefallen, es sind der Spuren viel weniger.“

„Denk' wohl, sie sind einander in die Stapfen getreten, die schlauen Vögel!“ sagte einer der Bauern.

„Mag sein,“ erwiederte der Pfarrer und stieg keuchend einen steilen Waldberg, den Zickzackspuren folgend, hinan. Sie führten von da zu einem noch höhern First, zwischen zahllosen aufgesetzten Klaftern von Scheiterholz hindurch, einer Vertiefung zu, wo ein Geräusch zu vernehmen war. Jetzt gerieth das Aufgebot in nicht geringe Spannung; der Pfarrer, mit klopfendem Feldherrnherzen, gab einen Wink zum Stillstand, ging bei den Einzelnen umher, sprach ihnen Muth ein, vertheilte dann seine Truppen und führte sie in das Dickicht. Bald merkte er, daß er dem Ziele seiner Verfolgung nahe sei: er hielt vor der Stelle, woher das Geräusch gekommen war, und wartete, bis seine Streifmannschaft dieselbe rings eingeschlossen hatte. Dann commandirte er mit



lauter Stimme: „Vorwärts! drauf!“ Und alle drangen zu gleicher Zeit hinein. Aber wie fand er sich enttäuscht, als er Niemand anderes erblickte, als die beiden gestern ausgeschickten Späher, welche, ihren Auftrag sich trefflich zu Nutzen machend, beschäftigt waren, ein paar Klasten auf ungeheure Holzschlitten zu laden. Er trat einen Schritt zurück; sein Gefolge, das einen Augenblick mit aufgehobenen Knütteln und aufgesperzten Mäulern dagestanden war, brach in ein donnerndes Gelächter aus.

„Nun, das muß ich sagen!“ rief der Pfarrer, nachdem er sich gefaßt hatte, „ihr seid pünktlich in eurer Berrichtung! Das also ist der Feind, gegen den man euch beordert hat?“

„Die stehlen das Holz und die Schlitten dazu,“ flüsterte der Bauer, der ihn in der Wahl dieses Weges bestätigt hatte. „Es hat mir doch vorhin gleich geschwant,“ fügte er bei, „daß die breiten Stapsen von Bauernfüßen kommen.“

„So? Und warum habt Ihr das nicht gleich gesagt?“ rief der Pfarrer.

Da er auf diese billige Frage keine Antwort bekam, so wandte er sich zu den beiden Spähern, welche verblüfft am Schlitten nestelten. „Habt ihr die Zigeuner gesehen?“ fragte er.

„Nein, Herr Pfarrer!“ antworteten sie aus Einem Munde.

„Das glaub' ich gern!“ sagte er, „denn ihr waret ganz und gar auf dem Holzweg, und nun habt ihr auch uns noch darauf gelockt. Fort jetzt! marsch! Wir müssen geradewegs zurück, und ihr Beiden schließt euch an oder geht nach Hause; denn so ist's nicht gemeint, daß das Handwerk da meinen Segen haben soll.“

Rasch ging es in den trügerischen Spuren den Berg wieder hinab, und der Pfarrer, als er an das andere Ufer des Flüsschens zurückkam, gewahrte zu seinem Verdrusse jetzt erst, was er vorhin im Entdeckungseifer und vor den im Wege liegenden Felsblöcken übersehen hatte, daß die Fuß-



stapfen seiner beiden saubern Rundschafter auch diesseits weithin sichtbar waren, somit von den bisher verfolgten Spuren leicht hätten unterschieden werden können.

Der Bauer, der dem Pfarrer seine Weisheit zu vernehmen gegeben hatte, schlich sich zu den beiden verdrießlichen Nachzüglern und sagte leise: „Das Holz ist doch zu viel für euch, auf die Nacht will ich helfen; der Schnee kommt uns gut, wir riesen die Schlitten hinunter, und darnach weiß ich einen geschickten Weg durchs Thal.“

„Den wissen wir auch,“ war die kurze Antwort, welche den Bewerber veranlaßte, sich wieder zum Vortrab zu begeben.

„Diesen Umweg hätten wir uns ersparen können,“ sagte der Pfarrer, als sie wieder an der Feuerstelle angelangt waren, „doch was gilt's? wir holen die Feinde noch ein.“ — Er bedachte sich eine Weile, indem er in das Wasser blickte: „Da die Spuren hier aufhören,“ sagte er endlich zu seinem Gefolge, „so kann ich nicht anders vermuthen, als daß die Schelme im Wasser fortgegangen sind, und da ist's doch das Wahrscheinlichste, daß sie den Weg aufwärts, dem tiefern Gebirge zu, genommen haben. Also laßt uns dem Bach entgegengehen, so gut es das Terrain erlaubt.“

Das Häuflein brach auf und schloß sich den Windungen des Wassers auf beschwerlichem, völlig pfadlosem Wege an, der bald von Steinblöcken, bald von überhängenden Tannen unterbrochen war. Der hartnäckige Bauer jedoch, der sich durchaus in die Kameradschaft der beiden Holzdiebe eindringen wollte, machte sich von Neuem zu ihnen und sagte: „Unser Einer muß doch immer bei den Zigeunern in die Schule gehen. Was das ein verfluchter Einfall ist, im Bach zu gehen, daß und damit man keine Fußstapfen sieht! Zwar unser Pfarrer ist auch nicht auf den Kopf gefallen, der kommt ihnen gleich hinter die Schliche. Aber ich denke dabei, mit dem Holz auf die Nacht könnten wir's auch so machen: wenn wir die Schlitten ins Wasser herunter bringen und führen



sie darin fort, so verrathen uns die Leisen nicht, und dem reichen Foggel thut's ja keinen Schaden."

Die beiden Andern sahen sich an und wechselten beifällige Blicke. „Das ist auch wahr!“ sagte endlich einer von ihnen, und so kam eine zögernde Unterredung zu Stande, welche dem Erfinder des Project's Hoffnung gab, der Dritte in diesem Bunde zu werden.

Inzwischen hatte man den Ursprung des Flüsschens erreicht, und der Pfarrer blieb mit einem Jubelrufe stehen, auf die Fußstapfen deutend, welche aus dem Wasser hervor und eine steile Anhöhe hinauf liefen. „Das sind die alten Spuren!“ rief er, „immer drauf! Jetzt gehen wir sicher.“

Er eilte so schnell voraus, daß er oben keuchend auf seinem Stock ausruhen mußte. Die Bauern kamen nach und sahen einander bedenklich an. Ein breiteres Thal, von einem Fluß durchschnitten, lag zu ihren Füßen, und jenseits desselben stieg in immer größern Abfällen das Hochgebirge vor ihnen auf. Der Pfarrer, dem es mittäglich zu Muthe werden mochte, ließ Brod auspacken, und der Krug mit dem belebenden Feuerwasser machte die Runde. Hierauf sprach Matthäus seiner Mannschaft beweglich zu, mit ihm über die Murg zu gehen, und sie folgte ihm, unwillig zwar, doch schweigend, in's Thal hinab, über den Fluß und aufs Neue bergan.

„Es ist mir undenkbar!“ sagte er, als sie am späten Nachmittage, durch die beschneiten Wälder sich emporarbeitend, schwitzend und ermüdet, einen Sattel zwischen den höchsten Bergköpfen erstiegen hatten, auf welchem die Spuren fortliefen: „Sie können kaum eine Viertelstunde vor uns her sein, und doch holen wir den Vorsprung nicht ein! Wo sind wir denn jetzt eigentlich?“

„Ich bin hier wohlbekannt,“ sagte einer der Bauern, „dort links hin zieht sich der Kniebis, und da drüben rechts liegt der Rakenkopf. Aber wir kriegen noch mehr Schnee, der Himmel übergeht.“



„Vorwärts denn, daß uns die Spuren nicht zugedeckt werden!“ rief der Pfarrer. Während er noch sprach, begannen die Flocken dichter und immer dichter zu fallen.

Die Bauern schienen schon längst auf einen guten Anlaß gewartet zu haben, und jetzt brach die Empörung in lichten Flammen aus. „Einen übeln Heimweg bekommen wir!“ hob einer von ihnen als Sprecher an, „und vor uns wird auch nicht mehr viel zu finden sein.“

Der Pfarrer bot seine ganze Beredsamkeit auf, der Bauer jedoch, denn er bewaffnet sich niemals bloß mit Einem Grunde, fuhr fort: „Ja, aber, Herr Pfarrer, jetzt sind wir über der Grenze, und das könnte uns Ungelegenheiten machen.“

„Ueber der Grenze?“ rief der Pfarrer betroffen, „wo denn? In der Markgrafschaft?“

„Nein,“ war die Antwort, „im Straßburgischen! Da drüben, schon hinter uns, muß der Dreifürstenstein stehen.“

„Ein württembergischer Pfarrer und der Bischof von Straßburg!“ murmelte Matthäus, „aber dennoch vorwärts! Ich nehm's auf mich.“

Die Bauern schüttelten die Köpfe gegen einander, und keiner rührte einen Fuß. Eben wollte der Pfarrer zornig losbrechen, als er zwischen den Bäumen von einer schwachen Stimme seinen Namen aussprechen hörte. Es klang nur wie ein ferner Hauch, aber er war überzeugt, daß er richtig vernommen habe. „Koller!“ rief er und drang mit einem Sprung hinein. Da ertönte ein donnerndes Halt! Er blickte umher, und erst nach einigem Spähen gewahrte er, an eine Riesentanne gelehnt, einen jungen Zigeuner mit angeschlagenem Gewehr. Unwillkürlich mußte er seine Blicke an der prächtigen schlanken Gestalt, an den edlen Zügen des gebräunten Angesichts und an den blitzenden Augen des jungen Mannes waiden, aber nur einen Augenblick, und dann setzte er seine Bewegung mit hochgeschwungenem Stocke fort. „Halt!“ wiederholte der Zigeuner, „bei der Seele meines Vaters, Ihr seid des Todes, wenn Ihr einen Schritt weiter geht.“



Er hatte den Finger am Drücker, und seine Stimme klang so ernstlich, daß der Pfarrer stehen blieb. „Wer gibt dir das Recht,“ rief er, „das Gewehr auf mich zu richten?“

„Mein Dienst.“

„Wer bist du?“

„Ein Mann.“

„Wem dienst du?“

„Wen ich lieb hab’.“

Der Pfarrer betrachtete den tüchtigen Jüngling von Neuem; dann sagte er: „Du hast einen Mann aus einem friedlichen Hause mit Gewalt entführt. Er ist mein Freund, gib ihn heraus!“

„Nimmermehr.“

„Er ist hier nahe. Ich habe seine Stimme gehört, er hört die meinige.“

„Er hört sie nicht.“

Der Pfarrer sprang entsetzt zurück und feuerte seine Mannschaft an, die ihm zögernd einige Schritte folgte. Als aber noch mehr Flintenläufe blitzten und mehrere wilde, braune Gesellen sich zwischen den Bäumen zeigten, da machten die Bauern eine rückgängige Bewegung und erklärten einmüthig, für blaue Bohnen hätten sie keinen Geschmack.

Der junge Zigeuner lachte. Der Pfarrer gerieth in Verzweiflung, die Kehle war ihm wie zugeschnürt, und kaum konnte er ein paar Worte hervorbringen. „Heimtückischer Mörder!“ rief er, „und euch,“ wandte er sich zu seinen Bauern, „mach’ ich verantwortlich für diesen Mord.“

„Was Mord?“ rief der Zigeuner und sah hoch und stolz herab. „Hier ist von keinem Mord die Rede.“

Der gute Matthäus athmete wieder auf. „Wo hast du ihn? was hast du ihm gethan?“ rief er.

„Ich hab’ ihm nichts gethan, der Anstoß ist von selber gekommen. Was kann ich dafür, daß die Zuckerpuppe so zerbrechlich ist? Sie hat mir einen sauren Weg gemacht.“

„Er ist krank!“ rief Matthäus, „schon gestern hatte er



einen Unfall und sah einem Fieber entgegen; diese Nacht wird vollends das Ihrige gethan haben."

"Es wird vorübergehen," erwiderte der Zigeuner, "wenn er eine wackere Natur hat, so ist's nicht gefährlich. Uebrigem ist er in bessern Händen, als wenn Ihr Eure Doctoren auf ihn hegt."

"Führt mich zu ihm!" rief Matthäus entschieden, "ich muß ihn sehen."

Der Zigeuner bedachte sich ein wenig. "Allein mögt Ihr mitkommen," sagte er endlich, "gebt mir Euer Wort, daß Ihr wieder gehen wollt, wenn man's Euch heißt."

Der Pfarrer sah ihn ingrimmig an und warf einen Blick der Verachtung auf sein Gefolge; dann erfüllte er den Willen seines Gegners und folgte diesem, der mit abgesetztem Gewehre voranging. Die andern Zigeuner blieben auf einen Wink ihres Anführers, denn dies schien er zu sein, als Wache gegen die Bauern zurück.

Mit drei Schritten befand sich Matthäus an der ersehnten Stelle. Eine ungeheure Masse von Granittrümmern hatte sich hier einst vom Gipfel herabgewälzt und bedeckte, aufgehoben im Sturz und von Moos und Tannen überwachsen, den Abhang bis in die Tiefe hinunter. Die obersten, zwei an einander gelehnten Grabsteinen gleichend, bildeten eine Wölbung, die einen vorübergehenden Schutz gegen die Witterung gewähren konnte. Hier lag der Kranke, sorgfältig in bunte Tücher gehüllt. Sein Leib ruhte auf weichem Moos, und sein Haupt lag im Schooße eines Zigeuners. Neben ihm brannte ein Feuer, dessen Rauch sich jetzt langsam durch das Gestein und an den Tannen emporzukräuseln begann.

"Armer Freund!" rief Matthäus, ins Moos neben ihm niederknieend. Der Anführer hatte wahr gesprochen, Heinrich hörte ihn nicht, er hatte seinen Namen vorhin im Fiebertraum ausgerufen. Seine Glieder bebten im Frost, und eine unheilverkündende Gluth überslog von Zeit zu Zeit sein bleiches Angesicht.



„Und Mord sag' ich dennoch!“ rief der Pfarrer zornig emporfahrend, „auf euch liegt die Schuld, wenn es unerwünscht mit ihm geht.“

„Hier hilft Streiten zu nichts,“ begann der junge Zigeuner mit kaltem Tone. „Ich habe gethan, was mir befohlen war. An mir lag's nicht, wenn er nicht ruhig in seinem Bette blieb. Ich wollt', er wär' eine Tagreise tief unter dem Boden!“ setzte er mit einem grimmigen Blick auf den Kranken hinzu. „Wenn's auf mich ankäme, da, fort! sagt' ich, macht, daß Ihr mir ihn aus den Augen schafft! Bringt mich nicht auf, sonst wird es übel gehen.“

Während die beiden Männer eben im Begriff waren, sich zur unglücklichen Stunde gegen einander zu erhitzen, bewegte sich der Kranke. „Lottchen!“ flüsterte er und hob den Arm wie gegen eine Erscheinung.

Der junge Zigeuner trat erstaunt und mit gemildeter Miene hinzu. „Was hat er gesagt?“ fragte er.

„Lottchen!“ wiederholte Heinrich stammelnd, „laß uns wieder sein wie sonst! O die alten Zeiten!“

Seine Züge wurden still und freundlich; dann aber drückten sie einen plötzlichen Schmerz aus. Er ließ den Arm fallen und athmete schwer.

Der Zigeuner sah ihm theilnehmend ins Angesicht und murmelte einige unverständliche Worte. Hierauf holte er einen Trank, den er am Feuer gebraut hatte, flößte ihn den halbgeöffneten Lippen ein, und endlich rieb' er ihm Stirn und Schläfen mit frischem Schnee.

„Thut das gut?“ fragte der Pfarrer, der stillschweigend zusah.

„Sehr gut!“ erwiderte der junge Zigeuner, ohne in seiner eifrigen Beschäftigung einzuhalten.

Der Erfolg rechtfertigte seine Worte. Bald wurde der Athem des Kranken leichter; er streckte sich aus und fiel in einen ruhigen Schlummer.

„Dieser Schlaf ist nicht mit Gold zu bezahlen,“ sagte der braune Arzt, „wollt Ihr ihn nun zerstören und uns entreißen?“



„Nein!“ versetzte der Pfarrer, aber was soll hernach aus ihm werden?“

„Harret in Geduld!“ erwiderte der Zigeuner. „Indessen will ich gegen Euren Schwur auch einen setzen. Bei der Seele meines Vaters und bei dem Herzen meiner Mutter: es soll ihm nichts Leidens widerfahren, so lang er sich friedlich hält! Vielleicht wird er frei, sobald er nur will. Aber hergeben kann ich ihn nicht, wenn ich auch wollte, und Eure Heldenmichel hätten ganz anders anrücken dürfen, Ihr hättet ihn doch nicht herausgefriegt.“

„Antwortet mir auf eine Frage,“ sagte der Pfarrer, „habt Ihr ihn auf Antrieb des jungen Mannes gefangen, den er suchen ging?“

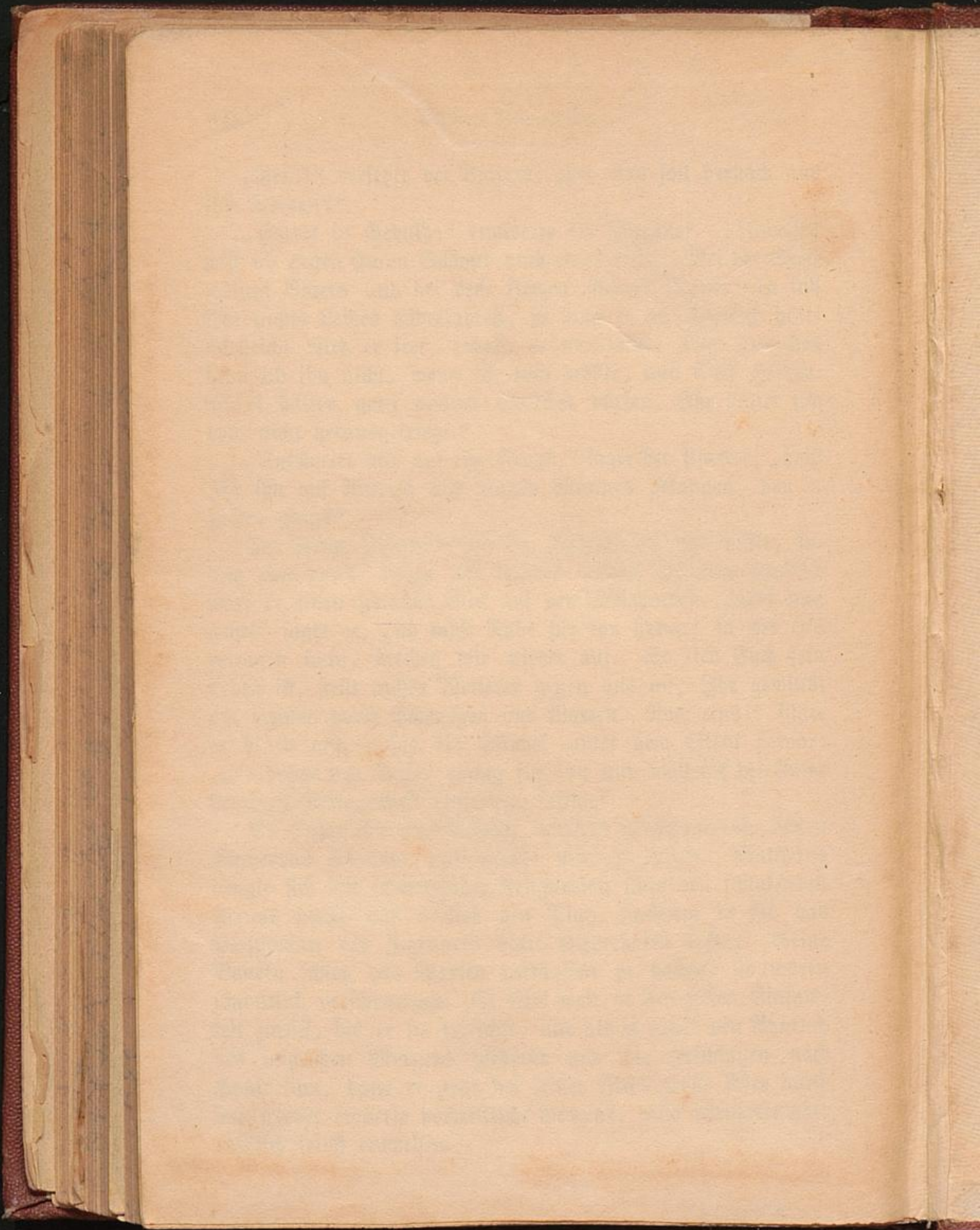
Der junge Zigeuner sah ihn lächelnd an und nickte, indem eine dunkle Röthe sein schönes Gesicht überslog; zugleich warf er einen schlaun Blick auf den Schlafenden. „Und nun geht!“ sagte er, „ich muß Ruhe für ihn haben; so wie er's ertragen kann, brechen wir wieder auf. So lieb Euch sein Leben ist, stellt nichts Weiteres gegen uns an; Ihr gewinnt am meisten durch Schweigen und Warten. Noch eins!“ fügte er hinzu und nahm ein Bündel unter dem Stein hervor: „wir haben jetzt Decken genug für ihn und wollen's bei Eurer heutigen Verlegenheit bewenden lassen.“

Er reichte ihm das Bündel, welches der Pfarrer für seinen Kirchenrock erkannte, und winkte ihm, zu gehen. Matthäus beugte sich mit schmerzlicher Resignation über den schlafenden Freund herab und verließ den Platz, nachdem er sich das Versprechen des Zigeuners hatte wiederholen lassen. Seine Bauern schien das Warten verdrossen zu haben: sie waren sämmtlich verschwunden. Er eilte weit in der tiefen Einsamkeit zurück, bis er sie erreichte, und als er gegen den Anbruch des folgenden Morgens todtmüd und wie zerschlagen nach Hause kam, hatte er zwar bei seiner Frau große Ehre durch das wieder eroberte hochzeitliche Gewand, desto geringere aber bei sich selbst erworben.

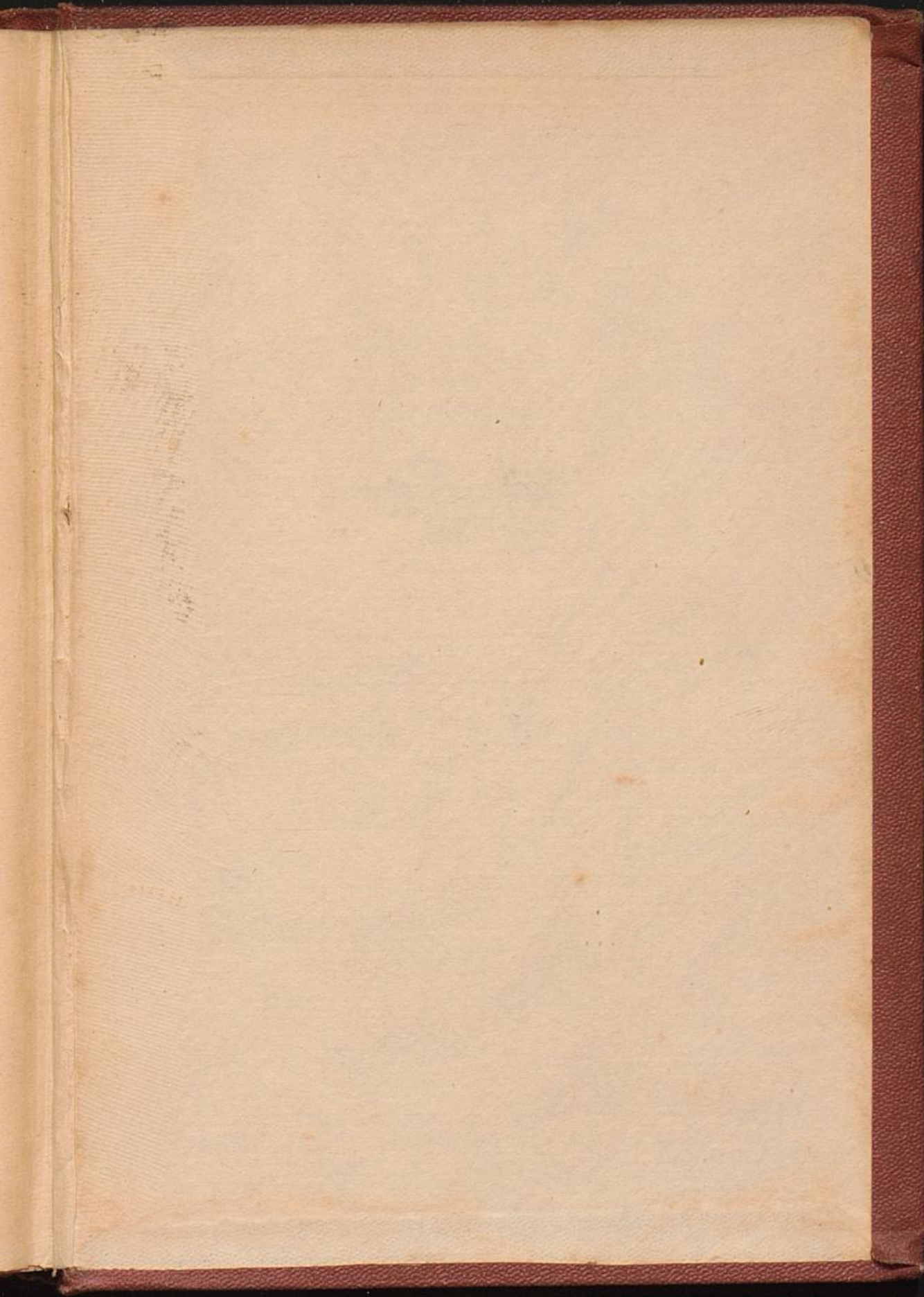
















02SE2809



P  
02

Kurz,  
Schillers  
Heimathjahre  
1.

SE  
2809